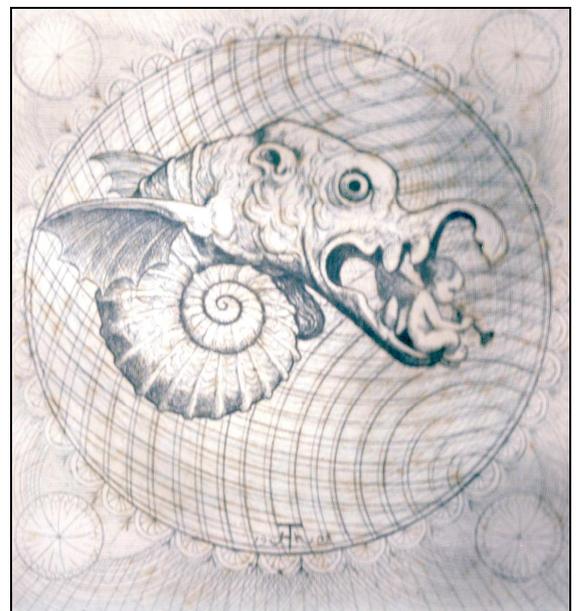


*Günter Knopf*

*...wie es dir selber gefällt*



© 2003



# *Inhaltsverzeichnis*

Vorwort.....	4
Von Kindesbeinen an .....	5
Der Ernst des Lebens beginnt .....	33
Ade, Zivilleben!.....	45
„S ist Krieg, 's ist Krieg!“ .....	51
Zum letzten Mal Krieg gegen Frankreich .....	57
„...Nach Ostland geht unser ‚Ritt‘...“ .....	63
Vorwärts Kameraden, es geht zurück!.....	75
Die Heimatfront .....	87
Doppelter Rückzug.....	93
Der Weg in die Hölle (?) .....	103
Sevastopol .....	109
Statt Heimkehr Sanitäter .....	117
Vom Dolmetscher zum Obersani.....	129
Bratfisch in der Sani-Tasche .....	151
„...und wieder heraus“ .....	155
In der Heimat gibt's ein Wiedersehen.....	159
Epilog .....	171
Bildnachweis .....	172

# Vorwort

Bergwandern erschien mir als eine der schönsten Urlaubsbeschäftigungen. Je größer die Höhe, die man erklommen hat, desto schwieriger wird zwar das ganze Unternehmen, aber die Weitsicht wird immer besser – das entsprechende Wetter vorausgesetzt. Der Horizont wird immer weiter: Landschaften und Gegenstände werden sichtbar, die vorher dem Auge verborgen waren.

Wenn man den 80. Geburtstag hinter sich hat, geht es einem ähnlich: Die „Luft“ wird zwar dünner, der Weg immer beschwerlicher. Aber die „Weitsicht“ nimmt auch zu, und deshalb wird der gelegentliche Wunsch, man möchte noch mal zwanzig sein, immer weniger attraktiv. Eigentlich schade, dass man kein Tagebuch geführt hat. Denn viele Ereignisse könnten jetzt nachgeschlagen werden. Ob man ihnen allerdings damals die Bedeutung beigemesen hätte, die sie mittlerweile bekommen haben? Ob man sie überhaupt erwähnt hätte?

Deshalb taucht jetzt der Wunsch auf, doch noch dies und das schriftlich festzuhalten, zumal früher manches zufällig Erscheinende jetzt eine ganz neue Bedeutung erfahren hat. Vermeintliche Umwege sind zu Erlebnissen mutiert, die auf keinen Fall fehlen dürften. Die verschlungenen Wege werden zwar nicht gerade; aber es wird ein roter Faden sichtbar, der hinter allem einen vorher verborgenen Sinn erkennen lässt. Wenn man manches doch gleich gewusst hätte...

Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade. Vielleicht ist dies des Rätsels Lösung? Ich jedenfalls zweifle längst nicht mehr daran, zumal die Fülle solcher Erlebnisse den Charakter des Wunders annehmen. Wer hat es gesagt: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“?

Also mache ich mich daran, den Versuch zu wagen: Als Arbeitstitel soll über allem die Liedzeile stehen: „...wie es dir selber gefällt“. (aus „Lobe den Herren...“, eg 317, 2). Denn dies ist mir das größte Wunder: dass man zu dem allem auch noch aus vollem Herzen Ja sagen kann.

*...von  
Kindesbeinen an*

## *...von Kindesbeinen an*



In zweifacher Hinsicht war ich schon bei meiner Geburt ein Glückskind: Es war ein Sonntag, an dem ich das Licht der Welt erblickte. Das allerdings wog weniger als die Tatsache, dass es achteinhalb Stunden vor Monatsende war. Denn dadurch erhielten meine Eltern für den gesamten dann abgelaufenen Monat für mich noch Lebensmittelkarten und Bekleidungs-Bezugsscheine. In einer Zeit der Bewirtschaftung dieser lebenswichtigen Dinge war dies natürlich ein nicht zu überschätzender Vorteil. Es war jedenfalls meiner Mutter so wichtig, dass ich es später immer wieder zu hören bekam. Vergessen wurde leider auch nicht, dass ich als dreijähriger Knirps am Ende der Inflation die gerade eben mit der neuen, seit Oktober gültigen, kostbaren Rentenmark gekauften Schuhe in den Ofen gesteckt habe. Es ist eine gnädige Fügung des menschlichen Lebens, dass das Gedächtnis erst in diesem

Alter einsetzt. Denn was für Erinnerungen würden wir ein Leben lang mit uns herumschleppen?

Unsere Wohnung in Hanau lag an der historischen Handelsstraße Frankfurt – Leipzig. Das Auto spielte noch eine marginale Rolle. Nur selten fuhr eines an unserem Haus vorbei. So war die Straße noch uneingeschränkt Spielplatz für uns. Ab und zu ein Pferdefuhrwerk störte uns nicht. Man kann sich heute kaum noch diesen Zustand vorstellen. Der einzige Störenfried für unser Spiel war eine Schmalspur-Industriebahn, deren Gleise in die Straße eingelassen waren. Eine kleine Diesellok zog einige Reichsbahn-Güterwagen, auf Rollwagen aufgebockt; Anschlüsse hatten u. a. das städt. Gaswerk und verschiedene Firmen, darunter die Dunlop-Werke. Der Zug fuhr so langsam, dass wir uns in unbeobachteten Momenten auf einen der Rollwagen setzen und ein Stück mitfahren konnten. Die lange Kupplungsstange in Kniehöhe war für die Älteren von uns eine starke Versuchung, ihr sportliches Können zu beweisen. Bis eines Tages ein Junge stürzte und von einem Wagen so unglücklich überrollt wurde, dass er ein Bein verlor. Natürlich war von da an diese „Sportdisziplin“ tabu.

Mein Vater hatte vor dem Ersten Weltkrieg in Halle an der Saale beim Füsilierregiment General-Graf-Blumenthal gedient. Diesen Regimentsnamen habe ich deswegen so gut behalten, weil über dem Sofa in unserem kleinen Wohnzimmer (zugleich auch Schlafzimmer für meinen fast 7 Jahre älteren Bruder Werner und mich) ein großes Bild hing, auf dem die gesamte 1. Kompanie abgebildet war. Wegen eines Herzfehlers war er bei Kriegsbeginn nicht mit ins Feld gerückt, sondern in der Heeresverwaltung eingesetzt worden. Gegen Ende des Krieges konnte er sich nach Hanau in die dortige Pulverfabrik versetzen lassen. Diese Stadt am Main war sein Geburtsort, sein Vater betrieb dort ein Glasergeschäft, und

es wohnten dort seine beiden Brüder und eine seiner Schwestern mit ihren Familien.

Nach der Entlassung aus dem Militärdienst bei Kriegsende fand er eine Anstellung als Bürokaufmann bei den Dunlopwerken. An jedem Werktag musste meine Mutter das Mittagessen in einem Henkelmann an das Fenster seines Büros bringen, zu dem wir Zugang hatten, ohne das Werksgelände zu betreten. Aus diesem Fenster reichte auch mein Vater in der Inflationszeit jeweils am Zahltag seinen Verdienst, damit meine Mutter ohne Zeitverlust – und bevor das Geld wieder an Wert verloren hatte – das Nötigste einkaufen konnte.

Auf Dauer behagte meinem Vater die Arbeit als Kaufmann in einem Büro nicht. Mein Onkel Hermann Strobel, der mit Marie, der Schwester meines Vaters, verheiratet und in Schmölln/Thür als Handelsvertreter bei einer Knopf-Großhandlung beschäftigt war, vermittelte ihm eine Stelle bei seiner Firma. Für sie bereiste er nun Textil-Einzelhandelsgeschäfte in Nordwestdeutschland. Mit der Bahn war er in der Regel ungefähr fünf bis sechs Wochen unterwegs und dann zur Vorbereitung der nächsten Geschäftsreise drei bis vier Wochen daheim oder in der Schmöllner Firma. Das war für unsere Mutter keine leichte Aufgabe, die sie aber meisterhaft löste. Sie stammte aus einem einfachen Handwerker-Haushalt und hatte im kleinen Finger so viel Pädagogik wie mancher Fachmann nicht im ganzen Kopf. Ihr zur Seite stand ein Rohrstock, den sie sparsam gebrauchte, und vor dem wir uns beide geschickt zu schützen wussten. Während der Geschäftsreisen durfte der „Kleene“ im Bett des Vaters schlafen, anfangs auch gelegentlich die erste halbe Stunde bei ihr. Das war ein schönes Privileg – und ein Ansporn für mich, immer schön brav zu sein.

Zwischen den Geschäftsreisen, wenn also Vater daheim war, machte er immer wieder wohldurchdachte Unternehmungen mit der Familie oder mit uns Kindern. Am schönsten war es, wenn eine Fahrrad-Tour zu viert stattfand. Für mich war auf Vaters Rad ein Kindersitz montiert, und an der Vorderradgabel zwei Stützen für meine Füße. Die Fahrt ging dann in die nähere Umge-

bung von Hanau, wobei an besonders schönen Plätzen Rast eingelegt wurde; Mutter zauberte irgend etwas Wohlschmeckendes hervor. Oft fand auch eine Fahrt mit der Bahn statt, auf der sich mein Vater ja allein schon durch seinen Beruf gut auskannte. Aus Kostengründen kam natürlich nur die damals noch übliche 4. (Holz)Klasse in Frage.

Wir wohnten im Parterre eines von zwei aneinander gebauten Zehn-Familienhäusern. Der Eigentümer betrieb ein Maler- und Anstreicher-Geschäft und besaß hinter dem Haus einen großen Obstgarten. Der war für uns Kinder ein Eldorado, denn in ihm wuchsen die köstlichsten Obstsorten. Herr Lückhardt war klug genug, uns Kindern immer wieder einmal Kostproben zukommen zu lassen. Als wir größer waren, halfen wir ihm zunehmend bei der Gartenarbeit, was dann mit Naturalien bezahlt wurde. Wir, das waren ein Zwillingsspaar Kurt und Hilde vom 4. Stock, Emil, dessen Großeltern im 3. Stock wohnten – und Freunde von der Straße, die gerne mitmachten. Wir hatten alle ungefähr das gleiche Alter und fanden in dem Materiallager des Weißbinder-geschäftes einen willkommenen Spielplatz. Hinter den vielen Gerüststangen war ein lauschiges Versteck, in dem wir unbeobachtet spielen konnten. Und das taten wir denn auch bis hin zu „Doktorchens“-Spielen. Die Werkzeuge des Malergeschäftes wurden von uns mitbenutzt, und vielleicht entstand hier bereits bei mir eine gewisse Neigung zu handwerklicher Tätigkeit.

Eine Art Zusatzmutter war die ebenfalls im Parterre wohnende Frau Schlegel. Ihr Mann war mit einem schweren Asthma und einigen Verwundungen aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt und für uns Kinder – aufgrund seiner Erzählungen – der Typ eines Frontsoldaten. Er hatte wohl an den blutigen Materialschlachten um Verdun und dem Douaumont teilgenommen, und seine Berichte schilderten sensationslos den ganzen Wahnsinn dieser Stellungskämpfe. Er war oft krank und arbeitsunfähig und starb schließlich an den Kriegsfolgen. Die Mutter von Frau Schlegel war für mich so eine Art Großmutter, und ihrer Obhut übergab mich meine Mutter immer dann, wenn sie wegen

Besorgungen oder anderer Tätigkeiten außer Haus sein musste. Da meine Vize-mutter kinderlos war, erfuhr ich von ihr viel Liebe und Zuneigung, die sicher für meine Entwicklung von großer Bedeutung waren.

Ostern 1926 brachte mich meine Mutter als stolzes Schulkind in die Bezirksschule III, wo ich in den folgenden vier Jahren unter den Fittichen eines typischen Volksschullehrers bestens versorgt war. Bei den Schülern hieß er „Kaubacke“. Warum weiß ich nicht; er hätte eigentlich einen freundlicheren Spitznamen verdient. Als unangefochtene Autorität brachte er uns in einer problemlosen Pädagogik das bei, was Sache einer ordentlichen Grundschule war. Nicht nur die Methode, mit der er uns das Rechnen, insbesondere das Teilen beibrachte, ist mir in Erinnerung geblieben. Aus seiner Hosentasche holte er sein Taschenmesser hervor, teilte damit seinen Frühstücksapfel und zeigte uns, dass ein viertel Apfel mal zwei einen halben Apfel ergibt, mal eins bleibt er ein viertel Apfel und dass logischerweise, wenn man einen viertel Apfel mal einhalb ( $\frac{1}{4} \times \frac{1}{2}$ ) nimmt, ein achtel Apfel wird. Helfer war für ihn sein Rohrstock. Wenn dieser zerschissen war, musste ich einen neuen im Korbwarengeschäft meines Onkels Henri (während der Unterrichtszeit!) holen. Da war er besonders preiswert – oft auch umsonst zu haben.

Bei diesem trotzdem phantastischen Lehrer lernte ich eines der ersten Kirchenlieder. Es war das Morgenlied, mit dem er gewöhnlich den Unterricht begann: Aus meines Herzens Grunde sag ich dir Lob und Dank (eg<sup>1</sup> 443). Wie gedankenlos haben wir als Kinder dieses wunderbare Lied gesungen. Und doch ging es wie bei einem Samenkorn, das klein und unscheinbar gesät wird, aus dem aber später ein Baum und Früchte wachsen. Heute ist es besonders die 6. Strophe, die mir wichtig geworden ist: „Gott will ich lassen raten, denn er all Ding vermag. Er segne meine Taten, mein Vornehmen und Sach. Ihm hab ich heimgestellt / mein Leib, mein Seel, mein Leben / und was er sonst gegeben, er mach's, wie 's ihm gefällt“. Wie hätte ich

<sup>1</sup> Evangelisches Gesangbuch

damals auch nur ahnen, geschweige denn wissen können, dass gerade dieser Versich wie ein roter Faden durch mein Leben, meine Leid- und Freuderfahrungen, ziehen würde – und somit jetzt auch durch meine Erinnerungen.

Kurz nach der Einschulung wurde ich als rachitisverdächtiges Kind zur Erholung nach Bad Orb verschickt, wo ich leider schon nach den ersten Tagen mir den rechten Arm brach. Im Hanauer Stadtkrankenhaus wurde ich kuriert, während meine liebe Mutter ihren lang ersehnten Besuch bei ihren Verwandten in Thüringen abbrechen musste. Damit war aber die Kur nicht verloren. Nachdem der Gipsverband entfernt war, trat ich erneut die Reise nach Bad Orb an.



*Familie Knopf, 1928*

Eine kleine Episode von dort blieb mir im Gedächtnis: Der lange Esstisch im Speisesaal machte mich zum frühen Erfinder. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich meiner staunenden Familie, dass die Getränkekanen im Kindersanatorium Räder hatten, auf denen sie den langen Tisch entlang bewegt wurden. Als uns nach

einigen Wochen die Schwester besuchte, die mich betreut hatte, fragte meine Mutter sie nach dem technischen Wunder „fahrende Teekanne“. Ich wäre am liebsten im Boden versunken. Noch heute wundere ich mich, dass meine Mutter diese Geschichte nicht dramatisierte oder auch nur, wie es später beim Kommiss hieß, „zum Gegenstand der Belehrung machte“.

Mein Grundschullehrer sorgte nach vier Jahren dafür, dass ich nicht, wie mein Bruder zur Mittelschule, die in unserer Familie Tradition war, sondern zum Gymnasium wechselte. Ich wurde also Sextaner der „Hohen Landesschule, staatliches Reform-Realgymnasium“ – kurz HoLa – und trug die damals noch übliche schwarz-samtene Schülmütze nicht ohne Stolz.

Wenn mein Vater von einer Geschäftsreise zurück kam, brachte er neben manchen kleinen Gechenken vor allem eine Kölner Witze-Zeitung mit, aus der er uns – in gut Kölsch-Dialekt – dies und das zum Besten gab. Er tat das auch, wenn sich die ganze Hanauer Familie traf, und alle freuten sich und forderten ihn immer wieder auf, weiter vorzulesen. Als Reisevertreter ist es ja geschäftsbelebend, immer einen guten Witz bereit zu haben. Ich stöberte natürlich, wenn ich nur konnte, darin herum und hatte auch einen Riesenspaß an den lustigen Geschichten. Allgemein war mein Vater ein fröhlicher, ausgeglichener Mensch, dessen Lebensgrund ein christlicher Glaube war, wie er halt in Kaisers Zeiten, aber auch noch nach dem ersten Weltkrieg gelebt wurde. Es war ihm eine große Freude zu sehen, wie ich in der evangelischen Jugendarbeit heimisch wurde. Von seiner Wesensart habe ich sicherlich vieles mitbekommen, wohl auch die Neigung, die mir bis heute geblieben ist, gerne Witze zu erzählen.

In den Pausen zwischen zwei Geschäftsreisen gab es nicht nur für meinen Vater, sondern auch für uns allerlei Arbeiten. Vor allem wurden die neuen Musterkarten mit den Neuerscheinungen von modernen Knöpfen genäht. Avise – Ankündigungen des nächsten Besuchstermins – wurden geschrieben und an die Kunden verschickt. Dazu hatte mein Vater eine

Adler-7-Schreibmaschine mit doppelter Umschaltung, auf der auch ich mich schon im Schreiben übte. Auf die Tasten musste man heftig tippen. Auch diese Gepflogenheit hängt mir heute noch an, wo man doch nur noch leise anschlagen darf.

Sonntags pflegte mein Vater ziemlich regelmäßig zum Gottesdienst in die Kirche zu gehen. Unsere Familie gehörte durch meine Großmutter zur Niederländisch-Wallonischen Gemeinde in Hanau. Sie war eine geborene Bailly. Ihre Mutter, nach heutigem Sprachgebrauch alleinerziehend, lebte mit ihrem Kind im Hause ihrer Eltern. Ihr Vater, Pierre, war von Beruf Kutscher. Dessen Vorfahren trugen allesamt französische Namen und gehörten als Nachfahren der wegen ihres calvinistischen Glaubens vertriebenen Wallonen oder Hugenotten zu dieser besonderen Kirchengemeinde. Diese historische Vergangenheit war wohl der Grund für ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl. Noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde in der wallonischen Kirche einmal im Monat französisch gepredigt, und mein Vater musste noch in der Konfirmandenstunde diese Sprache erlernen.

Es war für mich als kleinen Buben ein besonderes Erlebnis, mit meinem Vater den Gottesdienst besuchen zu dürfen. Ich weiß heute nicht mehr zu sagen, was es war, dass ich allmählich gerne meinen Vater bei diesem sonntäglichen Gang begleitete. War es das Orgelspiel oder der Gesang? Denn für die Predigt war ich anfangs sicher noch zu klein, um von deren Inhalt fasziniert zu sein. Mein Vater tönte kräftig beim Gemeindegang, und mir sind heute noch einige der Lieder in Erinnerung, bei denen ich merkte, wie geradezu begeistert mein Vater sie mitsang. Es waren dies vor allem: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“, oder „Wunderbarer König“ mit der 2. Strophe:

„Himmel lobe prächtig deines Schöpfers Taten  
mehr als aller Menschen Staaten.  
Großes Licht der Sonne,  
schieße deine Strahlen,  
die das große Rund bemalen.  
Lobet gern, Mond und Stern,  
seid bereit, zu ehren  
einen solchen Herren“.

(eg 327)

Eines Sonntags durfte ich dann allein in den Kindergottesdienst, der in der Regel von Pfarrer Munk selbst gehalten wurde. Dieser hatte eine besonders glückliche Art, mit uns Kindern umzugehen. Frömmerei oder ein pastoraler Ton waren ihm fremd. Später sprach uns vor allem seine liberale Auslegung des Gotteswortes an.

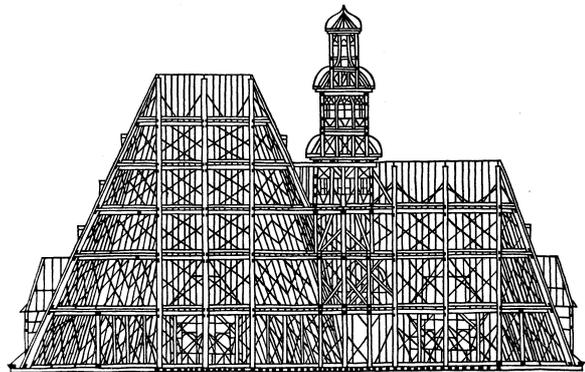


*Niederländisch-Wallonische Kirche in Hanau*

Immer mehr schätzte ich diese Gemeinde in ihrer besonderen Art. Schon das Kirchengebäude, Wahrzeichen der Stadt Hanau, war ein imposanter Bau: Zwei Kirchen, beide unter *einem* Dach, ein Zwölfeck die wallonische und ein Achteck die niederländische. Und was für ein Dach: sechs je 4 bis 5 m hohe Stockwerke, ein Wald von Baumstämmen, manche mit 60 cm Stärke. Wesentlicher Grund der Schönheit dieser beiden Kirchen war ihre Einfachheit. In beiden Räumen fand man keinen Schmuck, kein Bild. Einen Altar kennt man nicht bei den Calvinisten. Wozu auch? Jesus war das letzte Opferlamm. Seitdem wird nicht mehr geopfert! Nur ein Tisch stand unter der Kanzel, schwarz gedeckt und leer. Zu Taufen standen die Taufgeräte da und beim Abendmahl die Abendmahlgeräte mit Brot und Wein. Einziger Schmuck war das Spruchband mit einigen Bibelversen rings um die Empore. Und noch etwas hätte ich fast vergessen, obwohl es mir immer besonders imponierte: An der Kanzelbrüstung befand sich eine Sanduhr. Nach 20 Minuten war sie abgelaufen: Ein unüber-

sehbares Zeichen für den Pfarrer, dass er nun bald seine Predigt beenden sollte. Und das, obwohl der calvinistische Gottesdienst ein Wortgottesdienst ist. Leider wurde sie zu meiner Zeit nicht mehr benutzt. Der Wahlspruch aus Psalm 32 stand in einem Wappen um eine Palme herum: „Le juste fleurira comme la palme - Der Gerechte wird blühen wie ein Palmbaum“.

Mein Verhältnis zu dieser Wallonischen Gemeinde konnte kaum besser sein. Als Kind besuchte ich sonntags sehr gerne den Kindergottesdienst. Der Pfarrer – wie schon erwähnt - verstand es sehr gut mit uns umzugehen, und jedes Kind glaubte, dass es von ihm am meisten geschätzt würde. In guter Erinnerung habe ich die alljährliche Weihnachtsfeier behalten. Sie fand am Heiligabend-Nachmittag statt. Der Platz eines jeden Kindes war markiert durch einen großen, rotbäckigen Apfel, in dem eine Kerze steckte. Wir hörten die Weihnachtsgeschichte, sangen manch schönes Weihnachtslied, und wenn wir mit dem Apfel in der Hand – es war dann schon dunkel – heimwärts gingen, wussten wir, dass inzwischen daheim das „Christkind“ tätig gewesen war.



*Dachstuhl,  
Niederländisch-Wallonische Kirche, Hanau*

Der Christbaum stand bei uns nicht in einem gewöhnlichen Ständer. Von seinem Elternhaus hatte mein Vater noch das von seinem Vater selbst gebaute Schloss Lichtenstein. Der Fels war aus Baumrinde, in deren Spalten jedes Jahr neu frisches Moos gesteckt wurde. Hinter dem Berg war ein Halter, der den Stamm des festlich geschmückten Baumes aufnahm. Und um

die Burg herum lagen dann all die köstlichen Sachen, die ein Kinderherz erfreuen konnten. Mutter, aus Thüringen stammend, wusste nicht nur phantastisch schmeckendes Gebäck herzustellen, sondern vor allem auch den in ihrer Heimat zum Weihnachtsfest unverzichtbaren Stollen.

Wichtiger für uns Kinder als Gebäck und nützliche Geschenke waren jedoch die Spielsachen, die das Christkind gebracht hatte. Aber bevor sie ausgepackt werden durften, sangen wir unter dem hell strahlenden Baum einige unserer schönen Weihnachtslieder. Nach dem besonders festlichen Abendessen konnten wir uns die Geschenke genauer ansehen, oder die Familie saß zu einigen Spielen am Tisch. Mein Vater hatte dazu immer wieder selbst eines erfunden und hergestellt. In bester Erinnerung ist mir das Eisenbahn-Spiel geblieben, bei dem man auf einer großen Bahnkarte Deutschlands um die Wette Eisenbahn fahren konnte.



*Mit Tante Marie aus Schmölln beim Spielen, 1928*

Dahinter stand nicht nur Vaters Liebe zur Eisenbahn, sondern auch eine pädagogische Absicht: Wir lernten spielend die Geographie unseres Vaterlandes. Ein weiteres Spiel, von Vater konzipiert, war „Die Uhr“. Auch das haben wir mit Begeisterung gespielt. Es war natürlich ebenfalls nicht nur

Zeitvertreib, denn auch sie hatte eine pädagogische Komponente, die uns aber zum Glück nicht auf die Nerven ging.

Am 1. Feiertag zog durch die ganze Wohnung der herrliche Duft der im Backofen brutzelnden Weihnachtsgans, die wir selbst in der Notzeit der Arbeitslosigkeit nicht zu missen brauchten. Sie kam aus Thüringen von unserer Tante Marie, die mit ihrem Mann, dem Onkel Hermann, uns durch die Notzeit Ende der 20er Jahre vor allem mit nahrhaften Postpaketen half. Von meinen Patenonkeln erhielt ich, als ich schon gut rechnen konnte, einen von ihnen in Gemeinschaftsarbeit selbst gebauten Kaufladen in Gestalt einer Juxplatzbude. Er war zusammenlegbar, und oben auf einem Schild, das über die ganze Breite der Bude ging, stand in großen Buchstaben „Zum Glücksschwein Günter Knopf“. „Glück“ deswegen, weil als besondere Attraktion in der Mitte der Bude eine Art Lotterierad stand. Dieses Rad spielte hier kaum eine

Rolle. Wir entfremdeten es zu abendlichen Spielen im Familienkreis. Die Inschrift verschwand zur nächsten Weihnacht, bevor sie mir im Freundeskreis zu einem wenig schönen Spitznamen verhelfen konnte. Den hatte ich eigentlich auch nicht nötig, denn schon der Name Knopf gab dazu genügend Veranlassung.

Der Konfirmandenunterricht wurde von Pfr. Munk sehr interessant gestaltet. Das war schon deshalb kein Problem, weil er uns vor allem mit der Geschichte der Gemeinde bekannt machte. Und das war in der Tat sehr spannend. Er verstand es auch, in

uns den Stolz zu wecken dafür, dass unsere Vorfahren um ihres Glaubens willen bereit waren, ihre geliebte Heimat zu verlassen. Da wurde uns schon früh klar, dass der Glaube eine ernste und wichtige Sache ist. Einige Psalmen wurden gelernt und vor allem Kirchenlieder. Unvergessen ist mir der

Wahlspruch von Johannes Calvin aus dem Lied „Warum sollt ich mich denn grämen?“: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Wollt ihn auch der Tod aufreiben, soll der Mut dennoch gut und fein stille bleiben“. Die unter den Nationalsozialisten zunehmende Propaganda, die uns weismachen wollte, dass der Jesus-Glaube nichts für den arischen Menschen sei, zumal Jesus ja ein Jude gewesen sei, erschien uns angesichts unserer mutigen Vorfahren geradezu lächerlich.

Die Konfirmationsfeier ist mir nur noch wegen einiger – eigentlich nebensächlicher – Dinge in Erinnerung. Sie fand am Sonntag Exaudi, am 13. Mai 1934, statt. Wir Konfirmanden bedrängten Pfr. Munk, dass er uns in HJ-Uniform konfirmieren möchte. Heute wundere ich mich, das er bei diesem Ansinnen keinen Lachkrampf bekommen hat. Es ist kennzeichnend für die damalige Zeit und unsere Einstellung, dass man überhaupt so etwas in Erwägung ziehen konnte. Klar, man hätte sich den Kauf des nicht billigen Konfirmanden-Anzugs ersparen können. Mir ist jedoch heute schlechterdings nicht vorstellbar, dass ich mit meinen braunen Schnürstiefeln bis über die Waden zum Beispiel das Abendmahl mitgefeiert hätte. Hier bewahrheitete sich bereits die Erkenntnis Berthold Brechts (von der wir damals leider noch nichts wussten): „Unsichtbar wird die Dummheit, wenn sie genügend große Formen angenommen hat“. Sehr souverän klärte Munk dieses Problem. Es war nicht ungefährlich: Es hätte ihm als feindselige Haltung gegenüber dem „neuen Deutschland“ ausgelegt werden können. Wegen einer solchen Geschichte verschwand mancher damals schon im Konzentrationslager, das man noch verharmlosend „Konzertlager“ nannte. Eine Familienfeier fand in unserer Wohnung statt. Es müssen viele Gäste dagewesen sein (ich weiß es wirklich nicht mehr genau), denn meine Mutter hatte extra eine Köchin für die Küche angeheuert. An sie erinnere ich mich noch sehr gut.

Die Konfirmierten und auch die älteren Jugendlichen der Gemeinde lud Pfarrer Munk zu Zusammenkünften im Gemeinde-

haus ein, die er „Die Jungen Leute“ nannte. Da ging es sehr gepflegt zu. Es war schon eher etwas nur für Intellektuelle und nicht unser Stil. Unsere Jugendkreise fanden nicht Eingang in Munks Gemeinde. Merkwürdigerweise wunderte uns das nicht, wo doch viele unserer Mitarbeiter zur Wallonisch-niederländischen Kirche gehörten. Wahrscheinlich waren wir ihm mit unserer strengen Zucht irgendwie doch der Nähe zum NS-System verdächtig, worauf er nie zu sprechen kam, was ich aber – besonders heute rückblickend – gut verstehen kann. Er war auch gut befreundet mit einem Pfarrer aus einer landeskirchlichen Gemeinde in Hanau, der bei der Aufspaltung der evangelischen Christen in Deutschland in „Deutsche Christen“ und „Bekennende Kirche – BK“ sich zur BK bekannte und uns völlig ablehnte. Hier und da gestalteten wir aber Gemeindeabende mit der Aufführung eines Laienspiels.

Da der sonntägliche Gesang in unserer Gemeinde sehr zu wünschen übrig ließ, bestand ein Knabenchor, der einstimmig mit frischen Stimmen die Gemeinde unterstützte. Da machte ich eine Zeit lang mit, denn das geschah nicht umsonst, und meine Taschengeldkasse litt an unangenehmer Schwindsucht. Die Gruppe war eine suspekte Bande. Die meisten Sänger lasen während des Gottesdienstes zwischen den einzelnen Liedern in irgendeinem Schmöcker und vertrieben sich so die Zeit. Das war auf Dauer nichts für mich.

Der sozialen Schicht nach, der ich entstamme, gehörte ich eigentlich nicht zu dem Personenkreis der Eltern meiner Klassenkameraden. Was ist schon ein Kaufmann unter beispielsweise Direktoren, Ärzten, Lehrern oder Studienräten, Fabrikanten oder Rechtsanwälten? Es kam hinzu, dass in dieser Zeit der Weltwirtschaftskrise mein Vater arbeitslos geworden war. Auch mein Bruder hatte gerade noch nach der Mittleren Reife seine dreijährige Schlosserlehre beenden können und ging, damit er nicht auf der Straße oder seinen Eltern auf der Tasche lag, zum Freiwilligen Arbeitsdienst. Zum Glück gab es schon so etwas wie Schulgeld- und Schulbuchfreiheit; dies aber nur für Schüler mit besten Leistungen. Es

gab einige Lehrer, die es nicht versäumten, immer wieder offen oder „durch die Blume“ darauf hinzuweisen. Ich konnte also auf keinen Fall ein normaler Gymnasiast sein – oder ich musste ständig auf der Hut sein, nicht erwischt zu werden. Ein Mitschüler gab immer dann, wenn nach dem Beruf des Vaters gefragt wurde, „Arbeiter“ an. Da ging regelmäßig ein winziger Ruck durch die Klasse. „So was“ gehörte eigentlich nicht auf ein Gymnasium!

„Aller Anfang ist schwer!“ Das bekam ich bald zu spüren: Auf dem Schulhof fand ich in den ersten Tagen eine Geldbörse. Statt um Erlaubnis zu bitten, nahm ich das Kreidestück, das am „Schwarzen Brett“ für die gesamte Schule lag und schrieb: „Portmonne gefunden. Abzuholen bei G. Knopf, Sexta“. Für Enno (Spitzname meines Klassenlehrers und zugleich Lehrer für das Fach Französisch) wäre es eine gute Gelegenheit gewesen, uns Anfänger in die Geheimnisse der französischen Sprache einzuführen (wenn er ein moderner Pädagoge gewesen wäre...). So aber nutzte er diesen Fall, um zu zeigen, was sich für einen Höheren Schüler gehört und was nicht. Erstens gebe es ein deutsches Wort für diesen Gegenstand. Und wenn ich schon das Fremdwort gebrauchte, dann sollte ich es wenigstens richtig schreiben, so dozierte er. Dabei schrieb er an die Klassentafel „portemonnaie“ – sonst nichts. Aber bei ihm lernte man ja auch eine Fremdsprache nicht, um sie einmal sprechen zu können, sondern um das logische Denken zu schulen (Grammatik!).

Bald war ich bei Enno der „Dialektforscher“, weil aus meiner Sprache herauszuhören war, dass meine Mutter Sächsin und mein Vater Hesse waren – und ich naturgemäß eine gute Mischung von beiden. Er hat mir einmal bei einem Diktat – ich glaube noch heute wohl ungewollt – geholfen: Bei jedem Fehler, den ich machte, gab er mir einen Schlag auf den Hinterkopf. So sicher hatte ich noch nie die Note 1 erlangt. – Auf dem Schulhof bemerkte ein älterer Schüler: „Aha, ihr habt in Geographie den Bongt!“ Mittlerweile war mir klar geworden, dass fast alle Lehrer unserer Schule den Dokortitel hatten. Also sprach ich den Geographieleh-

rer mit „Herr Dr. Bongt“ an. Wie dankbar bin ich gewesen, dass Bongt so viel Humor besaß und mit einem Lächeln über meinen Fauxpas hinwegging, denn er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Thienemann.

In der Quarta ging die ganze Klasse mit ihrem Klassenlehrer (Enno!) ins Schullandheim. Das war die „Wegscheide“ im Spessart bei Bad Orb, vor dem Ersten Weltkrieg ein Truppenübungsplatz und danach für viele Frankfurter Schulen vier Wochen lang ein Ort der Erholung. Für unsere Schule war es zur Tradition geworden, die jeweilige Quarta dorthin zu schicken. Neben ein paar Unterrichtsstunden am Tag machten wir Wanderungen in die herrliche Umgebung. Viel Sport wurde getrieben. Vor allem fanden Wettspiele gegen andere Schulklassen statt. Unsere Partnerklasse war eine altersgleiche Mädchenklasse aus Frankfurt-Hausen. Dass es eine Mädchenklasse war, mag verwundern. Hier zeigte sich der Einfluss der damaligen Wandervogel-Bewegung, die nach dem Weltkrieg begeisterte Anhänger unter der deutschen Jugend fand.

Sie wandte sich gegen den Muff der Elterngeneration, bei der für die Jugend noch Trennung der Geschlechter galt - (und das gerade in den Schulen). Und unsere nannte sich ja „Reform-Realgymnasium“. In diesem Geist fanden auch abends auf der Höhe Volkstänze statt. Und hier wäre ja Trennung der Geschlechter langweilig gewesen. Zur Klampfe oder Ziehharmonika oder einfach nur mit Gesang wurde im Kreis getanzt, und es bildeten sich allmählich Pärchen heraus, was - man staune! – nicht nur geduldet wurde. Selbstgebastelte Wollbommeln schenkte man seiner Partnerin bzw. seinem Partner, oder sonst irgendwem, den man besonders mochte. Stolz trug mancher Favorit (oder manche Favoritin) eine Vielzahl solcher „Wegscheide-Bommeln“ am Gürtel. Wer konnte, schnitzte seinem Schwarm kleine Figuren aus Holz oder Kakaostein (braune weiche Einschlüsse im roten Spessart-Sandstein), die dann mit an dem Wollknäuel baumelten.

1932 war ja das letzte Jahr der Weimarer Republik, wo es im Berliner Reichstag hoch her ging. Da lag es nahe, eine solche

Szene einmal nachzuspielen. Die Rollenverteilung brachte uns in nicht geringe Verlegenheit: Niemand wollte die Kommunisten spielen. Schließlich fiel die Wahl auf mich – warum? Meine liebe, fürsorgliche Mutter hatte mir vor der Wegscheidezeit die Haare total abschneiden lassen. Vielleicht, weil es gesund für den Haarwuchs war? Heute habe ich sie im Verdacht, dass sie meine Chancen bei den Mädchen reduzieren wollte; aber „nichts Genaueres weiß man nicht“! Jedenfalls muss ich dem Vorsitzenden der kommunistischen Fraktion, Ernst Thälmann, sehr ähnlich gesehen haben. Und damit war der Fall klar! Politisches brachte die Aufführung nicht. Es waren – ähnlich einer Reichstags-Sitzung – nur Szenen mit viel Geschrei und gegenseitigen Beschimpfungen. Da waren wir ja in unserem damaligen Alter erfindungsreich genug; und es machte uns Spaß, in erlaubter Weise einmal so richtig von Herzen schimpfen zu können,

Es war im Herbst dieses Jahres, dass mich ein Klassenkamerad mitnahm in die Evangelische Jungschar. Diese Zusammenkunft mit Gleichaltrigen, in der viel gesungen und gespielt wurde, endete mit einer kurzen, uns Buben ansprechenden Andacht. Es gefiel mir dort außerordentlich gut, zumal sich herausstellte, dass diese Stunde von den meisten meiner evangelischen Klassenkameraden besucht wurde. Dies war also der Anfang einer nunmehr 70 Jahre währenden segensreichen Zeit, die ich, ohne in ein die Sache wenig beschreibendes Pathos zu verfallen, kaum schildern kann. Vielleicht gelingt es mir ja, mit diesem Lebensbericht deutlich werden zu lassen, wie in diesem Jugendkreis das begann, was meinem Leben Sinn und Ziel gegeben hat. Zugleich erfüllt mich auch ein ganz großer Dank, dass dieser Zufall der Werbung des Quartaners Günter Knopf zu einer solch erfüllten Lebensgeschichte geführt hat. Übrigens: Was heißt hier Zufall? Da halte ich es mit Albert Schweitzer, von dem die Erkenntnis stammt: „Der Zufall ist das Pseudonym, das Gott wählt, wenn er inkognito bleiben will.“

Nun ist es aber höchste Zeit, das Loblied auf meine liebe Mutter zu singen: Sie

stammte aus einfachsten Verhältnissen, also nicht von „besseren Leuten“ wie sie gegen unseren Protest oft zu sagen pflegte, wenn sie Mitmenschen ganz bestimmter sozialer Schichten meinte. Ihr Vater war Handwerker, und zwar Stellmacher. Dies ist ein längst ausgestorbener Beruf. In den bereits am Ende des 19. Jahrhunderts großen Braunkohlegruben südlich Leipzig wurde noch die geförderte Kohle auf Holzschienen mit Holzwagen aus der Grube zur Weiterverarbeitung gefahren. Diese Wagen zu bauen und instand zu halten, war die Aufgabe meines Großvaters Emil Gleitsmann. Seine Ehefrau war das Kind einer Häusler-Familie, die seit Generationen auf den umliegenden Rittergütern arbeitete und in ärmlichsten Verhältnissen leben musste. Das war bestimmt kein Zuckerlecken; und so starb sie auch bald nach der Geburt meiner Mutter. Von ihrer Kindheit ist mir so gut wie nichts bekannt. Nach ihrer Konfirmation diente sie – wie man damals zu sagen pflegte - bei irgend einer Herrschaft, das heißt, sie erlernte die Hauswirtschaft, so wie es damals in den meisten Fällen üblich war. Es muss eine gute Lehre gewesen sein, denn sie war eine perfekte Hausfrau. Ob es dieser Umstand war oder der, dass sie eine ausgesprochen hübsche junge Frau war? Jedenfalls heiratete sie mein Vater im Jahr 1912. Schon im nächsten Jahr wurde mein Bruder Werner geboren, ein Jahr vor Beginn des Ersten Weltkrieges.

Als ich Ende 1919 zur Welt kam, war also mein Bruder bereits ein Schulkind. Vorher war die Familie nach Hanau gezogen, denn ich kam dort zur Welt und er noch in Weißenfels. Sicher war dies eine sehr bewegte Zeit, zumal während des Krieges, und insbesondere für meine Mutter keine leichte Aufgabe. Aus meiner Kindheit sind mir noch einige Episoden in guter Erinnerung: Da meine Eltern schon früh in Hanau Mitglied im „Prießnitz-Verein“ waren, muss ich annehmen, dass sie sich schon damals für eine naturgemäße Lebensführung interessierten. Und das nicht nur in der Theorie.

Ich war kaum in der Schule, da sorgte insbesondere meine Mutter dafür, dass ich das Schwimmen erlernte. Wir beide zogen

also in den Sommerferien jeden Vormittag in „Adams Freibad“, ein Schwimmbad mit kostenlosem Eintritt. Da war der Main noch sauber. Ich hing also wie ein Fisch an Adams (so hieß der Bademeister) Angel, und lernte – „eins-zwei-drei“ – die Schwimmbewegungen. Natürlich wurden gleich der Frei- und Fahrtenschwimmer angeschlossen (d. h.  $\frac{1}{4}$  bzw.  $\frac{3}{4}$  Stunde im tiefen und fließenden Wasser ohne Unterbrechung schwimmen). Als später der Main durch die zunehmende Schifffahrt derart verschmutzte, dass man nicht ohne Ölbart aus dem Wasser stieg, wechselten wir zum Kinzigbad. Dort war die Wassertemperatur durchweg um zwei Grad kälter als im Main, dafür aber war das Wasser einwandfrei sauber.

Die Umkleidekabinen waren nach Männlein und Weiblein getrennt. Es muss die Zeit gewesen sein, wo ich mich brennend für den Unterschied der Geschlechter zu interessieren begann, denn ich stellte fest, dass man mühelos durch ein Astloch in die für mich verbotene Zone gucken konnte. Meine Mutter beendete diesen Forscherdrang mit einem Klapps auf den Hinterkopf. Sie wollte mir das Badetuch bringen, das ich vergessen hatte. Damit war auch schon die Angelegenheit erledigt, und ich bewundere heute noch die großzügige Art, mit der sie (und mein Vater) auch später noch einschlägige Zwischenfälle behandelten. Überhaupt bewundere ich das pädagogische Geschick meiner Eltern. Sie hatten wohl – wie man so sagt – mehr davon im kleinen Finger als mancher „Gschdudierter“ im Kopf.

An den Nachmittagen - nachdem die Hausaufgaben gemacht waren – liefen Mutter und ich quer durch die Stadt zum „Licht- und Luftbad“. Das war ein langer Weg. Es verkehrte zwar eine Straßenbahn; aber die gut 3 km wurden zu Fuß zurückgelegt, das war Ehrensache. Heute tippe ich eher auf Sparsamkeit, denn noch immer herrschte Arbeitslosigkeit. Diese Stunden – nur mit Badehose bekleidet und barfuß – waren bestimmt die Grundlage einer guten Gesundheit, der ich mich zeitlebens erfreuen konnte. Hier war des jungen „Volkes wahrer Himmel“! Sportgeräte aller Art standen zur Verfügung: Rundlauf, Reck,

Barren, Schaukel, Ringe, Kletterstange und vor allem eine Menge Spielgeräte. Als ich in diesen Jahren in den Turnverein eintrat, beherrschte ich bereits so gut wie alle Übungen, die Gleichaltrige sich erst mühsam anquälen mussten. Das hatte natürlich auch auf die Note Leibesübungen in der Schule seine Auswirkungen. Abends, nach der letzten Dusche (der wievielten?), ging es dann heimwärts, nicht ohne einen kurzen Besuch bei unseren Verwandten in der Stadtmitte gemacht zu haben. Beim Bäcker gegenüber gab es ein köstliches Vanille-Eis. Und da zeigte sich meine Mutter recht großzügig.

Das Licht- und Luftbad war eine Einrichtung des Prießnitz-Vereins. Dieser machte es sich zur Aufgabe, die Naturheilkunde seines Namensgebers zu verbreiten. Das war etwas für meine Mutter: Unser Hausarzt machte mit uns kein Geschäft mehr, und in der Apotheke kauften wir höchstens noch Heilerde und das Wunderheilmittel „Hingfong“, ein chinesisches Produkt, das bei allen Wehwechen eingesetzt wurde und – o Wunder! – auch half. Wenn nicht, dann taten es bestimmt die „Prießnitz-Wickel“: Um den Hals, um den Bauch, die Brust, das Bein – kurz um alles, was gerade weh tat. Noch heute hilft mir bei Halsschmerzen ein kalter Wickel - eher als alle Pillen. Vinzenz Prießnitz, dem Naturheilkundigen aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, sei Dank! Von ihm lernten wir auch, dass unsere Natur die beste und vor allem billigste Apotheke ist, ein Wissen, das heute zum Glück weite Verbreitung gefunden hat.

Ein gründlicher Erfahrungsaustausch fand besonders in der Frauengruppe dieses Vereins statt. Monatlich wanderte „frau“ zu irgend einer Gastwirtschaft oder einem Café, wo in geselliger Weise Gemeinschaft gepflegt wurde, Vorträge gehalten und Volkslieder gesungen wurden. Hier und da waren auch die damals noch üblichen „Küchenlieder“ darunter, die mir heute noch im Gedächtnis sind: „Warum weinst du, holde Gärtnersfrau?“ oder „Im grünen Wald, da wo die Drossel singt, wo im Gebüsch das munt're Rehlein springt“ oder „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“ mit dem Kehrreim

„Sie kommt, sie kommt nicht mehr...“, bei dem so manches Auge feucht wurde. Diese Lieder begegneten mir wieder beim Kommiss, und da war ich erstaunt, dass auch „harte“ Männer solchen Kitsch mit Inbrunst singen konnten. Für uns Kinder waren diese Nachmittage eine ziemlich langweilige Angelegenheit. Da spielten wir lieber Schlagball oder Treibball in einer Nebenstraße.

Den Begriff Straßen- oder gar Autoverkehr kannten wir ja noch kaum. Wir wohnten zwar an einer Hauptstrasse; sie hieß nicht nur Leipzigerstraße, sie führte auch dorthin, und zwar von Frankfurt aus und trug die alte Straßenummer 40, später 8. Fußball kam nicht in Frage, denn meine Mutter hatte wohl die Erlaubnis gegeben, „aber nur barfuß!“. Auf den Bürgersteigen konnte man noch mit dem Absatz ein kleines Loch wühlen und „Klicker“ – hochdeutsch Murneln - spielen. Was gab es damals noch für Spiele? Ach ja! Stelzen laufen, und ich hatte ganz besonders elegante. Die konnte man in der Höhe verstellen, ungefähr 80 cm hoch. Sie hatten natürlich auch den Nachteil, dass man - wenn man stolperte - dann auch tiefer fiel, und das war oft nicht nur schmerzhaft, sondern auch nicht ungefährlich. Noch heute bewundere ich auch hier meine Eltern, dass sie uns so ein Spielgerät nicht nur erlaubten, sondern auch noch schenkten.

Ein geringeres Risiko war da mein Roller, den ich von meinem Onkel Karl zu irgend einem Weihnachtsfest geschenkt bekam. Von Beruf Mechaniker, hatte er ihn selbst gebaut. Er war besonders stabil und robust. So hatte er keine Gummiräder und schon gar nicht Luftreifen, sondern mit Eisen beschlagene, zur „Freude“ unserer Nachbarn. Denn unsere Straßen und Bürgersteige waren nicht so glatt und eben wie heute. Bestenfalls waren sie mit Platten belegt, und das ratterte ganz unerträglich. Zum Glück war ich bald reif für das Fahrrad. Auch das hatte mein lieber Onkel – er war übrigens einer meiner Paten – zusammengebaut. Und wirklich „zusammen gebaut“. Denn eines Tages berichtete er hocherfreut, dass er da noch „e scheene Rahm uffgetriwwe“ hat. Mit meinen Füßen reichte ich leider noch nicht bis zu den Pedalen. Da

mussten Holzklötze nachhelfen. Zum Glück wurde dieser Zustand durch mein schnelles Längenwachstum bald beendet.

Leider brach nach kurzer Zeit bei einem Sturz die „scheene Rahm“. Für meinen Mechaniker-Onkel kein großes Problem: In einem Holzkohlenfeuer auf der Herdplatte in der Küche – zur großen „Freude“ meiner Tante Kätha – wurde der Schaden mit einer Hartlötung behoben. Es war ein abenteuerliches Vorhaben, und die glücklicherweise kleine Küche musste anschließend neu geweißelt werden. Das Ansehen meines Onkels stieg damals in meinen Augen ins Unermessliche. Überhaupt war er in unserer großen Hanauer Familie das „Mädchen für alles“. Wenn ein Wasserhahn tropfte, in der Gaslampe ein Leuchtstrumpf ersetzt werden oder ein neuer Gasherd angeschlossen werden musste: Unser Mechaniker-Onkel war schnellstens zu Stelle. Er ist auf diese Weise zu einem Vorbild für mich und meinen Bruder geworden - bis hin zu unserer späteren Berufswahl.

Das Auto war am Ende der 20er Jahre noch eine Seltenheit. Nur ab und zu ratterte ein Lastwagen der Stadtverwaltung oder der Eisfabrik mit Kettenantrieb und Hartgummi-Reifen über das Kopfsteinpflaster vor unserem Haus. Es war eine Sensation, als einer unserer Hausbewohner einen „Dixi“-Personenwagen kaufte. Später vertauschte er ihn gegen einen Hanomag, das so genannte „Kommissbrot“. Im Hinterhaus arbeitete ein Silberschmied. Ihm durften wir immer wieder bei der Arbeit zusehen. Eine Attraktion war für uns sein Motorrad, eine Zündapp mit Keilriemenantrieb. Auf dem Soziussitz einmal mitfahren zu dürfen, war für uns Kinder ein tolles Erlebnis.

Die zunehmende Motorisierung war sensationell. Wir standen stundenlang am Straßenrand und notierten Autonummern: Wer hatte die meisten? Später sammelten wir nur noch Ausländer. Fabrikate spielten dabei kaum eine Rolle. Auto war Auto! Welch eine Entwicklung haben wir doch hinter uns! Man kann sich die Welt von damals kaum noch vorstellen. Umgekehrt würden beispielsweise mein Vater und seine

Generation – in die heutige Welt versetzt – sich wohl kaum zurechtfinden.

Nehmen wir einmal an, mein Vater würde heute neben mir in unserem kleinen Personenwagen sitzen, und wir würden auf der Autobahn übers Frankfurter Kreuz nach Hanau fahren, *zehnspurig* vor der Ausfahrt Offenbach-Süd. Die Geschwindigkeiten, die da gefahren werden: rechts neben uns mit zirka 80 – 90 km/h Fünffachs-Lkws, Länge bis zu 27 m, links werden wir von Pkws überholt, die mindestens doppelt so schnell sind wie die Lkws. Und wenn dann bei einem Stau hunderte – wenn nicht noch mehr – Fahrzeuge zum Stehen kommen, dann bemerkt man, dass über uns ja auch noch einiges „los“ ist: Vom Frankfurter Flughafen, an dessen imposanten Gebäuden wir gerade vorbei gefahren sind, starten und landen alle paar Minuten Flugzeuge mit mehreren hundert Fluggästen an Bord. Dies ist ein Stück modernen Lebens, das selbst im gewagtesten Zukunftsroman in meiner Jugend nicht vorstellbar war.

Was würde mein Vater als begeisterter (Dampf)-Eisenbahnfahrer der zwanziger Jahre im vorigen Jahrhundert wohl sagen, wenn er einen modernen Hochgeschwindigkeitszug mit zirka 250 km/h (das wäre noch nicht einmal „volle Pulle“) sehen würde – aus einem Tunnel kommend, über eine Brücke das Tal überquerend, gleich wieder in der nächsten Tunnelröhre verschwindend? Es ist unvorstellbar.

Diesen Tatbestand zu bedenken, könnte manchem jungen Menschen helfen, meine Generation besser zu verstehen. Denn sie umfasst beide Wirklichkeiten, die der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts und die heutige. Im Treppenhaus der 5 Stockwerke (und damit 10 Familien) wurde zur abendlichen Beleuchtung noch eine Petroleumlampe aufgehängt. Die Gaslampe über unserem Esstisch bei eintretender Dunkelheit mit einem Streichholz anzuzünden – natürlich nachdem der Gashahn über der Lampe geöffnet war – geriet zu einer feierlichen und umständlichen Angelegenheit. Das „Strümpfchen“ musste alle paar Monate ausgetauscht werden, da es sehr schnell zerfiel. Ich habe heute noch die Milchglas-Glühbirne der neuen elektrischen

Anlage vor Augen, die das Zimmer mit einem strahlenden Licht erhellte. Man konnte es – heute eine Selbstverständlichkeit – mit einem Drehschalter neben der Zimmertür an- und ausmachen. Was war das für ein Fortschritt...

Das quäkende Grammophon musste dem Radio weichen. Der damalige Schlager „Ich hab’ zu Haus ‘nen Gra-, ‘nen Gra-, ‘nen Grammophon, der macht so schön trara, trara, Sie wissen’s schon! Steckt man die Nadel rein, so fängt er an zu schrei’n: ‘Ich hab zu Haus...“ wurde dadurch sehr schnell zum Oldie. Das neue Rundfunk-Gerät hing jetzt nicht mehr am teuren Akku; es bezog seinen Strom aus dem Netz.

Für meinen Bruder, angeregt durch einen guten Physik- und Chemieunterricht, war es damit uninteressant geworden, weiterhin Pulver für Neujahrsknaller herzustellen. Die selbstgebaute Wasserturbine und der ebenfalls selbst gebastelte Dynamo kamen auf den Dachboden, auch wenn das Wasser aus der öffentlichen Leitung immer noch umsonst war. Jetzt konnte man mit einem Klingeltransformator über die 220 Volt Steckdose den nicht mehr schwankenden 6, 12, 20 Volt starken Strom zapfen. Kritisch wurde es, als unsere Mutter, immer auf Sparsamkeit bedacht, erkannte, dass unsere Stromentnahme auf den Zähler ging.

Meinem Bruder blieb nicht verborgen, dass die sich ständig drehende Scheibe im Zähler die Verbrauchszahl darüber unbarmherzig erhöhte. „Wenn man die Bremsen könnte!“ Aber wie? Ein starker Magnet bewirkte nichts. Es gab da nur eins: Mit einem sehr dünnen Bohrer ein Loch bohren. Da hindurch mit einem Draht musste es gelingen, die Scheibe zum Stehen zu bringen. Und, hurra, es klappte! Nun hatten wir zwei unser ganz spezielles Geheimnis. Aber o weh, unser Vater entdeckte wenige Tage darauf den kriminellen Eingriff. Er sah sich schon im Gefängnis oder gar im Zuchthaus. Unser Mechaniker-Onkel wurde zu Rate gezogen. „Natürlich, man müsste es anzeigen! Aber, was gäb’ das für einen Aufstand!“ Es war für ihn kein Problem, unsere Operation rückgängig zu machen: Er zog den Draht zurück, verschloss das Löchlein mit Spachtel und zog mit einem feinen Pin-

sel etwas schwarzen Lack darüber. Uns Kindern fiel ein Stein vom Herzen. Unser Vater machte (aus pädagogischen Gründen wohl) immer noch ein ernstes Gesicht. Aber unser lieber Onkel Karl konnte das Lachen nicht halten. Und damit war die ganze Angelegenheit erledigt. Hoffentlich ist dieses Delikt heute verjährt, sonst hätte ich es hier besser verschwiegen.

Der Transformator war der Beginn einer neuen Aera unserer Basteltätigkeit. Unsere Eltern hatten sicher gemerkt, dass uns mit dem seitherigen Spielgerät wie: Anker-Steinbaukasten, Holzleisten-Steck-System u. ä. nicht mehr zu imponieren war. Wir erhielten zum nächsten Weihnachtsfest eine Bing-Spur-00-Tisch-eisenbahn. Heute habe ich meinen Vater im Verdacht, dass er auch sich selbst damit beschenkte. Denn die Eisenbahn war ja seine Leidenschaft. Dieses damals modernste Verkehrsmittel (das Auto hatte seinen Siegeslauf ja noch nicht richtig begonnen) brachte ihn auf seinen Geschäftsreisen von Kunde zu Kunde. Es war wohl die erste Spiel-eisenbahn dieser Spurweite (später H0 benannt = Halb Null), und wurde zum Konkurrenten der alten Spur 0 oder der noch größeren Spur 1.

Natürlich war es eine Aufziehbahn. Sie drehte ihre Runden, und wenn die Feder abgelaufen war, blieb sie da stehen, wo sie gerade war. Das war uns auf die Dauer zu öde. Denn im Schaufenster „unseres“ Spielwarenladens liefen bereits elektrische Bahnen, leider aber nur Spur 0 oder 1. Unsere Bahn gab es nur zum Aufziehen. Was tun? Wir mussten uns selbst helfen. Aber wie? Eine elektrische Lok selbst bauen! Dann fehlte ja auch noch die Mittelschiene als 2. Pol. Mein Bruder war nicht

umsonst inzwischen Mechaniker-Lehrling geworden, nachdem er die Mittlere Reife abgeschlossen hatte. Dabei war die Mittelschiene das geringste Problem. Wir bauten sogar vier gerade Schienen, sodass der ursprüngliche Achter zu einer Kreuzung mit einem Kreis und einer Ovalen wurde.

Nun ging es an die Maschine. Der selbstgebaute Stator und der dreiteilige Anker wurden mit Wicklungen versehen. Vier Räder drehte mein Bruder in der Werkstatt nach Feierabend, und – um es kurz zu



*Unsere Eisenbahn, 1931*

machen – mit Zahnrädern aus ausgeschlachteten Weckern lief das Ding endlich. Das war ein Triumph! Unsere Mutter betrachtete diese Vorgänge äußerst skeptisch. Es war nicht der Strom, der ja nun ganz legal über den Zähler lief. Unser Wohnzimmer hatten wir zur Werkstatt umfunktioniert! Und einige Möbel trugen schon ganz deutliche Macken. Unsere Tätigkeit wurde nicht gerade unterbunden. Aber das ständige Missfallen unserer Mutter ging uns auf die Nerven. Zum Glück besuchte sie öfters am Abend unsere Verwandten, die nicht weit weg in der Stadtmitte wohnten. Kaum hatte sie die Haustür hinter sich geschlossen, da holten wir das seither Geschaffene unter dem Bett hervor

und arbeiteten fieberhaft an der Verbesserung der kleinen Maschine, denn sie fuhr mit den 20 Volt des Transformators noch zu langsam und hatte zu wenig Kraft, auch nur ein paar Wagen zu ziehen. Wir wussten, dass Mutter selten vor 22 Uhr zurückkam. Von da an „hingen“ wir mit einem Ohr an der Haustür. Wir kannten schon ihre Schritte! Wenn wir sie hörten, schoben wir das ganze Zeug unter das Bett, löschten das Licht und sprangen in die Betten.

Es gelang uns leider nicht, die nötige Zugkraft zu erreichen. Mittlerweile gab es unsere Bahn auch in elektrisch betriebener Version. Es wurde sogar die Lok alleine angeboten. Acht Reichsmark sollte sie kosten. Das war damals viel Geld. Unser Vater, den wir darum baten, wiegte bedenklich den Kopf. Aber zum nahen Weihnachtsfest lag die elektrische Lok unter dem Weihnachtsbaum. Da war natürlich die Freude groß. Um so mehr, als wir von meinem Patenonkel Hans die von ihm und seinen Brüdern Henri und Willi aus Sperrholz selbst ausgesägten und bemalten Häuser eines ganzen Dorfes geschenkt bekamen. Kleine Holzfiguren aus dem Erzgebirge (Männlein und Weiblein, Tiere, Pferdefuhrwerke usw. ) belebten die Szene. Da stand unser Plan fest:

Mit der Bahn wurde eine ganze Landschaft aufgebaut. Unser Sofa verschwand unter vier Weißbinderbohlen für das lange Schienen-Oval, über eine Kreuzung (übrigens das schwierigste technische Problem bei der Umstellung auf elektrischen Betrieb) fuhr der Zug im Kreis um das Dorf, das auf unserem Tisch aufgebaut war. Wir waren Wochen-, wenn nicht gar Monate lang beschäftigt, bis zum nächsten Weihnachtsfest nicht nur unser Dorf „Roda“, sondern eine ganze Landschaft aufgebaut war. Der kleine Blechtunnel wurde mit Koksschlacken aus dem benachbarten Gaswerk überdeckt und verlängert. Aus dieser Mondlandschaft wurde mit grünem Moos aus dem Wald eine Alm, auf der Kühe und Schafe weideten.

Eine Windmühle drehte sich mit dem nun nicht mehr benötigten Lokmotor, und auf dem Bahnsteig des Bahnhofs hob der Fahndienstleiter die grüne Scheibe zur Abfahrt des Zuges. Jedes Jahr kamen neue

Gags hinzu: Nicht nur die Bahnschranke wurde elektrifiziert; an der Strecke stand ein Holzmännchen-Ehepaar und winkte jedesmal automatisch, wenn der Zug vorbeifuhr. Die Impulse für die ruckartigen Bewegungen erzeugte der Perpendikel unserer Schwarzwalduhr. Sie wurde auf diese Weise umfunktioniert. Sie ging leider in dieser Zeit vor, da die Kontakte den Weg des Pendels verkürzten. Wie herrlich haben wir oft gespielt! Die gesamte Dorfbevölkerung wurde mit der Bahn zum Berggipfel befördert, wo ein Sonnenwendfeuer stattfand. In diesen Jahren erwarb ich spielend meine Kenntnisse in der Elektrotechnik, die für meine Berufswahl wichtig und in der Zeit meiner sowjetischen Gefangenschaft lebensrettend waren. Doch davon später.

Technisches Basteln war unser damaliges Hobby, man nannte es nur Steckenpferd. Ebenfalls angeregt durch den guten Physik-Unterricht, begann mein Bruder in den 20er Jahren einen Fotoapparat selbst zu bauen. Da eine Glaslinse nicht aufzutreiben war, wurde es eben nur eine Lochkamera. Und sie funktionierte! Besonders schwierig war es bei der Kassette (9 x 12, Glasscheibe); denn sie wurde und wurde nicht lichtdicht. Aber schließlich wurde sie es doch. Auch das Entwickeln der Negative und Herstellen von Papierabzügen geschah in eigener Werkstatt.

Dazu fanden wir unser WC bestens geeignet: Ein Klapptisch zwischen den Wangen der Tür und ein Rollo mit Fernbedienung zur Verdunkelung verwandelten das Stille Örtchen in ein Fotostudio. Die nötigen Chemikalien (Entwickler und Fixierbad) mitsamt den dazu erforderlichen Gefäßen wurden noch beschafft – und los ging's. Nur eines hatten wir nicht bedacht; das zeigte sich, als wir unseren Betrieb eröffneten: dunkel war's, und das Licht der Rotlampe ließ unsere Gesichter gespenstisch erscheinen. Da klopfte es an die Tür. Mutter „musste mal“. Was tun? Draußen war helllicher Tag. Zum Glück hatten wir ja ein sehr gutes Verhältnis zu unseren Nachbarn. – Das war ein Fest, als das erste Bild langsam im Entwicklerbad auftauchte! Es war gute Qualitätsarbeit, denn die Fotos haben sich zum Teil bis heute erhalten und tragen in

meinem Fotoalbum stolz das Datum des Jahres 1927. Stolz deswegen: Werner war also 14 Jahre, ich nur 7 Jahre alt.



W. K. 14. 4. 27.

*Mit Werners Lochkamera fotografiert!*

Reulings Kinder (ihre Mutter war die Schwester unseres Vaters) – sie waren nur wenige Jahre älter als wir – wurden uns von unseren Eltern immer wieder als Vorbilder vor Augen geführt, Das gelang auch ganz gut – nur im Hinblick auf ihre Bravheit fand es nicht unsere Zustimmung. Die drei Buben (und noch später als junge Männer) verstanden sich in seltener Einigkeit, während bei uns öfter das Kriegsbeil ausgegraben wurde. Aber sie waren äußerst innovativ (würde man heute sagen), und das imponierte uns außerordentlich. Gerade auf dem Gebiet der Fotografie gelangen ihnen erstaunliche Tricks. Durch Mehrfach-Belichtungen auf dieselbe Platte zauberten sie z. B. ein Foto, auf dem Henri, an einem Baum sitzend, sich selbst, von der anderen Seite des Stammes anschleichend, mit einem langen Grashalm kitzelte. Ihre gesitete Art ging wahrscheinlich – so vermuteten wir wenigstens – auf die intensive Lektüre

des „Struwwelpeter“ und anderer Kinderbücher des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann zurück. Wenn wir zu Besuch bei Tante Anna waren, interessierten uns diese Bücher weniger wegen des erziehlichen Inhalts, als wegen der darin auch erzählten Schauergeschichten.

Wenn wir abends bei Reulings einen Familienbesuch machten, so wussten wir, dass er sich nicht über 22 Uhr ausdehnen durfte. Denn kurz vorher verschwand Onkel Otto ins Schlafzimmer, aus dem er mit der Mitteilung zurück kam: „Mutter, ich hab’ die Better uffgedeckt!“ und zog dabei den Wecker laut hörbar auf. Er war strammer Demokrat; das erwies sich besonders später in der Nazizeit, und, als politisch nicht rechts Orientierter, war er Mitglied in der Kaufmannsgewerkschaft. Mein Vater, der sich als national denkender Mann verstand, war Vorstand im „Deutschnationalen Handlungsverband“. Das hatte aber nicht zur Folge, dass die beiden miteinander – womöglich konträr – politisch diskutierten oder gar stritten. Über Politik sprach man nicht.

Gemeinsame Veranstaltungen der großen Knopf-Familie machten die Reulings selten mit. Onkel Otto hatte seinen eigenen Geschmack. Wenn wir zum Beispiel in Steinheim (hessisch Staaneim), das am anderen Ufer des Mains Hanau gegenüber liegt, einkehrten, gingen die Familien Henri, Karl und Wilhelm zum „Bayer-Michel“. Denn da gab es einen vorzüglichen, selbst gekelterten „Äppelwoi“ und Handkäs’ mit Musik („Mussick“ - Betonung auf der ersten Silbe). Reulings aber gingen in Onkel Ottos vornehmes Stammcafé „Heimer“, wo zwar alles viel teurer war, aber es hatte halt sein eigenes, gepflegtes Flair, und: dort lagen die verschiedensten seriösen Zeitungen und Zeitschriften aus.

Der Knopf-Clan beschränkte sich nicht nur auf die Familien der Geschwister meines Vaters. Der französische Name Bailly meiner Großmutter und unsere von daher begründete Zugehörigkeit zur Wallonischen Gemeinde reizte meinen Vater, Träger dieses Namens anzusprechen und ihre Verwandtschaft mit uns zu klären. Auf diese Weise erhielten wir neue Onkels: Jean Bailly

mit Familie in Hanau. Sein Sohn Jean war Trainer in der Hanauer Rudergesellschaft und bei Kriegsbeginn der Chef meines Bruders bei der Quarzlampen GmbH „Original Hanau“. Wie wir den anderen Onkel Friedrich Bailly aufgegabelt haben, weiß ich nicht. Er wohnte mit seiner Familie in Bad Homburg und wurde von uns gelegentlich sogar besucht. Ein großes Knopf-Bailly-Reuling-Treffen fand 1928 (oder 1929 ?) in Mittelbuchen bei Hanau statt. Den Verwandtschaftsgrad habe ich später als Gymnasiast im Biologie-Unterricht klären können – kenne ihn aber heute leider nicht mehr.

Mein Schulalltag verlief ohne besondere Dramatik. Ich war immer so ziemlich in der Spitzengruppe. Das schien Enno, meinem Klassenlehrer, nicht in seine Weltvorstellung zu passen. Durch die Portemonnaie-Affaire in den ersten Tagen und durch meine hessisch-sächsische Sprache – die sich übrigens allmählich einigermaßen normalisierte – hatte ich nun einmal bei ihm versch...! In den naturwissenschaftlichen Fächern zeigte sich meine besondere Neigung, so dass ich – außer in Chemie – durchweg die besten Zeugnisnoten erzielte. Das war für meine Eltern eine Sorge weniger. Denn immer noch war mein Vater arbeitslos. Er schaffte sich zwar einen Nebenverdienst durch die Vertretung einer renommierten Stofffirma, bei der ich schon tapfer mithelfen konnte. Der ziemlich große Kundenkreis musste ja immer wieder mit den neuesten Angeboten versehen werden, und die Beförderung der Briefe war für die ganze Stadt Hanau meine Sache. Dabei verbesserte sich die immer katastrophale Lage meiner Taschengeldkasse. Und das kam wiederum meiner Bastelleidenschaft zugute.

Ich weiß heute nicht mehr wie das kam: Eines Tages konnte ich Mundharmonika spielen. Es war wohl auch vorstellungsreif, denn wenn unsere Bügelfrau Mutter bei der Versorgung der Wäsche half, „durfte“ ich den beiden Frauen die Zeit etwas angenehmer dadurch gestalten, dass ich ein Konzert gab. Es waren meistens Volkslieder oder ähnliches, die durch Mitsingen ein schönes Getöse im Haus ergaben. Die Folge: Meine Eltern witterten hier eine

Begabung bei mir. Von einem Freund erhielt mein Vater eine  $\frac{3}{4}$ -Geige, und ich wurde ab sofort in die Geigenstunde zu Frau Schuhmann geschickt. Als ich mich dort nicht gerade ungeschickt anstellte und die Lehrerin von der Arbeitslosigkeit meines Vaters hörte, bekam ich für die Stunde fünfzig Prozent Gebührennachlass. Damit war meine Musikerkarriere gesichert. Denn zwei Jahre später konnte ich in unserem Schulorchester mitspielen. Ich erhielt sogar kostenlos von meiner Musiklehrerin Klavierunterricht. Da aber meine Eltern kein Klavier zum Üben kaufen konnten und ich zum Üben jedesmal zur Lehrerin gehen musste, gab ich bald auf – leider.

Im Sport – damals war dies noch im Wesentlichen Turnen – kam mir zugute, dass ich schon als kleiner Knirps im Licht- und Luftbad mich wie ein Äffchen an allen Sportgeräten bewegte. Erstaunt waren wir über den Turnlehrer, ein Studienrat mit Holzbein. „Das kann ja was werden!“, dachten wir. Wir waren platt, als wir die tollsten Übungen am Reck und am Barren vorgeführt bekamen. Unsere Bewunderung fand kein Ende, als sich herumsprach, dass Dr. H. in seiner Jugend ein weit bekannter Sportsmann war, und dass er sein Bein durch eine schwere Verwundung im Ersten Weltkrieg verloren hatte. Unser Religionslehrer war Seppel-Humpf. Woher er den Seppel hatte, konnten wir nicht erfahren. Er war ein Lehrer alten, wenn nicht uralten Stils, und damit für das Fach Religion geradezu prädestiniert. Als wir ihn in einer Religionsstunde, in der es um das Gebot des Tötens ging, fragten, wie das eigentlich mit dem Töten im Krieg sei, da erhielten wir zur Antwort: „Mit dem Moment der Kriegserklärung übernimmt die Regierung die gesamte Verantwortung für alles, was im Laufe des Krieges geschieht“. Kein Wunder, dass später zum Beispiel die Scharfschützen Abschnüsse sammelten wie als Buben Mäikäfer. Von uns angesprochen wurde er mit „Herr Professor Humpf.“ In diesem Fach kam ich über die Note 3 nicht hinaus.

Jahre später, bei der Suche nach einer Lehrstelle, zeigte sich dies erstaunlicherweise als Vorteil. Doch davon später. Unser Physik- und Chemielehrer, „Jottlieb

Gräfe“, hätte in diesem Fall gesagt: „Kästchen nicht da!“ Das erklärte er immer dann, wenn von Schülern eine Frage gestellt wurde, die „zum heutigen Thema nicht gehörte“. Für ihn war die Unterrichtsstunde wie ein Kolonialwarenladen, in dem die Lebensmittel in einem großen Schrank in Schubladen gespeichert waren und für den Kunden mit einer Schaufel in Tüten geschüttet, abgewogen und dann ausgehändigt wurden. Ja, das waren noch Zeiten, wenn man das mit einem heutigen Supermarkt vergleicht. Nach der „Machtergreifung“ am 30. Januar 1933 kam er öfter in seiner alten Soldaten-Uniform zur Schule. An Nationalen Feiertagen hing an seinem Koppel sogar der Stahlhelm, was uns damals mächtig imponierte. Seine Schulstunden verkamen immer mehr zu Berichten aus dem Ersten Weltkrieg, oder er half uns – während der Unterrichtsstunde! – beim Tausch von „Zeppelin-Bildchen“ aus Zigaretenschachteln, die zu dieser Zeit mit großer Begeisterung von uns gesammelt wurden. Das hatte zur Folge, dass wir in seinen Fächern beachtliche Wissenslücken hatten. Doch auch davon später. Oder: „Kästchen...!“

Aus dem Jungscharler war inzwischen ein Pfadfinder geworden. Als „Gast“ gehörte ich nun – wir schrieben das Jahr 1932 – zur Pfadfindersippe „Walter Flex“. Unser Sippenführer war Horst Fortun, zwei Jahre älter als ich. Er wohnte ebenfalls in der Leipziger Straße, nicht weit von uns. Die wöchentliche „Rast“, so nannten wir unsere Zusammenkünfte, war natürlich viel interessanter als die der Jungschar, zu denen man aber weiterhin gehörte. Im Sommer trafen wir uns zur Rast irgendwo im Wald, mit besonderer Vorliebe in der Klosterruine Wolfgang. Dort wurden allerlei Pfadfinderkünste gelernt und praktiziert, Spiele gemacht, Lieder gesungen und das Treffen mit einer kurzen (bescheidenen) Andacht beendet. An einem Abend musste ich eine Mutprobe ablegen. Sie bestand darin, in der bereits eingetretenen Dunkelheit den Rückweg zu finden. Das war nicht leicht. Es war nämlich der nach einem Förster benannte „Fennerpfad“, dessen Ausgangspunkt im dichten Unterholz verborgen lag. Ich hatte ihn kaum

gefunden, als aus dem Gebüsch ein älterer Pfadfinder heraustrat, mich nicht wenig erschreckte, aber schließlich doch zur Sippe zurückholte, wo man mir zur bestandenen Probe gratulierte.

Bald hatte sich zwischen mir und Horst eine enge Freundschaft entwickelt. Zu zweit fuhren wir mit unseren Fahrrädern in der Bulau herum, in der er sich bestens auskannte – es dauerte nicht lange, auch ich! Sie war ein Waldstück vor den Toren Hanaus, von der Kinzig durchflossen, in der wir bei entsprechender Witterung auch badeten. Das war natürlich für mich ein ganz neues Leben. Von Horst lernte ich nicht nur die verschiedensten Pfadfinderkünste; er wurde für mich zum Vorbild bis hin zu einer besseren Handschrift, die ich zur Freude meiner Eltern nachzuahmen begann.

Diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Für uns, die wir uns für Politik wenig interessierten, kam plötzlich die „Wende“ des 30. Januar 1933. Dieses „wenig“ erschöpfte sich darin, dass wir immer unzufriedener mit den damaligen Verhältnissen wurden. Die Arbeitslosigkeit hatte ja schon meine Familie erreicht. Es bestand wenig Hoffnung auf baldige Besserung. Die Unzufriedenheit in der Bevölkerung über die regierenden Parteien wuchs. Auf den Straßen Hanaus lieferten sich insbesondere die extremen Parteien erbitterte Schlachten. Kommunisten und ihre Hauptfeinde, die Nationalsozialisten, ließen an den Regierenden kein gutes Haar. Für die Kommunisten waren sie die „herrschende Klasse des Kapitals“, für die Nationalsozialisten die „Novemberverschwörer“, die im Ersten Weltkrieg im November 1918 angeblich dem deutschen Heer in den Rücken gefallen waren und den Vertrag von Versailles unterschrieben hatten. Von ihm war nur noch als von dem Schandvertrag die Rede. Überhaupt waren es im Wesentlichen nur Schlagworte, die man sich in den Diskussionen gegenseitig an den Kopf warf. In der Regierung saßen außer Sozialdemokraten und dem Zentrum auch rechts stehende Parteien wie vor allem die Deutschnationalen, obwohl diese Kreise die Weimarer Republik grundsätzlich ablehnten.

Es ist hier nicht der Ort, gründlicher die damaligen Verhältnisse zu beschreiben. Politisch links zu stehen war im deutschen Bürgertum schon zu Kaisers Zeiten suspekt. Am Ende einer Zwischenperiode nach dem verlorenen Krieg zeigte sich eine Rechtswendung bereits 1925, als nach dem Tod Friedrich Eberts der damals 78jährige Generalfeldmarschall von Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt wurde. Unter seinen Wählern waren außer der gemäßigten Rechten die Nationalsozialisten (N.S.D.A.P.). Die Weltwirtschaftskrise 1929 war dann eine der entscheidenden Voraussetzungen für deren Sieg unter ihrem „Führer“ Adolf Hitler. Man erwartete den starken Mann. Mussolini mit seinem Marsch auf Rom 1922 war das Vorbild. Selbst in einer kirchlichen Versammlung der Hanauer Gemeinden beendete der damalige Kreispfarrer Kranepuhl seine Rede mit dem Hinweis, dass es Zeit wäre für italienische Verhältnisse.

Nach mehrmaligem Wechsel im Reichskabinett ernannte Hindenburg, nachdem er zweimal den „böhmischen Gefreiten“ abgelehnt hatte, an jenem berühmt-berühmten 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler. Sehr genau erinnere ich mich noch an diesen Tag, als aus dem Fenster im dritten Stock unseres 10-Familienhauses der Schrei ertönte: „Der Führer ist Reichskanzler!“ Unser Dedektor-Radio meldete uns Genaueres. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, am Abend dieses Tages in allen Städten des Deutschen Reiches mit einem Fackelzug das Ereignis zu feiern. Und ich holte aus dem Kleiderschrank einen feldgrauen Waffenrock (woher der dorthin gekommen war, ist mir heute noch ein Rätsel) und marschierte mit, und zwar bei der Jugendorganisation der Deutschnationalen Volkspartei, dem „Jung-Stahlhelm“. Dies war eine der paramilitärischen Einheiten, die für die großen Parteien den Schutz bei Veranstaltungen übernahmen. Bei den Nationalsozialisten waren dies die SA und SS, bei den Deutschnationalen der „Stahlhelm“. Bei dieser Gruppe meldete ich mich garnicht erst an, denn sie war mir zu militaristisch. Ich ging also weiterhin zu meiner Pfadfin-

dersippe „Walter Flex“, die meinen Seitensprung gar nicht bemerkt hatte.

Begeistert verfolgten wir all die Veränderungen im Zuge der „Nationalen Revolution“ und bemerkten nicht, wie manch schlimme Entwicklung damals schon ihren Anfang nahm. Als Hitler bei Frankfurt-Schwanheim am 23. September mit dem ersten Spatenstich den Bau der Reichsautobahnen eröffnete, da fuhr ich mit dem Fahrrad hin, um „den Führer“ zu sehen. Dieser symbolische Akt galt ja auch als der Beginn eines Arbeitsbeschaffungs-Programmes, mit dem die schlimme Arbeitslosigkeit endlich beseitigt werden sollte. Tatsächlich gelang dies auch. Selbst mein Vater und Bruder fanden endlich wieder Arbeit. Der Nimbus Hitlers als der Überwinder der Arbeitslosigkeit erstrahlte weit über die Grenzen Deutschlands. Erst 1938 zeigte sich, dass die „Straßen des Friedens“ vor allem den motorisierten Einheiten der neuen starken Wehrmacht dienten. Den wirtschaftlichen Aufschwung verdankten wir im Wesentlichen der militärischen Aufrüstung, die wir 1939 bis 1945 teuer bezahlten.

Unter den vielen Jugendorganisationen und -vereinen, die es vor dem 30. 1. 1933 gab und zu denen wir in einer mehr oder weniger friedlichen Konkurrenz standen, spielte die „Hitler-Jugend“ eine marginale Rolle. Sie war in Hanau kaum bekannt. Nun aber, nach der „Machtergreifung“, bekam sie ungewöhnlichen Zulauf. Das machte uns in der Pfadfinderschaft wenig aus. Als jedoch immer lauter die Forderung von der neuen Regierung erhoben wurde, die deutsche Jugend in *einer* Gruppierung zu vereinen und dazu die Hitler-Jugend ausersehen war, begann eine unerträgliche Irritation um sich zu greifen. Dies um so mehr, als diejenigen, die sich weigerten, als Saboteure an der Einheit der deutschen Jugend diffamiert wurden.

Unsere Pfadfinderschaft mit ihrer Zentrale in Frankfurt unter ihrem „Erstführer“ Paul Both war gegenüber dem Gedanken einer vereinten deutschen Jugend durchaus aufgeschlossen, natürlich nicht durch Kapitulation aller Verbände und Vereine, wie es sich nach unserer damaligen Beobachtung durch das Verhalten der HJ abzeichnete.

Both nahm also Verhandlungen mit dem Führer des für Frankfurt und Umgebung zuständigen HJ-Oberbannes auf mit dem Ziel der Eingliederung des pfadfinderischen Teiles des von ihm geleiteten Evangelischen Jugendwerkes – natürlich unter folgenden klaren Bedingungen: Einen freien Tag pro Woche zu gewähren für den evangelischen Gemeindejugendabend; eine Selbstverständlichkeit musste es sein, „die Möglichkeit des sonntäglichen Gottesdienstes zu schaffen“ und dem religiösen Leben in unseren Gliederungen freien Raum zu gewähren. Die HJ versprach daraufhin sogar, u. a. die Teilnahme „an der kirchlichen Schulungsarbeit in Form von Schulungskursen und Schulungslagern“ zu ermöglichen.

Bis es so weit kam, vergingen schlimme Wochen und Monate. Mancher ehemals stramme Pfadfinder verlor die Geduld und trat zur HJ über. Das war verständlich angesichts der Stimmung – ja Begeisterung – , die in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung herrschte. Wir, die wir „treu“ blieben, mussten Diffamierungen und Beschimpfungen über uns ergehen lassen. Nach einem Propaganda-Marsch durch Hanau mit Verstärkung von Frankfurter Pfadfindersippen fuhren wir auf Fahrrädern jeweils in unseren Sippen-Verbänden das Kinzigtal hinauf in den Spessart zu einem großen Zeltlager. Unterwegs überholten uns auf Lkws Gruppen der Hitler-Jugend, bewarfen uns mit Holzscheiten und riefen „Zuckerwasser, Zuckerwasser!“ Immer wieder beschimpfte man uns als Saboteure an der Einheit der deutschen Jugend. Das war hart für uns, die wir eigentlich den Tag der Vereinigung mit der HJ herbeisehnten.

Eine Hoffnung auf Weiterbestehen unserer Pfadfinderschaft bestand schon nicht mehr, als bekannt wurde, dass auf Reichsebene Verhandlungen der Evangelischen Jugend und dem Reichsbischof mit dem NS-Staat liefen. Hier kam es nach vielem Streit zu einer unbefriedigenden Lösung, nach der den Verbänden nichts anderes übrigblieb, als sich aufzulösen und ihre Arbeit „im Untergrund“ fortzuführen. Unsere Vereinbarung dagegen, die wir zeitlich vorher erzielten, erlaubte uns die Fort-

führung einer gut organisierten Gemeinde-Jugendarbeit mit Schulungen und sogenannten „Volksmissionarischen Lagern“, an denen bis Ausbruch des Krieges oft über hundert Jugendliche teilnahmen. Natürlich musste man für die Teilnahme Urlaub bei der zuständigen HJ-Führung einholen, und das war ein nicht so einfacher, aber gesunder Akt des Bekenntnisses. Besondere Schwierigkeiten gab es mit dem „Deutschen Jungvolk“ (DJ), der „Jungschar“ der Hitler-Jugend. Da hatten einmal in einer kleinen Einheit von achtzehn „Pimpfen“ nur sechs an einer Fahrt teilgenommen. Prompt verlangte der Führer von den Jungen, die mit uns gehen wollten, sich nach der Rüstzeit zur Teilnahme an einem Lager des DJ zu verpflichten.

Es war also im September 1933, als unsere Sippen der Pfadfinderschaft zum letzten Mal im Hof des Evangelischen Vereinshauses in Frankfurt, unserer Zentrale, antraten. Der Tag der Überführung in die Hitler-Jugend war gekommen. Die „Gäste“ wurden vorher zu „Knappen“ ernannt, denn nur sie waren echte Sippenmitglieder. Nicht mitgehen konnten Mitglieder, die Juden oder „Halbjuden“ waren. (Was war das eigentlich für eine Bezeichnung? Gab es auch Halb-Evangelische oder Halbkatholiken? Dass wir so nicht fragten, war eigentlich schon ein Zeichen unserer damaligen Verblendung. Aber was heißt damals? Noch heute wird dieser unmögliche und verrückte Ausdruck von vielen unserer Zeitgenossen gedankenlos gebraucht). Die Abmachung mit der HJ sah vor, dass unsere Sippen- und Stammesführer in der HJ gleichrangige Führungsstellen einnahmen. So wurden zum Beispiel unser „Walter-Flex“-Sippenführer Horst Fortun (kurz Fo genannt) Scharführer, und unser Stammesführer Helmuth Eifert Unterbannführer. Die grüne Pfadfindertracht durften wir noch eine Zeit lang tragen. Nur das blaue oder gelbe Halstuch war nun schwarz, und am linken Arm trugen wir die HJ-Armbinde mit dem Hakenkreuz.

Schon der erste HJ-Schar-Abend war eine Riesen-Enttäuschung: Bei einer Nachtwanderung gelang es nicht, auch nur vorübergehend einen Schweigemarsch

durchzuführen. Die Disziplin war durch die alten Mitglieder der Schar, mit denen wir vereinigt worden waren, gelinde gesagt, eine Katastrophe. Mit einem Wort: Es war ein S. . haufen. Was konnten wir Grünhemden daran ändern? Wehmütig dachten wir an die alten Zeiten zurück. Auch das jährlich stattfindende Lager hatte mit dem, was wir gewohnt waren, nichts mehr gemein.

Da waren unsere Zusammenkünfte auf gemeindlicher Basis ein unbeschreiblicher Trost. Sport und pfadfinderische Tätigkeiten waren uns zwar nicht mehr erlaubt. Es blieben „nur“ Bibelarbeit oder Ähnliches, Gesang und Spiel. Aber damit wurden wir auf das zurück geworfen, was früher Kern und Stern unserer Zusammenkünfte war, auch wenn es damals uns nicht oder kaum bewusst geworden war.

Eines hat man ja uns nicht nehmen können: das Erlebnis von Gemeinschaft, Freundschaft und Kameradschaft, und durch den Druck von außen war dies noch intensiver geworden. Die zunehmende Feindschaft, die uns von den neuen Machthabern entgegen schlug, war uns im Anfang ein Rätsel. Die Partei hatte in ihrem Programm im Punkt 24 die Aussage, sie stehe auf dem Boden eines „positiven Christentums“. Auch gab es einen Satz, den Hitler selbst einmal ausgesprochen hatte, wonach er die Kräfte des Christentums unentbehrlich halte für die sittliche Genesung des deutschen Volkes. In Auseinandersetzungen beriefen wir uns immer wieder auf diese beiden Sätze, die uns eine Zeit lang in der Überzeugung bestärkten, dass wir vielleicht sogar die besseren Nationalsozialisten seien. Es war uns nicht nur eine Selbstverständlichkeit aus unserem Glauben heraus, sondern geradezu auch eine nationale Pflicht, dafür zu sorgen, dass dieser so wichtige Aspekt beim Aufbau einer neuen Gesellschaft (wie es immer in den Veröffentlichungen der NS-Partei und des Staates hieß) nicht fehlte.

So verstanden wir die neuen Gemeindegugend-Kreise nicht als Konkurrenz zur HJ, sondern als eine unentbehrliche Ergänzung. Aber was konnten wir dafür, dass sich viele Jugendliche, die unsere Kreise besuchten, bei uns wohler fühlten und das

auch zum Ausdruck brachten? Dabei durften wir nicht mehr mit den Mitteln werben, die uns laut Vertrag untersagt waren. Dies wurde auch gelegentlich vom Staat überwacht, entweder durch Spitzel oder ganz offizell durch die Gestapo (Geheime Staatspolizei). Zu unseren (genehmigten!) Freizeiten erschien also immer wieder zum Beispiel in unserem kleinen Ferienheim Enzheim/Oberhessen der Polizist vom Nachbarort Glauberg. Er saß dann bei unseren Andachten, Gesprächen oder Diskussionen dabei und wusste gar nicht recht, was er da eigentlich sollte. Große Schwierigkeiten bereitete ihm der schriftliche Bericht, den er über unsere Veranstaltungen schreiben sollte. Seine Dankbarkeit war unbeschreiblich, wenn ihm unser Leiter anbot, diesen Bericht für ihn zu verfassen.

Nicht immer jedoch war der Besuch der Gestapo so harmlos. Wer weiß, was so ein Spitzel, also ein sich interessiert gebender Besucher, über uns „Staatsfeinde“ berichtete, vielleicht auch nur, um sich interessant zu machen. So geschah es nicht selten, dass einer unserer Leiter nach irgend einer Veranstaltung zur „Beichte“ auf einem der früher kaum aktiven Büros der Polizei erscheinen musste. Wehe, wenn der verhörende Beamte einer war, der sich bei der Partei beliebt machen wollte und dann abenteuerliche Sätze vorlegte, die angeblich bei uns gesprochen worden sein sollten. Wir waren klug genug, das zu unterlassen, was nicht erlaubt war, oder es geschah nur in Kreisen, wo wir uns der Teilnehmer sicher waren.

Das Tollste, was wir uns bei einem Mitarbeiter-Treffen erlaubten, war Folgendes: Wir trafen uns gegen Abend mit den Mitarbeitern aus Frankfurt, Wiesbaden und Gießen in Herrnhag, einer kleinen Siedlung aus Zinzen-  
zwischen Bü-  
Gelnhausen.  
schon unterge-  
Dunkelheit



dorfs Zeiten  
dingen und  
Die Sonne war  
gangen. In der  
führen wir  
dann in einer Kolonne von etwa einhundert Jugendlichen auf unseren Fahrrädern nach Lindheim, mit wehenden STS-Fahnen – auf schwarzem Grund das „T“ des weißen Kreuzes, links und rechts davon das „S“ der

Eichenkreuz-Sturmschäften. Aus vergangenen Tagen hatten wir sie wieder hervorgeholt und nun aus Trotz entfaltet.

Dort hatte der Pfarrer – wir nannten ihn die „Klaranull“ (Glattrasiert' Null) wegen seines eigenwilligen Haarschnitts – den Schlüssel zur Kirche heimlich hinterlegt. Im Fall der Entdeckung hätte er sagen können: „Den Schlüssel habe ich denen nicht übergeben“. Das Kirchlein lag in einem Park, und die Einwohner von Lindheim interessierten sich sowieso nicht für alles, was dort geschah.

Gefährlich hätten uns die Hitler-Jungen dieser Gegend werden können. Die aber hatte unser Leiter in Hanau, Helmuth Eifert, der bei der Eingliederung in die HJ Unterbannführer dieses Bezirks geworden war, zu einem Nacht-Geländespiel zusammen gezogen – weit von uns entfernt. Übernachtet haben wir dann in der Scheune der Enzheimer Mühle und in unserem kleinen Landheim. Die Mühle gehörte Verwandten Helmuths. Die waren dicht, d. h. sie verrieten uns auf keinen Fall.

Die Geschichte des Enzheimer Land- oder Ferienheimes ist erzählenswert: Ursprünglich war es das Stammhaus der Familie Eifert. Es liegt in einem kleinen Obstgarten, von einer Mauer umgeben, mitten im Ort, unmittelbar neben der Kirche. Diese fasst gerade die Einwohnerzahl, um die einhundert. Irgendwann zogen die Eltern Helmuths nach Hanau, wo sie in der Siedlung Hohe Tanne ein Einfamilien-Haus gebaut hatten. Was sollte mit dem Enzheimer Haus geschehen? Viel musste nicht umgebaut werden. Woher die vielen Jugendherbergs-Betten kamen – ich weiß es nicht. Es konnten an die zwanzig bis fünfundzwanzig Jugendliche dort unterkommen. Der Tagesraum war groß genug. In der Küche waltete bei Freizeiten Helmuths Mutter, die wir alle innigst liebten. So wurde Enzheim zu einer Oase für die Hanauer evangelische Jugend.

Auf dem „Enzheimer Kopf“ hatten wir einen herrlichen Zeltplatz mit weitem Blick in das Land. Nicht weit davon lag die Glauburg, eine historische Keltensiedlung, wo wir auch oft zelteten, bevor die berühmten Ausgrabungen dort begannen. Für uns Buben

war das natürlich ein abenteuerlicher Ort, in einer Waldlichtung zwischen den Wällen aus uralter Zeit. Das Tal durchfließt die Nidder, gerade groß genug, um vor der Modernisierung die Getreidemühle zu treiben und am Wehr uns einen idyllischen Badeplatz zu bieten. Auf der eingleisigen Strecke fuhr ein Bähnchen mit meist altertümlichen Wagons. Einen Freilichtwagen nannten wir wegen seines exotischen Aussehens „Aman Ullah“, nach dem König von Afghanistan (er hatte 1919 die Unabhängigkeit von Großbritannien erreicht, war aber 1929 vertrieben worden). Er bewegte damals wegen seines Schicksals und seines für uns ungewöhnlichen Namens die Gemüter.

Enzheim und Paradies wurden so für uns zu einem Synonym, und nun geriet das Haus in Gefahr, beschlagnahmt zu werden wie so viele andere Heime der früheren Jugendgruppen. Es der Kirche zu übereignen, war nicht sicher genug. Da entschloss sich das nicht mehr jüngste Ehepaar Eifert dazu, sein schönes Haus in der Hohen Tanne zu verlassen und in die inzwischen ausgebaute winzige Dachwohnung des Heimes zu ziehen. Damit war das Haus als Privatbesitz und Wohnung tabu. Das Erdgeschoss und der erste Stock wurden – meist durch Eigenarbeit – modernisiert und standen für evangelische Jugendgruppen zur Verfügung, sogar noch in der Nachkriegszeit.

Unsere evangelische Jugendarbeit, die seither übergemeindlich organisiert war, eröffnete jetzt Gemeindejugend-Kreise in den einzelnen Gemeinden, die unsere Hilfe erbaten. Aus den alten BK- bzw. CVJM-Jungenkreisen wurden also jetzt Zusammenkünfte – zunächst nur für die männliche Jugend – für die jeweilige Gemeinde. Aus der Pfadfinderschaft erwuchs die Mitarbeiterschaft, die den Gemeinden ehrenamtliche und auch hauptamtliche Jugendleiter zur Verfügung stellte. Die Kreise waren in Altersstufen eingeteilt: Jungschar für die neun- bis dreizehnjährigen, der Jungenkreis für die vierzehn- bis siebzehnjährigen (in der Regel ab Konfirmation) und die über achtzehnjährigen im Jungmännerkreis.

Eingeladen wurde durch Abkündigung in den Gottesdiensten, oder – was natürlich

wirksamer war – von Mund zu Mund. Für die Mitarbeiterschaft bestand die Pflicht, jährlich mindestens *einen* neuen Besucher für irgend einen unserer Kreise zu werben. Dies galt nicht nur für die bereits ernannten Mitarbeiter, sondern auch für die Anwärter. Eine weitere Werbemöglichkeit ergab sich durch die Schaukästen, die an den Gemeindegäusern oder Kirchen hingen. *Ein* Plakat ist mir in guter Erinnerung geblieben. Es erhitzte die Gemüter, besonders derer, denen unser Arbeit ein Dorn im Auge war. Es drückte unsere Überzeugung aus, die wir die neue Regierung unter dem „Führer“ Adolf Hitler bejahten: „Nationalsozialist und Christ – ob's möglich ist? — Nationalsozialist und Christ – weil's nötig ist!“ Immer wieder wurde nächtlicherweise die Scheibe eingeschlagen. Es kam so weit, dass wir eine Zeit lang nachts Wache schoben. Natürlich geschah in dieser Zeit nichts. Statt der Scheibe montierten wir nun ein starkes Drahtgitter. Jetzt wurde durch das Gitter Ölfarbe gespritzt – es war ein schier endloser Kampf.

Immer wieder wurden auch unsere Kreise gestört. Es war klar: Die HJ sah in unserer Arbeit eine für sie gefährliche Konkurrenz. Da halfen alle unsere Beteuerungen nichts. Besonders aggressiv waren diese Auseinandersetzungen in Friedberg/Hessen. Dort hatte die HJ schon unsere Überführung im September 1933 sabotiert. Wir mussten eine Art Saalschutz organisieren. Wir, das heißt: von Hanau aus halfen wir unserem Helmuth Eifert auf diese Weise. Er war dort der Leiter der Gemeinde-Jugendarbeit. Wenn wir dann nach Beendigung der Veranstaltung zu zweit oder zu dritt zum Bahnhof unterwegs waren, folgte uns oft ein ganzer Schwarm von Hitler-Jungen in Zivil, die uns nicht nur anpöbelten, sondern auch tätlich wurden. Erst Ende der dreißiger Jahre wurde das anders, als wir dort mit unserer Motorrad-Staffel aufkreuzten. Denn mittlerweile waren einige von uns – auch ich – motorisiert. Da gaben sie ihren Widerstand auf.

Bei größeren – vor allem zentralen – Veranstaltungen trugen wir weiße Hemden. Die konnte uns ja beim besten Willen niemand verbieten. Das ärgerte die Nazi-Fana-

tiker. Für uns war es eine Gelegenheit zum Bekenntnis: Man konnte sehen, wer zu uns gehörte und wieviel wir waren. Denn unsere Freizeiten (hier und da Volksmissionarische Jugendlager genannt) waren immer wieder gut besucht und waren – unter gewissen Voraussetzungen – laut Vertrag von 1933 durchaus erlaubt. Die Sommer-Freizeit 1938 in Hohenbuchau im Taunus besuchten über 100 Jungen.

An den Schulen ging die „Nationale Erhebung“ nicht spurlos vorüber. Unser Direktor musste gehen, er war Jude. Da als Ersatz kein fähiger NS-Parteimann zur Verfügung stand, wurde unser Seppel Humpf mit der kommissarischen Leitung beauftragt. Ihm war diese Beförderung ganz bestimmt nicht recht. Aber als alter preußischer Beamter übernahm er den Auftrag ohne Murren. Er tat, was er konnte. Er war zwar ein Nationaler, jedoch alles andere als ein Nationalsozialist. Es dauerte nicht lange, so musste er die Beschimpfung hinnehmen, er sei ein Reaktionär. Klar: Schon beim Hitlergruß mit der erhobenen rechten Hand merkte man, dass ihm vieles von dem Neuen zuwider war. Es war m. E. die Hanauer Hitlerjugend, die eines Tages nach einem Fackelzug durch die Stadt auf dem Marktplatz nicht nur Bücher verbrannte, die wie manches Kunstwerk aus der „Weimarer“ Zeit (1918 – 1933) als entartet galten, sondern auch Schülermützen der Oberschüler. Meine schöne Quarta-Mütze (grün mit weißen Streifen) hatte meine Mutter schnell gut versteckt, sodass mir nichts anderes übrig blieb, als meine alte Sexta-Mütze zu opfern, die ich für unsere Zeltlager in der Pfadfinderzeit zu einem „Grätzchen“ umfunktioniert hatte. Ohne Schild war diese Kopfbedeckung in Erinnerung an die Soldaten des Ersten Weltkrieges „in“, wie man heute zu sagen pflegt. Die warf ich ins Feuer, in dem auch eine Stoffpuppe brannte, die im Umzug mitgetragen worden war, und der man ein Schild umgehängt hatte mit der Aufschrift „Reaktionär Humpf“. Und das alles geschah buchstäblich unter den Fenstern von Humpfs Wohnung. Heute schäme ich mich für mein damaliges Verhalten. Aber wer wusste schon etwas von der Wahrheit, dass, wer Bücher verbrennt, auch eines

Tages Menschen verbrennen würde. Wie furchtbar hat sich diese Erkenntnis bewahrt! Mit Humpf lag ich in ständigem Clinch. Er war unser Sport- und Religionslehrer. Im Sport hatte ich bei ihm wegen meiner guten Leistungen einen guten Stand. Aber in Religion war er nicht „unser Mann“, erst recht nicht, als wir bei ihm auch Latein hatten. Wer in Latein schlecht war, konnte in Religion nicht gut sein. Und in Latein hatte ich eine 5. Doch das ist eine besondere Geschichte, von der ich später in anderem Zusammenhang berichten werde.

Auch unser Musiklehrer, ein junger Mann, jugendbewegt und politisch links, musste sich versetzen lassen. Zum Verhängnis wurde ihm sicher die Einstudierung und Aufführung einer japanischen Oper „Der Ja-Sager“, die alles andere als nationalsozialistisches Gedankengut vertrat. Ihm folgte ein linientreuer Lehrer, der in SS-Uniform in die Schule kam, und bei dem wir vor allem Nazi-Kampflieder lernten. Ich kam mit ihm gut zurecht, weil ich im Schulorchester in der zweiten Reihe der ersten Geige mitwirkte und daher im Zeugnis eine 1 erhielt.

Vor dem 30. Januar 1933 waren fast alle evangelischen Schüler meiner Klasse begeisterte Mitglieder der Pfadfinderschaft. Das änderte sich ab diesem Datum. Mancher konnte nicht abwarten, bis das Ergebnis der Verhandlungen mit der HJ vorlag. Die meisten verließen uns also und machten in der HJ Karriere. Einer meiner Freunde, dessen Mutter schon lange in der NS-Partei Mitglied war, „bekniete“ mich, mit ihm in die HJ zu gehen. Ich lehnte dies ab. Das konnte ich meinem Sippenführer Fo auf keinen Fall antun. Es ging uns, die wir blieben, schließlich auch um die Ehre.

Eine Freundschaft verband mich schon vorher mit einem Schüler, der als Neuer in unsere Klasse gekommen war. Es hatte sich schnell herumgesprochen, dass er eine große Eisenbahnanlage besaß. Groß auch im Hinblick auf ihre Spurweite: Spur I. Das war ein Fall für mich. Ich staunte nicht schlecht, als ich zum ersten Mal von Franz Schloss nach Hause mitgenommen wurde und die Anlage sah. In zwei großen Zimmern befanden sich zwei Anlagen, eine kleinere über einen Kohlefadenlampen-

Widerstand betrieben und eine große über einen Umformer. Dieser Umstand war nötig, weil die Stromart im Haus nur 110 Volt Gleichstrom war. Auf der großen – ich war platt – stand das „Krokodil“ (eine berühmte Schweizerische Gebirgs-Lokomotive) an der Spitze eines Vierachs-D-Zuges. Aber es stand – und lief nicht, denn Franz durfte nur mit der kleinen Anlage spielen. Das alles hatte auch nicht er oder sein Vater aufgebaut, sondern der Betriebselektriker der Firma Dunlop. Da war Herr Schloss Personaldirektor. Franz' Mutter lud uns zunächst zu einer Tasse Schokolade ein (für mich auch etwas Neues; bei uns zu Hause gab es höchstens Kakao – also eine dünnflüssige Version dieses edlen Getränkes).

Franz erzählte ihr von meiner Anlage – die mir jetzt ganz mickrig vorkam. Aber die Tatsache, dass ich mit meinem Bruder alles selbst gebaut hatte und somit einige Ahnung von Elektrotechnik hatte, ließ ihr Herz erweichen, und sie genehmigte uns auch das Spiel mit der gesamten Anlage. Das war ein Fest! Über ein Stellwerk konnten elektrische Weichen gestellt werden. Man konnte also rangieren, d. h. richtig spielen und nicht nur im Kreis herumfahren. Mehrere Lokomotiven und Züge auf getrennten Stromkreisen, Signale, Bahnübergänge, Brücken und ein großer Bahnhof mit Lokomotivschuppen und Drehscheibe, machten alles zu einem perfekten Ganzen. Leider wurde die Herrlichkeit am Ende der Weihnachtsferien wieder abgebaut und erschien erst wieder im nächsten Jahr. Kurze Zeit danach zog er mit seinen Eltern nach England zurück. Das war sehr klug, denn Franz' Vater war Jude, die Mutter Engländerin, und wer weiß, welchem Schicksal sie dadurch entgangen sind.

In meiner Schulklasse waren drei Schüler jüdischen Glaubens. Sie sahen sich schon dadurch isoliert, dass sie nicht Mitglieder unserer Pfadfindersippen waren. Nach 1933 gerieten sie erst recht ins Abseits. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht, da ich 1936 die Schule verließ. Interessant war, dass Franz Schloss deren Gesellschaft ostentativ mied und bei der Überführung der Pfadfinderschaft in die HJ am liebsten mitgegangen wäre.

Die nationalsozialistische Ideologie machte sich zunehmend im Unterrichtsbetrieb bemerkbar. Das galt vor allem im Geschichts- und Biologie-Unterricht. Der Geschichtslehrer, ein alter „Nazi“, besprach im Wesentlichen die verschiedenen Kriege. Typisch ist für mich, dass ich hauptsächlich seine vereinfachte Darstellung in Erinnerung behielt: „Wer gegen wen – wer kaputt?“ Wenn wir darauf eine Antwort geben konnten, hatten wir schon halb gewonnen. Hinterlistiger war die Veränderung im Biologie-Unterricht. Wir waren begeistert dabei. Die Mendelschen Erbgesetze standen im Vordergrund. Wir machten sogar praktische Versuche mit der Drosophila, ein zu den Tauflieden gehörendes Insekt. Sie eignete sich besonders für genetische Versuche. Wir züchteten sie in Gläsern und fütterten sie mit halbfaulen Bananen. Mit Äther betäubt und dann nach ihren Aufspaltungen sortiert, konnten wir die Erbgesetze ablesen. Unser Biologielehrer war ein junger Referendar, dem wir einmal einen großen Watebausch mit Äther getränkt unter seinen Stuhl legten und mit Erfolg betäubten. Das war eine große Gaudi. Zum Glück hatte er viel Humor, machte uns jedoch auf die Gefährlichkeit unserer Heldentat aufmerksam.

In seinem Unterricht betrieben wir auch eine ausgedehnte Ahnenforschung unserer jeweiligen Familien, die ich außerordentlich interessant fand. Die Vorfahren meiner Mutter in Thüringen und Sachsen konnte ich an Ort und Stelle durch Nachschlagen in alten Kirchenbüchern bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Besonders interessant war die Suche in den Dokumenten der Gemeinde meiner Eltern, der „Wallonischen Gemeinde“ in Hanau. Leider sind meine Aufzeichnungen alle am Ende des Krieges bei dem schweren Luftangriff am 19. März 1945 allesamt verloren gegangen. Auch fast sämtliche Dokumente der Gemeinde sind in den Flammen der brennenden Kirche vernichtet worden, sodass bei meiner Rückkehr aus der sowjetischen Gefangenschaft noch nicht einmal meine Taufe nachweisbar war. Damals aber – und das war recht wichtig – konnte ich wenigstens meine arische Abstammung

nachweisen, eine Verrücktheit, deren Unsinn wir damals nicht durchschauten. Da Biologie ja zu den naturwissenschaftlichen Fächern zählt, war eine gute Note für mein berufliches Vorhaben von großem Vorteil.

Das Hauptverkehrsmittel des kleinen Mannes war damals das Fahrrad. Mit ihm fuhr ich zur Schule und bewältigte alle Strecken, die zu Fuß zu lang waren. Mit dem treuen Drahtesel fuhren wir mit gesamtem Gepäck zu unseren Freizeiten, auch über längere Strecken. Drei größere Fahrten sind mir in Erinnerung geblieben. Fo und ich machten eine viertägige Fahrt durch den Spessart, das Sinntal hinauf bis zur Wasserkuppe in der Rhön. Die erste Nacht verbrachten wir in der Scheune eines großen Bauernhofes. Zum Abendbrot der ganzen Familie wurden wir eingeladen, denn wir fuhren in HJ-Uniform. Die Töchter, beide im BDM, gefielen uns in ihrer fröhlichen Art. Daraus entwickelte sich eine längere Freundschaft mit Horst. Ich war ja erst 13 Jahre alt und blieb bestenfalls in beobachtender Stellung.

Die Steigung bis vor die Wasserkuppe war beträchtlich. Es gab ja noch kaum so etwas wie eine Gangschaltung. Wenn es zu steil wurde, musste eben geschoben werden. Dicht vor dem Gipfel folgten wir einer Empfehlung meines Onkels Otto Reuling, in einem kleinen Lädchen Grüße von ihm zu bestellen. Das taten wir natürlich gerne. Die Geschäftsinhaberin fiel uns fast um den Hals, so freute sie sich über die Grüße. „Ja, der Herr Reuling, das war noch ein ehrlicher Vertreter! Der schwätzte einem nichts auf, denn er beriet uns auch in unserem Interesse!“ Und nun erzählte sie: Sein Hauptartikel war Weißwäsche. Er hatte auch Muster von Strümpfen dabei. „Wenn wir die bestellen wollten, riet er uns, diese lieber bei der Konkurrenz zu kaufen, die sei in diesem Artikel leistungsfähiger und preiswerter“. Sie habe großes Vertrauen in ihn gehabt. Als 1929 während der großen Weltwirtschaftskrise seine Firma ihn in die Arbeitslosigkeit schicken wollte, rebellierte nicht nur sie, sondern auch andere Kunden und alle erklärten, dann würden sie nichts mehr bei seiner Firma kaufen. Das hatte zur Folge, dass er seine Stelle behielt.

Sie versorgte uns ein Strohlager in einer benachbarten Scheune. Beim Abendessen wurde heftig mit den Knechten und Arbeitern des Hofes diskutiert. Es stellte sich heraus, dass uns einige Kommunisten gegenüber saßen. Sie taten uns eigentlich nichts. Vielleicht nahmen sie uns Buben nicht ganz für voll. Aber wir nahmen vorsichtshalber als Waffe unsere Fahrrad-Luftpumpen mit hinauf auf die Tenne. Gegen Morgen, es war noch duster, hörten wir Geräusche, als käme jemand die Leiter zu uns herauf. Jetzt war uns klar: Das konnte nur einer von den Kommunisten sein! Mit den Luftpumpen bewaffnet schlichen wir im Licht unserer Taschenlampen in Richtung des Geräusches und standen plötzlich vor einer kleinen Tür. Als wir sie vorsichtig öffneten, da erkannten wir unsere „Kommunisten“: Es waren Hühner, die auf ihren Stangen das verdächtige Geräusch erzeugt hatten! Wir erzählten natürlich niemandem unser „Abenteuer“.

Auf der Wasserkuppe verfolgten wir mit großem Interesse das Leben und die Flüge der Segelflieger. Dann sausten wir die ganze Strecke talab, die wir schwitzend und keuchend am Vortag bergauf bewältigt hatten. Die letzte Nacht nahm uns der Lehrer eines kleinen Ortes auf, bei dem wir uns nach einer Unterkunft erkundigt hatten. Das war ein schöner Abend, an dem uns der „Schulmann“ von seinem Leben berichtete. Hundemüde legten wir uns schließlich in das breite Bauernbett, in dem wir köstlich dem letzten Tag unserer Fahrt entgegen schliefen. Bei unserer Rückkehr waren wir ganz stolz, dass uns dieses Unternehmen nur wenige Mark gekostet hatte.

1934 unternahm ich ganz allein eine Tour per Rad zu meinem Großvater bei Borna südlich von Leipzig. Übernachten konnte ich bei Freunden, Verwandten und in Jugendherbergen. Heute noch staune ich, dass meine Eltern die Erlaubnis gegeben hatten. Allerdings war damals auch der Straßenverkehr nicht so gefährlich wie heute. Meinen Großvater mochte ich sehr. Seine einfache Art und sein anspruchloses Leben imponierten mir. In seinem Häuschen hatte er keine Wasserleitung. Am Brunnen des kleinen Ortes holte ich das

Wasser in Bottichen auf einem Handwagen, den Dina, eine Zughündin, kräftig bewegte. Im Stall hinter dem Haus war eine Ziege, die nicht nur lustig meckerte, sondern auch gute Milch lieferte. Das Melken besorgte meine Großmutter – die Stiefmutter meiner Mutter – bei der die Liebenswürdigkeit mit der Hässlichkeit erfolgreich konkurrierte. Ich mochte sie, ganz im Gegensatz zu meiner Mutter, die sie nicht ausstehen konnte. Die Rückfahrt nahm ich über Schmölln, wo meine Tante Marie und mein Onkel Hermann wohnten. Sie bestanden darauf, dass ich auf der Heimfahrt nicht mehr mit dem Fahrrad, sondern mit der Eisenbahn fuhr. Das war mir auch recht, zumal die Eisenbahnfahrt ja auch ihre Reize hat.

Dieselbe Fahrradtour wiederholte ich im nächsten Jahr mit meinem Vater, die für den damals 59-Jährigen kein geringes Wagnis war, zumal er sich gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe fühlte. Die Fahrt war sehr schön, denn ich verstand mich mit meinem Vater recht gut, und er hat sich auch auf der ganzen Strecke tapfer gehalten. Das zeigte sich bei einem gefährlichen Erlebnis: Vom Rennsteig im Thüringer Wald hinunter ins Schwarzatal fuhren wir immer wieder schmale Fußwege, ich vorneweg. An einer besonders steilen Strecke ging der Weg plötzlich in eine Treppe über. Ich konnte meinen Vater nicht mehr rechtzeitig warnen, und so rumpelten wir beide die fast zehn Meter lange Stiege hinunter. Meine Mutter war übergücklich, als wir eines Tages wohlbehalten zurückkehrten.

Der Lehrbetrieb meines Bruders hatte infolge der großen Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise schließen müssen. Nach einem Jahr freiwilligen Arbeitsdienstes ließ sich Werner zum Technischen Zeichner ausbilden und fand eine Anstellung bei einer Firma für Industrie-Ofenbau bei Köln. Seinen Umzug dorthin bedauerte ich sehr, denn wir waren uns menschlich entscheidend näher gekommen, nicht zuletzt durch unsere Bastelarbeiten. Aber auch im Ruderverein vermisste ich ihn sehr. Er war ein guter Ruderer und hatte schon bei manchen Regatten mit seiner Mannschaft gewonnen. Ich war zum Rudern über eine Schülermannschaft gekommen, aus der aber nicht

viel wurde. Die Freude war daher groß, als er eines Tages zur Degussa in Hanau wechseln konnte, die ihn sogar als Konstrukteur einstellte. Wir wurden zu richtigen Wasserratten, und zwar nicht nur durch

Schwimmen oder Rudern. Fo hatte ein zünftiges Kanu, mit dem wir öfters die Nachmittage auf der Kinzig oder auf dem Main zubrachten.



*Der  
„Ernst des Lebens“  
beginnt*

## *Der „Ernst des Lebens“ beginnt*

Zunehmend beschäftigte mich die Frage, wie meine berufliche Zukunft aussehen würde. Mein Vater hatte wieder bei seiner früheren Firma Arbeit gefunden. Finanziell wäre ein Studium nach dem Abitur möglich gewesen. Auch von meinen Schulleistungen her stand dem nichts im Weg. Meine Noten in den naturwissenschaftlichen Fächern wären eine gute Voraussetzung für ein Ingenieurstudium gewesen. Aber mein Bruder mit seinen Erfahrungen im technischen Beruf riet zu einem anderen Weg, dem auch mein Mechaniker-Onkel Karl zustimmte: Mit der Obersekunda-Reife (Mittlere Reife) sollte ich das Gymnasium verlassen und eine etwa 3-jährige Mechaniker-Lehre beginnen, die bessere praktische Kenntnisse erwarten ließ als ein Praktikum plus Studium. Außerdem sei es kein Nachteil, wenn man von der Pieke auf die Laufbahn beginnen und dabei die Atmosphäre und die Mentalität der Menschen in der Werkstatt besser kennenlernen würde. In der Schule war man anderer Ansicht, und auch ich selbst war von den Vorschlägen aus unserer Familie nicht begeistert. Aber wenn ich heute zurückblicke, so wurde dieser Weg in mancher Hinsicht von größtem Vorteil für mich.

Schon das Leben in einer Werkstatt kennengelernt zu haben, und zwar anfangend von ganz unten – das war für mich eine Erfahrung, wie sie besser nicht sein konnte. Wenn ich bedenke, wie die Praktikanten von den Arbeitern behandelt wurden, da war ich froh, zunächst einer ihresgleichen gewesen zu sein. Dass ich vom Gymnasium kam, war durch die vorhandenen Vorurteile ohnehin nicht leicht. Was aus mir im Krieg mit dem Abitur in der Tasche und bei meiner Zustimmung – leider! – zu dem damaligen politischen System geworden wäre, ist nicht schwer zu erraten. Denn zur Offizierslaufbahn hätte ich nicht nein gesagt. Ich hätte auf jeden Fall den Krieg nicht als Fahrer eines Lkw erlebt und die Luft wäre bestimmt „eisenhaltiger“ gewesen.

Am liebsten wäre ich in den Betrieb gegangen, in dem mein Onkel Karl arbeitete. Die Firma Heraeus stand in Hanau in gutem Ruf. Da aber mein Bruder dann bei der Konkurrenz gewesen wäre, blieb mir keine andere Wahl: mit meinem vorletzten Zeugnis stellte ich mich bei dem zuständigen Oberingenieur vor, einer richtigen „Berliner Großschnauze“. Hier zeigte sich eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben, dass Ungünstiges nicht auf immer nachteilig sein muss. Als er nämlich meine Noten sah: In Latein 4, in Religion 3 (nach dem Motto von Seppel Humpf, wonach in Religion nicht gut sein kann, wer in Latein eine schlechte Note hat – siehe oben, Seite 28), dagegen in Mathe, Physik, Chemie, Biologie 1 und 2, da schrie er in seinem berlinerischen Deutsch „Der Mann is jut, den nehmen wa!“ Damit war der Fall also klar: Ich war angenommen.

Ostern 1935 begann für mich das letzte Jahr an der „HoLa“. Mit ganz neuem Interesse verfolgte ich jetzt den Unterricht. Mein Plan stand fest: nach der Lehre so schnell wie möglich das Studium an der Maschinenbau-Schule in Frankfurt am Main aufzunehmen. Deshalb war es nötig, dass ich mit dem Abgang von der Schule insbesondere in Mathematik das vorgeschriebene Pensum erlangte. Dazu gehörten vor allem die Logarithmen. Bei dem Tempo, das „Jottlieb Gräfe“ vorlegte, war nicht damit zu rechnen, dass er dieses Ziel erreichte. Er beeilte sich auch nicht, nachdem ich ihm meine Pläne eröffnete. Es wurden im Unterricht weiterhin Zeppelinbildchen aus Zigarettenschachteln getauscht, und er erzählte immer wieder von seinem Erlebnissen als Frontsoldat im Weltkrieg 1914 – 1918. Es änderte sich nichts in seinem Verhalten, und einige Monate vor Schuljahrsende war klar, dass von Logarithmen nicht mehr die Rede sein konnte. In Geometrie, meinem Lieblingsfach, kamen wir gut voran. In diesem Fach hatten wir einen jungen Lehrer. Auch in Physik und Chemie mussten Lücken gestopft werden,

die noch aus der Zeit stammten, als diese Fächer von unserem „Frontsoldaten“ erteilt wurden.

Als neues Fach kam Latein hinzu. Seppel Humpf hatte die ehrenvolle Aufgabe, uns in diese Sprache einzuweisen. Was sollte ich mit dem *einen* Jahr Latein? Heute ist mir klar, dass mir die Anfangskenntnisse, so dürftig sie auch waren, nicht geschadet hätten. Aber unter dem Bemühen, nur ja nichts von den naturwissenschaftlichen Fächern zu versäumen, vernachlässigte ich Latein. Es gab erhebliche Auseinandersetzungen mit Humpf. Er konnte mich beim besten Willen nicht von diesem Unterricht befreien, denn Latein war Pflichtfach. In meiner Verbohrtheit kalkulierte ich, dass selbst die schlechteste Note nur in einem Fach, eben in Latein, mir im Abgangszeugnis nicht gefährlich werden konnte. Also tat ich nichts, aber auch rein gar nichts für diese Sprache. Damit verdarb ich es vollkommen mit Humpf, der mir trotz mancher Zwischenfälle in all den Jahren recht gut gewogen war. Das war gewiss nicht fein von mir. Der Spaß bei meiner Bewerbung mit der 4 in Latein konnte das nicht aufwiegen. Kurz vor meinem Abgang von der Schule Ostern 1936 machte ich die Schulleitung auf mein Problem aufmerksam mit dem Erfolg, dass ich noch in den Wochen nach der Schulentlassung, als ich schon Lehrling war, durch einen zügigen kostenlosen Nachhilfeunterricht von einem jungen Referendar die mathematischen Lücken schließen konnte.

Da hatte ich also am 1. April 1936, mit einem neuen Blaumann bekleidet, voller Spannung und toller Erwartungen meine Lehrstelle angetreten. Zum Glück ging es mir nicht wie meinem Bruder, dem die künftigen Arbeitskollegen am ersten Tag einen schlechten Streich spielten. Es ist ja üblich, dass man sich über den Neuling, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, lustig macht. Mich schickte man ins Materiallager, das „vernickelte Augenmaß“ zu holen. Ich war von meinem Bruder vorgewarnt, sonst hätte ich unter dem Gelächter der ganzen Werkstatt womöglich einen schweren Gusseisenblock geschleppt. Es stand also schon am ersten Tag eins zu null für mich! Meinen Bruder hatte man seiner-

zeit angeschrien, er solle mit anfassen, einen schweren Doppel-T-Träger weg zu tragen. Er fasste an – und verbrannte sich beide Handflächen. Der Träger war gerade vorher in der Schmiede behandelt worden. So begann seine Lehrzeit mit einer 14-tägigen Krankschreibung.

Vom Meister wurde ich dem „Dicken Ries“ zugeteilt. Der saß in seiner ganzen Körperfülle an einer Werkbank und lötete. Er erklärte mir, wie gebohrt und Gewinde geschnitten wird. Dann sah ich mich einer großen Kiste gegenüber, in der eine Menge Aluminium-Gussteile lagen, die zu bearbeiten waren. Es waren sogenannte Pyrometerköpfe, Teile eines elektrischen Messinstrumentes für hohe Temperaturen. Sie sahen aus wie Tassen, auf die mit zwei Schrauben ein Deckel befestigt werden musste. Ich machte mich also an die Arbeit und wusste nicht, dass dies für die nächsten sechs Wochen meine Beschäftigung sein sollte. Unterbrochen wurde sie nur durch die Arbeitspausen, oder wenn man einen „dummen Lehrling“ für irgend eine Hilfsarbeit brauchte, wie Glaswatte oder Schamottesteine aus einem Güterwaggon auszuladen. Das war eigentlich eine Arbeit für Hilfsarbeiter. Lehrlinge aber waren billigere Arbeitskräfte – wenn sie sich nicht wehrten. Ich aber huldigte dem Motto: „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!“ Ries ließ mich immer ziehen und versuchte nicht, mich bei seiner Arbeit zu halten. Schon das wurmte mich. Aber war Güterwagen ausladen eine Beschäftigung auf dem Ausbildungsplan eines Mechanikerlehrlings? Das fragte ich nicht nur Ries, sondern auch eines Tages den Meister. Außerdem schrieb ich diese Tätigkeit auch in mein Arbeitsbuch, von dem der Meister wusste, dass es von Zeit zu Zeit in der Berufsschule vorgelegt werden musste. Da fürchtete er die Kritik der Schule. Sehr bald darauf wurde ich einem anderen Lehrgesellen zugeteilt, zu Wilhelm Schleich. Bei ihm begann für mich das, was ich mir unter einer Lehre vorgestellt hatte. Allerdings war es keine *Mechanikertätigkeit*, sondern eher die Arbeit eines Bauschlossers. Aber das erschien mir nicht so wichtig. Als zukünftiger Ingenieur war das Feilen eines genau gemessenen Werkstückes

weniger von Bedeutung, als eben den Betrieb einer Werkstatt mit allen seinen technischen Tätigkeiten und Möglichkeiten kennenzulernen. Und das geschah bei Schleich in besonders guter Weise.

Es wird nicht leicht sein, diesen meinen neuen direkten Vorgesetzten zu schildern. Als ich ihn wie gewohnt mit „Herr Schleich“ anredete, meinte er, das „Herr“, könne ich mir sparen, „wo Herren sind, da sind auch Knechte!“ Also einigten wir uns: Ich war für ihn der „Knopp“ und ich sprach ihn mit „Willem“ oder einfach „Schleich“ an, verbunden mit dem „Sie“. Das ließ er sich gefallen. Er hielt mir sogleich noch einen ausführlichen Vortrag, was bei ihm Sache sei: bei ihm werde geschafft, „dass die Wussel fleie“ (fliegen), also zwar gründlich überlegt, bevor man eine Arbeit beginnt, aber dann gilt: „Aus'm verzagte Arsch kommt kaan fröhlicher Forz“. Und so arbeitete er auch. Er war ein großer Könnner, und ich habe viel bei ihm gelernt. Er war überzeugter Kommunist und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, obwohl es furchtbar gefährlich war, sich gegenüber dem neuen Regime kritisch zu äußern. Er war mit seiner politischen Einstellung nicht allein in der Werkstatt. Es gab eine stumme Verständigung untereinander bis zu einer gewissen Geheimsprache. Mit dem Meister stand er nicht gut, auch wenn beide sachlich anständig miteinander umgingen. Er hatte seine Vorgesetzten-Stelle durch Beziehungen erhalten, denn er war Schwager des Betriebsleiters. Fachlich war er vielen Arbeitern der Werkstatt glatt unterlegen und dadurch stark von den „Könnnern“ abhängig. Wenn es trotzdem mal eine Auseinandersetzung gab, dann zitierte Willem, aus der Meisterbude kommend, mit lautem Pathos Kotzebue: „Was will ich und was soll ich hier, unter Tigern, unter Affen? Welchen Plan hat Gott mit mir, und warum hat er mich erschaffen?“ Oder er deklamierte pathetisch: „Meister ist, der was ersann, Geselle ist, der etwas kann, Lehrling ist ein jedermann“.

A propos „Gott“: Dass ich Mitglied der Hitler-Jugend war, gefiel ihm nicht so recht. Aber er wusste auch, dass ich in der evangelischen Gemeindejugendarbeit mitmachte

und wir immer wieder in Gegensatz zu den neuen Machthabern standen - und so hatte ich sein Vertrauen. Er erzählte mir vieles aus der Kampfzeit, d. h. der Zeit vor 1933, was ihm – wenn es bekannt geworden wäre – Kopf und Kragen gekostet hätte. Wenn es zum Beispiel in der Werkstatt einmal drunter und drüber ging und der Grund im Politischen lag, da machte er seinem Zorn Luft, indem er laut in die Werkstatt hinein schrie: „SA hierher!“ Nur wenige wussten, was das zu bedeuten hatte; aber es gab Eingeweihte, die spitzbübisch und verständnisinnig lachten, denn hier ging es um ein Erlebnis aus der Zeit Ende der 20er Jahre. Da marschierten die nationalsozialistischen Parteigenossen von Hanau unter dem Schutz von SA und SS nach Gelnhausen (fünfundzwanzig Kilometer!) zum „Deutschen Tag“. Am Abend in der beginnenden Dämmerung auf dem Heimweg mussten sie durch Dörfer, die eine starke kommunistische Mehrheit hatten. In dem anschließenden Wäldchen lauerten ihnen Gruppen von Kommunisten auf, darunter Willem. Es kam zu heftigen Schlägereien, und eines Jahres hatten seine Genossen eine List ausgeheckt. Auf der Höhe des Kampfes rief einer laut in das Dunkel: „SA hierher!“, worauf die so Angerufenen in die Richtung des Rufers liefen – und damit genau in einen Hinterhalt, wo sie tüchtig Prügel bezogen. Das war ein Triumph, der in dem Schrei in unserer Werkstatt noch nach Jahren nachklang.

Immer wieder gab es unter uns Diskussionen über Politik, Gott und den Glauben. Für ihn stand fest: Glauben heißt nicht wissen. Er war eine ehrliche Haut, und unser Verhältnis wurde von Tag zu Tag besser, denn wir wussten, was wir voneinander zu halten hatten. Es war ihm ein Rätsel, dass ich so positiv – trotz allem – zum NS-Staat stand, und ich staune heute noch, wie scharfsinnig er schon damals das Verhängnis auf uns zukommen sah. Er hatte auch Informationen, von denen ich keine Ahnung hatte. Bei einer allerdings hätte auch ich oder meine Eltern wissen müssen, welches Regime unsere neue Regierung war; denn es war sehr wohl bekannt, dass der Vater eines meiner Lehrlingskollegen und ehema-

ligen Mitschülers aus der Grundschulzeit, Fürchterliches in einem Konzentrationslager erlebt hatte. Er war ein guter Fachmann in unserer Betriebsschreinerei und – eben – Kommunist. Seine Frau war eine vertrauenswürdige Person, denn sie arbeitete in unserer Firma im Tresor. Die Familie wohnte nicht weit von uns. Er war als Alkoholiker verschrien, und das war schlimm, denn dies galt damals vor allem noch als ein moralischer Fall und nicht, wie wir heute wissen, als eine Krankheit. Trinker und Kommunist! Für die meisten, die sein Verschwinden mitbekamen, war klar: Es war die höchste Zeit, dass etwas geschah. Als er nach etlichen Monaten wieder in der Schreinerei erschien, wurde er gefragt, *wo* er gewesen und *wie* es dort gewesen wäre. Seine Antwort war: Es sei ihm bei der Entlassung strikt untersagt worden, etwas zu erzählen; sonst käme er gleich wieder zurück. Eine solche Auskunft hätte ja eigentlich genügen müssen, zumal ihm anzusehen war, in welcher Hölle er gewesen war. Es verschwanden auch Menschen, die redliche Bürger waren, aber Kommunisten oder überhaupt Gegner des NS-Staates, denn das galt als kriminell.

Was die fachliche Arbeit anbetraf, so war mir damals schon klar, dass man beim Schleich viel lernen kann. Gestaut hat er auch, was ein Gymnasiast so alles im Schlosserberuf zu Gebrauchendes wusste. Immer wieder kamen mir meine Kenntnisse in Mathematik und vor allem in der Geometrie zugute. Wo Willem umständlich mit Dreisatzrechnungen arbeitete, da musste er erleben, dass man mit Gleichungen sehr schnell zu dem erwünschten Ergebnis kommen konnte. Auch beim Anreißen zu Blecharbeiten oder bei Abwicklungen konnte man z. B. mit dem alten Pythagoras oder Euklid allerlei anfangen. Hier bedauerte er immer wieder, dass er nur eine einfache Volksschulbildung mitbekommen hatte und schob dies – nicht zu Unrecht – auf das herrschende System, in der Regel auf den Kapitalismus. Meinen Einwand, dass Hitler für den einfachen Menschen doch auch schon Einiges getan habe, ließ er nicht gelten: Die Rechnung dafür würden wir schon noch präsentiert bekommen! Wie

sehr hatte er doch Recht, und wie teuer haben wir schließlich bezahlt! Aber das nahm ich ihm damals nicht ab.

Für die Ingenieure und Konstrukteure – überhaupt für alle, die einen weißen Arbeitsmantel trugen – hatte er nicht viel übrig, er nannte sie kurz Maler, wobei er als typischer Hesse das „a“ halb wie „o“ und halb wie „ä“ aussprach. Es gab da für ihn nur ganz wenige Ausnahmen. Unter ihnen – und darauf war ich nicht wenig stolz – war mein Bruder, der ja als Konstrukteur in unserer Abteilung „Elektro-Industriegroßofenbau“ arbeitete. Sein Vorteil gegenüber den diplomierten Ingenieuren war, dass er – wie man sagte – von der Pike auf gelernt hatte. Es imponierte den Facharbeitern in der Werkstatt auch, dass er keine Hemmungen zeigte, gewisse technische Probleme mit ihnen zu besprechen und gelegentlich sogar ihren Rat einholte. Und dass dies nicht aus Unwissenheit geschah, das verstanden sie alle. Er hatte auch schon einige Patente und „Gebrauchsmuster“ erfunden, mit denen er in einem Fall sogar unserer Firma dazu verhalf, die Konkurrenz bei einem Großauftrag aus dem Feld zu schlagen. Er hatte – nicht nur bei Schleich – einen großen Stein im Brett. Es ist nicht zu leugnen, dass ich von diesem Ansehen in gelegentlich unverdienter Weise profitierte. Schon im zweiten Lehrjahr bot man mir an, als Technischer Zeichner ins Konstruktionsbüro zu wechseln. Ich hatte aber beobachtet, dass man einem Freund aus der Jugendarbeit, der dieses Angebot angenommen hatte, mit nicht geringem Spott begegnete. Auch mein Bruder riet ab, und ich sah selbst ein, dass es für mich wichtiger war, zunächst einmal Werkstattkenntnisse zu erwerben und „unten“ zu bleiben.

Zu unserer Arbeitskolonne, in der Schleich so etwas wie Vorarbeiter war, gehörten außer mir noch ein Lehrling im Lehrjahr über mir und ein Geselle. Ersterer – Karl – war ein verträumter Bauernjunge aus dem Oberhessischen, dem Schleich immer wieder einmal erklärte: „Karl, geh' zum Kommiss, da kannst du noch was werde!“ Ich weiß nicht, ob er diesen Rat befolgt hat. Ich musste aber später, als ich

Soldat geworden war, an diesen Ausspruch Willems denken, wenn uns als Vorgesetzter eine solche „Intelligenzbombe“ quälte. Den Gesellen nannte Willem immer wieder „Watz“, weil er nicht nur über eine beachtliche Körperfülle, sondern auch über erstaunliche Kräfte verfügte. Ihm machte es nichts aus, mit der Handbohrmaschine einen 22 (in Worten: zweiundzwanzig) Millimeter dicken Bohrer glatt abzubringen. Seinen Kopf mochte er weniger anstrengen, und auf ihn traf Willems Weisheit zu: „Wer in seiner Jugend den Kopf nicht gebrauchen will, muss später seinen A... bewegen“. Beide wurden mir bei gewissen Arbeiten zugeteilt, und es war ihnen auch ganz lieb, wenn sie nicht viel zu denken brauchten und keine Verantwortung hatten.

Meine schwerste Blamage und zugleich meinen größten Triumph erlebte ich bei einem Arbeitsauftrag, bei dem ein so genannter Drehherdofen gebaut werden musste, zu dem mein Bruder die Konstruktionszeichnungen geliefert hatte. Es war für mich eine tolle Herausforderung! Schleich fragte mich: „Bou<sup>2</sup> – traust dir das zu?“ Ich sagte mutig Ja – und rechnete allerdings insgeheim bei schwierigen Problemen mit der Hilfe meines Bruders. Dies geschah dann ja auch. Schleich und ich brüteten also lange über den Konstruktionszeichnungen und berieten dies und das. Handwerklich am schwierigsten war die Aufgabe, starke Winkel- und U-Eisenprofile zu Ringen von zirka zwei Meter Durchmesser zu formen. Willem half mir noch in der Schmiede, das jeweilige Ende eines Trägers mit Hilfe einer Schablone auf die Biegung anzurunden, die für den Anfang des Walzvorganges in der Rundwalze erforderlich war. Dann fragte er mich: „Brauchst mich noch – kannst du das allein?“ In meinem Leichtsinn sagte ich keck zu, denn ich hatte diese Arbeit schon vorher einmal mit ihm durchgeführt.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf: Die Walze lief an, mit der Schablone kontrollierte ich den Radius auf der Seite, wo das Werkstück herauskam. Er war zu klein! Zuerst lockerte ich den Walzdruck zu wenig – und dann zu viel, sodass schließlich

statt eines Kreises ein Sechser heraus kam. Obwohl Schleich mir half, das verunglückte „Ding“ irgendwo schnell zu verstecken, blieb der Reifall nicht verborgen. Zum Schrott geben, war nicht erlaubt. Während die Arbeitskollegen zum Feierabend nach dem Schlingen der Glocke die Werkstatt verließen, half mir Willem, mit einem großen Schweißbrenner den Sechser zu einem Kreis umzuformen. Natürlich sparten die heimstrebenden Kollegen nicht mit spöttischen Bemerkungen, und es wurde so zu einer großen Blamage für mich. Willem aber sagte kein Wort des Tadels; ihm hatte mein Wagemut gefallen, und schließlich stand eines Tages der fertige Ofen da. Ich hatte es also doch geschafft!

Jedes Jahr fand seit 1934 der so genannte Reichsberufswettkampf statt. Nach Lehrjahren getrennt kamen die Teilnehmer in einem Hanauer Betrieb zusammen. In Handarbeit musste ein Werkstück hergestellt werden, vor allem maß- und winkelgerecht. Eine theoretische Prüfung in Berufs- und Sozialkunde ergab mit der praktischen Prüfung zusammen eine Gesamtnote, mit der der jeweilige Sieger ermittelt wurde. Im ersten Lehrjahr wurde ich Kreissieger; im zweiten nur Ortssieger. Bei der Kundgebung am 1. Mai auf dem großen „Paradeplatz“ (heute Platz des Friedens) stand ich auf der Tribüne zur Siegerehrung zusammen mit meinem Freund aus der evangelischen Jugendarbeit, Helmi Wörner, der in der Sparte des Malerhandwerkes sogar Reichssieger geworden war. Das tat uns natürlich wohl: auf diese Weise zeigten wir unseren Gegnern aus der Hitler-Jugend, dass wir auch nicht von Pappe waren. Am liebsten hätten wir an diesem Tag noch einmal unsere alten Grünhemden heraus geholt. Im Betrieb wurde dieses Ereignis noch einmal gefeiert, was mein Ansehen gewaltig hob.

Das Arbeitsheft, in dem wir Lehrlinge unsere täglichen Arbeiten eintragen mussten, wurde von fast allen Lehrlingen stöhnend geführt. Da der Betrieb nur geringes Interesse daran zeigte, unterließen viele diese lästige Aufgabe. Sie musste ja nach Feierabend zu Hause ausgeführt werden. Mir war die Kontrollmöglichkeit von außer-

---

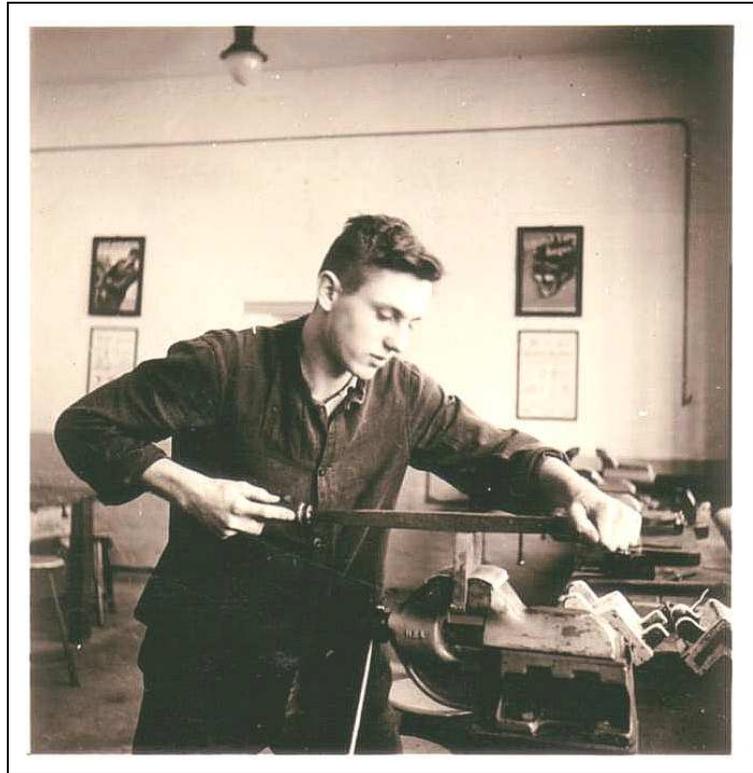
<sup>2</sup> Bub, Junge

betrieblichen Stellen sehr recht; sie hatte mir ja schon geholfen, vom „Dickem Ries“ mit seiner geisttötenden Arbeit loszukommen. Da aber für jede Woche eine Art Losung über den Bericht geschrieben werden sollte, war dies für mich eine willkommene Gelegenheit, nicht nur sinnvolle Sprüche zu liefern, sondern auch hin und wieder Texte, die zu Politik und Glaube Stellung nahmen. Das gab dann Gelegenheit, nicht nur mit Schleich diese Aussagen zu diskutieren.

Hier war auch der Anfang eines Versuches, insbesondere Lehrlinge für unsere Jugendkreise zu werben. Es entstand eine kleine betriebsinterne Gruppe, die wir in Anlehnung an die NS-Organisationen „EJW<sup>3</sup>-Betriebszelle“ nannten; wir, das heißt vor allem mein Freund bis heute, Hans Schlegel. Er war Lehrling im Jahr über mir, arbeitete in der Lehrwerkstatt und war großer Motorrad-Enthusiast. Sein Meister erlaubte ihm, während der Arbeitszeit „auch mal“ an seiner Maschine zu arbeiten, einer englischen Viertakt-Norton. Später wechselte er als Zeichner (Originalton Schleich: „Maler“) in das Konstruktionsbüro unserer „EA“ = Elektrischen Abteilung. Wir beide haben mit allen möglichen Mitarbeitern und Vorgesetzten manche Diskussion weltanschaulicher und religiöser Art geführt.

In unserer Firma existierte eine betriebsinterne Musikkapelle – im Wesentlichen mit Blasinstrumenten. Bei Betriebsfeiern („Freibier und Fleischwurst“) spielte sie auf. Vor allem aber führte sie am 1. Mai unsere Belegschaft an. Sie war so gut, dass sie eines Jahres nach Nürnberg zum Reichsparteitag mitdurfte. Das muss für ihre Mitglieder ein tolles Erlebnis gewesen sein, denn nach ihrer Rückkehr berichteten sie

begeistert: „Kerle, des war schee, mer warn kaan Dag nüchtern!“ Übrigens: Mit der HJ war ich auch einmal zum „Parteitag der Freiheit“, 1935, nach Nürnberg gefahren. Es war schon eindrucksvoll für mich. Bei der Jugendkundgebung jubelten wir „unserem



*In der Lehrwerkstatt, 1938*

Führer“ zu. Die Verpflegung war so reichlich, dass ich ein ganzes Kochgeschirr, mit Dreieckskäse gefüllt, mit nach Hause brachte.

Im letzten Jahr meiner Lehrzeit arbeitete ich in der Lehrwerkstatt. Darum hatte ich gebeten, da in der EA typische Mechanikerarbeiten eigentlich zu kurz kamen. So hatte ich noch keine Erfahrung an Werkzeugmaschinen wie Dreh-, Fräs- und Hobelmaschine. Der Elan von der Produktionswerkstatt fehlte hier vollkommen. Deswegen hatte mir auch Schleich von dem Wechsel abgeraten. „Dort wirst du ein richtiger Faulenzer“, meinte er. Na ja, ganz so schlimm war es nicht; aber es war ein gemütlicher Betrieb. Mir war dies durchaus recht, denn inzwischen hatte meine Tätigkeit in der Jugendarbeit enorm zugenommen. Oft kam ich von den einzelnen Veranstal-

<sup>3</sup> (EJW = Evangelisches Jugendwerk)

tungen spät abends nach Hause und war dementsprechend am Morgen noch müde. Natürlich musste ich bei der Arbeit munter sein. Aber unser Meister, eigentlich nur ein alter, gutmütiger Geselle, ließ in punkto Arbeitszeit oft eine Fünf gerade sein. Ich lernte dennoch die nötigen Fertigkeiten, mit denen ich schließlich die Gesellenprüfung gut bestehen konnte.

Zum Schluss gab es noch mit der Betriebsleitung eine zünftige Auseinandersetzung. Bei Antritt der Lehrstelle hatte ich vereinbart, dass – wenn ich nach der Lehre auf die Maschinenbauschule gehe – nur drei Jahre zu lernen brauchte. Inzwischen war durch Gesetz die Arbeitsdienstpflicht eingeführt worden, und man argumentierte, dass ich ja gar nicht im Anschluss an die Lehre zur Schule gehe, sondern zum Arbeitsdienst. Ich beschwerte mich bei der „Arbeitsfront“, die in etwa die Rolle der früheren Gewerkschaft übernommen hatte. Ein Jurist verhandelte mit unserem Generaldirektor und machte ihm klar, dass diese neue Lage nicht ich zu verantworten hätte. Der Herr gab nach. Und da gerade kurz darauf die vierjährige Lehrzeit der Mechaniker auf drei Jahre verkürzt wurde und die „Vierjährigen“ vorzeitig ihre Prüfung machen durften, schlüpfte ich ganz unerlaubt, aber unentdeckt, mit in diese Gruppe und beendete so meine Lehrzeit sogar schon nach zwei und einem dreiviertel Jahr. Das letzte Vierteljahr war ich – ob es der Firma gefiel oder nicht – Geselle, und musste entsprechend entlohnt werden. Das war der „Sieg des kleinen Mannes“.

Durch unsere Zusammenarbeit im Betrieb war mein Verhältnis zu meinem Bruder, das vor dem Beginn meiner Lehre zeitweilig stark getrübt war, immer besser geworden. Entzweit hatten uns vor allem politische Auseinandersetzungen. Nun aber gab es oft Gelegenheiten, dass wir die Köpfe zusammensteckten und Werkstattprobleme zu lösen versuchten. Technisch konnte ich ja meinem Bruder das Wasser nicht reichen, aber in der Theorie konnte ich ihm durch meine mathematischen und geometrischen Kenntnisse hier und da helfen. Da war zum Beispiel eine neue Konstruktion des „Salzbad-Wannenofens“. Er hatte

beträchtliche Ausmaße, z. T. über zehn Meter lang. Darin sollten Flugzeugteile aus Aluminium vergütet werden, und diese überdimensionalen „Badewannen“ wurden übrigens auch nach England und in die Sowjetunion geliefert (unsere späteren Feinde im damals noch nicht für möglich gehaltenen Krieg). Der Deckel war ungewöhnlich schwer, wurde daher maschinell bewegt und strahlte die Hitze im geöffneten Zustand auf den Arbeiter ab, der die Wanne beschickte. Um diese Abstrahlung zu vermeiden, sollte der Deckel sich also beim Öffnen drehen, so dass die kalte Rückseite dem Arbeiter zugewandt war. Dies gelang uns mit Hilfe eines Planetengetriebes, das nicht einfach zu berechnen war. Ein Modell bauten wir dann noch mit unserem Märklin-Stabilbaukasten

Eine weitere Möglichkeit der Annäherung ergab sich durch das neue Hobby Werners: das Motorrad. Eine DKW-Zweitakt mit Keilriemenantrieb stand eines Tages vor dem Haus. Ich durfte nicht nur auf dem Soziussitz mitfahren, sondern auch allein steuern. Die Maschine war ein „alter Bock“ mit einem Schalthebel, bei dem man achtgeben musste, dass man nicht versehens an den fast glühenden Auspuffkrümmer griff. Die ersten Reparaturen waren bald fällig. Als sie einigermaßen wieder lief, verkaufte sie Werner und erstand eine neue BMW. Das war nun doch ein Wechsel wie Tag und Nacht. Ich durfte sie nur mit Führerschein fahren, den ich schnellstens erlangte. So manche schöne Fahrt haben wir in der kommenden Zeit gemacht, einmal ich allein mit Vater auf dem Sozius. Die BMW brachte es sogar fertig, meinen Bruder an unserer Jugendarbeit zu interessieren. Mehrere ältere Mitarbeiter in Hanau waren mittlerweile auch Motorradfahrer wie Hans Schlegel, und mit diesen befreundete er sich bei der Teilnahme an Unternehmungen unserer „EJW-Motorradstaffel“.

Meine Zugehörigkeit zu der nach dem Übertritt in die HJ neu gegründeten Jugendarbeit des Evangelischen Jugendwerkes ergab sich weniger aus tieferen Glaubensgründen. Es war vielmehr die Atmosphäre der Zusammenkünfte, der Geist der Gemeinschaft und nicht zuletzt meine

Freundschaft mit Horst Fortun. Die Hitlerjugend konnte dies alles nicht ersetzen, so sehr Fo mit den ehemaligen Pfadfindern versuchte, wenigstens in der kleinen Einheit der Schar so etwas wie früher unsere Pfadfindersippe „Walter Flex“ aufzubauen. Es gelang nicht. Es fehlte der Geist, der sich nicht organisieren ließ. Ob es der „Heilige Geist“ war, für den einfach die Tiefe oder der Hintergrund – oder sonst was – nicht da war?

An Samstagen oder Sonntagen traf ich mich öfter mit Fo, und wir fuhren mit unseren Fahrrädern wie ehemals durch die Wälder um Hanau. Er hatte eine gründliche Kenntnis in Naturkunde. Deshalb wollte er eigentlich Förster werden. Daran war nicht unschuldig die Tochter des Oberförsters für das Bulau-Gebiet, das wir allmählich wie die eigene Tasche kannten. Mit Schlittschuhen durchfuhren wir die an die Kinzig angrenzenden Gebiete im Winter, wenn das Flüsschen über die Ufer getreten war. Diese Zeit gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend.

In den Jugendstunden, die ich mit Horst besuchte, lernte ich mit der Zeit auch andere Mitglieder schätzen. Als er eines Tages nicht mehr an den Zusammenkünften teilnahm, war ich mit den anderen so verbunden, dass ich meinem bisherigen Vorbild nicht mehr folgte. Wie von selbst ergab sich meine Mitarbeit, die zunächst darin bestand, in der Jungscholarbeit zu helfen. Hier nannten wir Fritz Gärtner den „Jungscholar-General“, weil er in besonderer Weise verstand, mit dieser Altersstufe umzugehen. Unter seiner Anleitung lernte ich zunehmend, auch selbständig Teile einer Stunde zu übernehmen.

Mittlerweile nahm ich an einem Kursus teil, an dessen Ende die Ernennung zum „Mitarbeiter im Evangelischen Jungmännerwerk“ stand, wofür sich der Leiter der gesamten Hanauer Jugendarbeit, Helmuth Eifert, einsetzte. Er gehörte wohl zu den besonders begnadeten mir bekannten Jugendführern und hatte sein Studium aufgegeben, um hauptamtlicher Jugendleiter zu werden. Als Mitglieder der Mitarbeiterschaft erlebten wir so etwas wie eine Auferstehung der früheren Pfadfinderschaft, jetzt

allerdings ohne die damals üblichen Tätigkeiten. Durch den Druck von außen, insbesondere durch die Auseinandersetzungen mit der HJ, wurden wir zu einer verschworenen Gemeinschaft, die durch einen festen Zusammenhalt gekennzeichnet war.

Jeden Monat an einem bestimmten Sonntag fand in Frankfurt in der Zentrale unseres Jugendwerkes die „Mitarbeiter-Gemeinschaft“ statt, bei der in der Regel unser früherer „Erstführer“ der Pfadfinderzeit, Paul Both, die Leitung hatte. Es wurden Probleme unserer Arbeit besprochen und Erfahrungen ausgetauscht. Sie endete mit einer Andacht und gehörte zu den festen, regelmäßigen Veranstaltungen der Mitarbeiterschaft. Dazu zählten auch die in den Schulferien stattfindenden Rüstzeiten für Mitarbeiter, Jungscharen, Jungen- und Jungmännerkreise. Jeder Teilnehmer musste dazu, wenn er in der Hitlerjugend war, dort Urlaub einholen. Das war vertraglich festgelegt, wurde aber zunehmend zu einem Streitpunkt. Es gehörte schon eine gehörige Portion Mut dazu, dies zu beantragen. Nicht selten wurde die Beurlaubung verweigert und der Versuch gemacht, den Antragsteller von seinem Vorhaben abzubringen. Immer wieder zitierten wir das Parteiprogramm mit seinem Punkt 25 oder einige einschlägige „Führeraussagen“. Die Eltern waren dabei gelegentlich eine Hilfe; aber es geschah auch oft, dass gerade sie „einknickten“. Trotzdem gelang es uns immer wieder, solche Rüstzeiten mit beachtlichen Teilnehmerzahlen zu veranstalten.

Für uns Hanauer stand ja „unser“ spezielles Enzheimer Haus zur Verfügung, in dem Hans Schlegel und ich als die Techniker des Werkes notwendige Arbeiten verrichteten. Da musste mal die Wasserleitung umgelegt werden, oder ein andermal an den Eisenbetten Haken zur Kleiderablage angebracht werden. Das alles waren Arbeiten, die zum Teil von der „Betriebszelle“ in der Werkstatt vorbereitet wurden, mit und ohne Genehmigung des Meisters – wenn es nach Schleich ging, „ohne“. Im Heim erfüllten Hans Schlegel und ich uns einmal den alten Wunsch, uns endlich einmal an Schokoladenpudding so richtig satt essen zu können. Wir nahmen einen größeren Topf, und es

wurde so viel, dass wir es beim besten Willen nicht schafften. Damit war aber wenigstens unser Bedarf an dieser Puddingsorte auf längere Zeit gedeckt. An den Wochenenden waren wir meistens dort, wenn auch oft nur im kleinen Kreis.

Weihnachten feierten wir nach alter Tradition mit einer Waldweihnacht im engsten Kreis. Von Helmuth Eiferts Elternhaus aus gingen wir in einem Schweigemarsch in den Wald, wo an einer Schonung eine Tanne mit Kerzen geschmückt war. Besonders bei Schnee war dies ein unvergessliches Erlebnis. Es wurde die Weihnachtsgeschichte in der Übersetzung des Heliand<sup>4</sup> verlesen. Eine Andacht, mit Liedern umrahmt, beschloss die kleine Feier. Anschließend waren wir bei den Eltern Eifert zu Gast und beendeten so den schönen Abend. Den Jahreswechsel feierten wir einmal auf dem Turm der Hanauer Johanneskirche. Als wir im neuen Jahr wieder auf der Erde standen, stellte einer von uns fest, dass er noch einen Knallfrosch in der Tasche hatte. Mit ihm heckten wir einen Plan aus, der fast bis an das Ende des Anständigen ging. Aber wir wollten einem Pfarrer, der uns oft „quer schoss“, einen Streich spielen. Wir verabredeten einen Zeitpunkt, zu dem einer von uns ihn aus einer Telefonzelle anrief. Und zur selben Zeit warfen wir den brennenden Frosch in den Hausgang seines Hauses. Der „Telefonmann“ hörte neben dem „Hier Scheich!“ das Knallen im Haus. Somit war unser Gag gelungen. Ob der Pfarrer wohl ahnte, dass dies „seine“ Jugendlichen waren? Wir haben es nie erfahren.

Zur Ehre dieses Pfarrers muss ich berichten, dass er im Spätherbst 1939 von der Gestapo verhaftet worden ist. Wie verworren die politischen Verhältnisse damals waren, geht aus einem Brief hervor, den ich am 11. 12. 1939 als Soldat an meinen Freund Hans Schlegel schrieb, und in dem ich von der Verhaftung dieses Pfarrers berichtete mit dem Zusatz „Niemand könnte treffender diese Angelegenheit glossieren

---

<sup>4</sup> überliefertes altsächsisches Epos, um 830 n. Chr. ;stellt in Versen die Lebensgeschichte Christi dar

als unser Pfarrer Munk, der – wenn nicht bereits zu dieser Zeit, so doch später – mit Hans Schlegel gut befreundet, war. Er meinte: ‘Wie kann ein Mäuslein einen Turm annagen?’

Mit den anderen Pfarrern haben wir übrigens sehr gut zusammengearbeitet. In der Christus-Gemeinde im Osten Hanaus standen sich zwei Pfarrer, die auch noch verschwägert waren, oppositionell – nicht gerade feindlich – gegenüber: Der eine war strammer Deutscher Christ (DC), der andere war eher bei der BK (Bekennende Kirche) einzuordnen. Da wir nach anfänglicher Zugehörigkeit zu den „Deutschen Christen“ sehr bald eine neutrale Stellung bezogen (um in *allen* Gemeinden arbeiten zu können), konnten wir uns aus allen Streitigkeiten heraus halten. Sie erschienen uns als Theologengeplänkel. Heute ist mir klar, dass wir eigentlich mehr zur BK gehört hätten, denn es ging uns vor allem um die Verkündigung der Frohen Botschaft unter der deutschen Jugend. Durch unsere Nähe zum NS-System – die zweifellos vorhanden war – konnten wir dies offen tun und mussten nicht im „Untergrund“ arbeiten. Es wäre zweifellos ehrenvoller, jedoch auch weniger wirkungsvoll gewesen.

Aber solche Überlegungen stellten wir damals kaum an. In der Judenfrage - das muss ich zu unserer Schande gestehen – hatten wir keine klare Meinung, und wir wollten es wohl auch nicht wahrhaben, was mit den Juden – besonders nach der Pogromnacht im November 1938 – geschah. Ich stand bei diesem furchtbaren Ereignis in Hanau in der Nürnbergerstraße gegenüber der Synagoge und sah, wie man aus den Fenstern alles mögliche Mobiliar heraus warf. Hinter mir stand ein mir unbekannter Mann, der sagte: „Heute sind es die Juden, bald werden es die Kirchen sein!“ Ich weiß noch, dass ich diese Äußerung für weit übertrieben, wenn nicht für defätistisch hielt. Wie sehr hatte Niemöller später doch Recht, als er in etwa sagte: „Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Sozialdemokrat. Als sie die Juden holten, habe ich nicht

protestiert; ich war ja kein Jude. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestierte.“

In der Christuskirche also arbeitete ich nicht nur im Kindergottesdienst mit; ich half zunächst auch in der Jungschar. Als Fritz Gärtner zur Wehrmacht zu einer längeren Übung eingezogen wurde, musste ich die Leitung übernehmen. Das war wegen der dazu nötigen Zeit für mich als Berufstätiger nicht einfach, zumal noch gelegentlich Vertretungen in anderen Gemeinden zu übernehmen waren. Andererseits machte mir die Arbeit Spaß, auch wenn ich nicht zum „Jungschar-General“ aufstieg –

höchstens zum „Jungschar-Unteroffizier“. Da den Älteren unter uns der HJ-Betrieb allmählich zu sehr auf die Nerven ging und wir ja auch inzwischen das entsprechende Alter hatten, ließen wir uns zum NSKK versetzen, auch um der SA oder SS zu entgehen. Diese vier Buchstaben standen für „Nationalsozialistisches Kraftfahrer-Korps“. Böse Mäuler meinten, es hieße besser:

„Nur Säufer, keine Kämpfer“. Da war etwas dran. Uns erschien der Club wie ein motorisierter Stammtisch. Wenigstens wurde hier und da etwas gefachsimpelt.

Zu Weihnachten 1938 führten wir ein schönes Krippenspiel in der Friedenskirche Kesselstadt auf. Ich war ein Hirte, der angesichts der zum Stall in Bethlehem drängenden Hirten nichts anderes zu sagen hatte, als „Da kommt noch mehr – ein ganzer Zug von Lichtern!“ Außer für die Rollen der Maria und zweier Engel waren wir nur eine Männergesellschaft. Ich weiß noch, wie ich mich in einen der Engel verliebte – was man damals in dem Alter schon verlieben nennen konnte. Aber es galt für mich leider das Wilhelm-Busch-Zitat: „Für manchen hat ein Mädchen Reiz, doch bleibt die Liebe seinerseits“. Ich bekam auch bald heraus, dass sie schon „vergeben“ war. Ich kannte ihn, und hielt ihn eigentlich nicht für würdig genug. Aber was half es mir?

Das neue Jahr war schon angebrochen, da erhielt ich mit der Post einen anonymen Brief mit dem kleinen Vers: „Liebst du mich wie ich dich? Hopsassa Gedankenstrich! – Rate mall!“ Darunter war ein Engel gezeichnet. Meine Mutter lachte, sagte aber nichts. Was sollte ich tun? Noch heute muss ich über meine damalige Einfalt schmunzeln. Denn ich nahm die Liebeserklärung (das war mir klar, „so etwas“ war das), mit zu unserer Mitarbeiter-Besprechung. Die Reaktion war sehr unterschiedlich. Fritz Gärtner als sittenstrenger Mensch war empört über die Unverfrorenheit des („anderen“) Engels. Denn ich wußte, dass es sich nur um ihn handeln konnte. Helmuth Eifert wiegte den Kopf und zuckte mit den Schultern. Heinz Kurz, der uns immer als unsicherer Kantonist verdächtig war, lachte laut auf und meinte: „Also Günter, ran!“. Ich war „so klug, als wie zuvor“. Eigentlich war im Jugendwerk das Mädchenproblem längst gelöst, seit unser Erstführer Paul Both nicht nur geheiratet hatte. Das erste Kind war auch schon da, und es bestand kein Zweifel, dass es



*Beim NSKK, 1938*

auf keine andere Weise entstanden war, als auf die allgemein bekannte.

Schließlich wollte ich das Mädchen ja nicht vor den Kopf stoßen. Wir brachten also eine Zusammenkunft zustande und fuhren mit Fahrrädern über die Mainbrücke in den Steinheimer Wald. In einer Verschnaufpause diskutierten wir die Fragen unserer Jugendarbeit im Verhältnis zum Nationalsozialismus und die neue (alte) Religion der Germanen, die von Gegnern des christlichen Glaubens „aufgewärmt“ worden war und unsere Antwort nötig machte. Es stand damals meine Einberufung zum Reichsarbeitsdienst bevor. Mehr als eine Brieffreundschaft war zwischen uns nicht zu erwarten. Als dann im Herbst der Krieg begann, waren wir *einer* Meinung, zuerst einmal den Ausgang abzuwarten.

Wie eifrig – wenn nicht fanatisch – wir in dieser Zeit als Mitarbeiter in den Gemeinden arbeiteten, geht aus einem Brief hervor,

den ich am 12. Oktober 1939 Hans Schlegel schrieb: es war das letzte Halbjahr der schlaflosen Nächte in Hanau, denn ohne das Wissen der kommenden Erholung im RAD hätte ich das Winterhalbjahr in unserer Jugendarbeit nicht durchhalten können. Habe ich doch zum Beispiel in der Woche bis zu fünf Stunden halten müssen. Es ist mir das alles heute noch wie ein Wunder: Da war der Kindergottesdienst, Jungschar, Konfirmanden-Dienst mit rund dreißig bis vierzig Jungen, Jungenstunde Christusge-

meinde, damals noch im Aufbau mit einem Besuch bis zwanzig Jungen, Jungenstunde Hanau und die Arbeit der Mitarbeiterschaft. Wenn man bedenkt, daß man schließlich auch im Geschäft hinsichtlich der Gesellenprüfung seinen Mann stehen mußte und dann noch im Berufswettkampf einen netten Erfolg erzielen konnte, so kann dies nur unter dem Wort geschehen sein: „Was den Menschen unmöglich ist, ist bei Gott möglich“.

*Ade Zivilleben!*

## Ade Zivilleben!

Am liebsten wäre ich natürlich nach Abschluss meiner Lehrzeit sofort zur Maschinenbauschule nach Frankfurt gegangen. Zum Wehrdienst hatte ich mich freiwillig gemeldet, weil man sich auf diese Weise die gewünschte Truppe auswählen konnte. Nicht dass ich eine besondere Vorliebe zur Flak gehabt hätte; es hätte für mich die Möglichkeit bestanden, während des zweijährigen Militärdienstes das Studium aufzunehmen, da die nächste Flak-Einheit in Frankfurt-Hausen lag. Aber zunächst musste ich Anfang April 1939 beim Reichsarbeitsdienst im oberhessischen Kirtorf antreten. Es sollte der endgültige Abschied von meinem Elternhaus werden. Die Erwartungen lagen nicht sehr hoch, denn der Arbeitsdienst stand gegenüber der Wehrmacht in keinem guten Ruf. Zu viel Raum hatten bei ihm nationalsozialistische Ideen in Bezug auf Weltanschauung – und dazu gehörte ja nun auch das Problem des Glaubens. Ich machte mich also auf allerlei gefasst, und ich wurde nicht enttäuscht. Schon der Ton, der hier herrschte, war hart bis ordinär. Aber ich dachte, das halbe Jahr kriegst du auch 'rum.

Glück hatte ich mit unserem Truppführer, der aus den Neuen zuerst einmal technische Berufe herausholte: Schlosser, Schreiner, Bauarbeiter usw. Das erwies sich schon als günstig, denn wir mussten nicht mit hinaus auf die Baustelle, wo lange Entwässerungsgräben in nasse Wiesen gezogen wurden. Wir hatten den Auftrag, mehrere neue Baracken aufzubauen. Und das war schon interessanter, als im Lehm-boden herumzuwühlen. Hier ging es zu wie

in einer Werkstatt, und das war ich ja gewohnt.

Bevor es an die Arbeit ging, kam das „Wichtigste“: das Exerzieren. Aber das kannten wir ja von der Hitler-Jugend. Blöder war der Unterricht. Hier ging es nicht um technische Probleme unseres zukünftigen Arbeitsauftrages. „Der Spaten“ war das erste Thema. Folgender Spruch musste gelernt werden: „Der Spaten besteht aus Spatenblatt mit Feder und Stiel mit Krücke“. Wehe, wenn einer das mit und das und nicht an der richtigen Stelle nannte! Zur Anregung der Gehirntätigkeit waren



*Beim Reichsarbeitsdienst, 1938*

dann eine beachtliche Zahl von Kniebeugen oder Liegestütze fällig, natürlich unter der Gaudi der ganzen Bande. Leichter war es mit der Schaufel: Sie bestand aus „Schaufelblatt und Stiel“, basta!

Zwischen dem Truppführer, der die Bauleitung hatte, und uns stand ein „Vormann“ (vergleichbar dem Gefreiten bei Preussens). Der hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung – umso mehr spielte er sich vor uns auf, besonders wenn er mal allein das Kommando hatte. Das war mehr als unangenehm, und er verdarb uns oft die ganze Stimmung, die durch die qualifizierte Arbeit entsprechend gut war. Zu einer günstigen Gelegenheit zahlten es ihm einige meiner Kameraden heim. Beim abendlichen, gemeinsamen Duschen, alle im Adamskostüm, begannen sie mitten im Rauschen des Wassers und im Halbdunkel des Raumes zu singen: „Der ganze Trupp hat Haar'n (Haare) am Sack, der ganze Trupp hat Haar'n am Sack, nur der Vormann net, nur der Vormann net, der ist ja noch so

jung!“, und das auf eine allen bekannte Melodie. Das war ein Spaß! Es war brutal, aber es half. Unser Truppführer stand auf unserer Seite und muss ihm tüchtig Bescheid gestoßen haben. Denn es wurde besser.

Auf den Nerv ging uns nicht nur der allgemeine – und mehr gemeine – Ton, sondern die Schikanen beim Exerzieren und beim Innendienst. Dass man mit dem Spaten, der spiegelblank geputzt sein musste, auch exerzieren kann, verblüffte uns. „Deeen Spatten — über!“, „Spatten — fasst an!“, „Spatten — ab!“ Man kann also auch mit einem Spaten präsentieren, das war neu für uns. Mit einer Mistgabel wäre es ja noch interessanter gewesen. Na ja, die Zeit geht vorüber, dachten wir. Eines Tages erschien ein höherer Vorgesetzter, vor dem wir zeigen sollten, was wir schon alles gelernt hatten. Man hatte uns schon vorher darauf vorbereitet und bedeutet, dass wir ja nicht die Abteilung blamieren sollten. Wir strengten uns also an, besonders wenn wir einzeln vor dem „hohen Tier“ paradierten. Nach einigen Tagen teilte man uns mit, wir würden demnächst zu einer anderen Arbeitsdienst-Abteilung versetzt. Es sprach sich schnell herum, für den diesjährigen Parteitag sollten wir besonders ausgebildet werden. Nun wussten wir von den vergangenen Parteitagen, dass der Arbeitsdienst bei dem großen Vorbeimarsch vor dem Führer als besonders zackig auffiel. Das war ja sehr schön. Aber wir konnten uns auch ausmalen, dass dies nicht ohne ganz besondere Schleiferei möglich war. Und wir sollten die Opfer sein?

Was war zu tun? Nous verrons! – Wir werden sehen! – Das war zunächst unsere Parole. Es kam nämlich noch hinzu, dass der Parteitag 1939 „Parteitag des Friedens“ heißen sollte. Nicht dass wir den Krieg vorausgesehen hätten. Aber der berühmte Blinde mit dem Krückstock merkte doch: Was wir zur Zeit erleben, ist alles andere als Frieden. Ein solches Theater mitzumachen, war vielen von uns ein Gräuel. Zunächst wurden aus allen Lagern die zackigen Exerzierer in Alsfeld zusammengezogen. Das Lager lag unweit der Autobahn, heute die A 5. Zuerst wurden Spaten und Stiefel

(„Knobelbecher“) auf Hochglanz poliert. Das war schon eine Idiotenarbeit, weil wir mit primitivsten Mitteln arbeiten mussten. Dann begann die „Schleiferei“: Exerzieren, Griffe kloppen mit dem Spaten, immer wieder Sauberkeitsappelle, Alarme, Spindkontrollen und was sonst noch alles, womit man uns fertigmachen konnte. Das ging so einige Zeit.

An einem Abend nach Dienstschluss liefen wir nach Romrod, einem Ort zirka vier Kilometer von unserem Lager entfernt. In der Ecke einer Gastwirtschaft saß ein junger Mann in unserem Alter, der begrüßte uns mit den Worten: „Na ihr Simpel, seid ihr immer noch bei dem Verein?“ Als wir ins Gespräch kamen, berichtete er uns, er sei eigentlich auch noch Arbeitsmann. Nur, man habe ihn entlassen, weil er in der Landwirtschaft Fachmann, kurz Bauer, sei. Dann sei er in Zivil hierher zu einem Bauern dienstverpflichtet worden und damit den ganzen Schwindel los. Wir wunderten uns, weil bei uns ein solches Angebot noch nicht gemacht worden war und schoben es auf die Tatsache, dass wir ja die „Nürnberg-Abteilung“ seien.

Nach gar nicht so langer Zeit kam zu uns doch noch so ein höherer Vorgesetzter und suchte Männer aus der Landwirtschaft. Da wusste ich, was ich zu tun hatte: Ich meldete mich keck, obwohl ich vom Leben auf einem Bauernhof nicht die geringste Ahnung hatte. Ich wusste gerade, wo bei einem Pferd vorne und hinten war. Schon vor meiner Arbeitsdienstzeit wäre ich gerne einmal zu einem Bauern arbeiten gegangen, etwa in den Ferien. Jetzt kam meine Chance. Noch am selben Tag erhielten wir, die sich gemeldet hatten, den Befehl, per Telegramm daheim unsere Zivilkleidung anzufordern.

Das war ein Hallo, als wir nach einigen Tagen als kleiner Trupp durch das Lagertor zum Bahnhof marschierten. Vergessen war die ganze Schinderei. Vorbei war es mit der blöden Singerei, wenn wir am Wohnhaus unseres Lagerchefs vorbeimarschierten und statt „...ja schön blüh'n die Heckenrosen...“ – ...“schön blüh'n bei Hecks die Rosen“ zu singen hatten, denn er hieß Heck, und an seinem Haus wuchsen Heckenrosen. Wie

freuten wir uns über unser Zivil-Outfit – obwohl uns damals dieser Ausdruck noch nicht geläufig war. Man brachte uns zunächst nach Hof in Bayern. Von dort aus wurden wir auf verschiedene Bauernhöfe verteilt.

Mein Bauer hieß Hans Riedelbauch und hatte in dem kleinen Weiler Fleißnitz bei Stammbach in der Oberpfalz einen beachtlich großen Hof. Als Personal hatte er zur Zeit außer seiner Familie (Frau, alte Schwiegermutter und zwei Söhne im Alter von neun und elf Jahren) nur einen Knecht mit Namen Hans, der geistig stark behindert war und als der Dorfdepp galt. Die Enttäuschung war groß, als herauskam, dass ich kein Bauernsohn war und auch sonst von Ackerbau und Viehzucht keine Ahnung hatte. Viel fehlte nicht, und ich wäre wieder zurück nach Hof geschickt worden. Aber ich bat den Bauern um Geduld, ich würde mich schon bewähren. Er führte mich durch das Anwesen. Dabei kamen wir in der Scheune an einem großen Binder vorbei, einer Erntemaschine, die dort verstaubt in der Ecke stand. Kein Zweifel, sie war nicht in Ordnung. Er erklärte mir, was nicht funktionierte und dass der Schmied, der hätte reparieren können, zur Wehrmacht eingezogen sei. Da zeigten sich zum Glück meine Schlosserkenntnisse, und es gelang mir, den Fehler zu beheben. Damit hatte ich bei meinem neuen Chef gewonnen. Er machte mich zum Pferdeknacht. Von nun an hatte ich zwei schöne Rappen zu versorgen. In aller Frühe wurden sie gefüttert und gestriegelt, bis sie glänzten. Er war mit dieser Arbeit zufrieden – und ich hatte einen weiteren Pluspunkt bei ihm. Man hatte mir auch mal gesagt, dass Pferde für den Bauern das Höchste seien, worauf er größten Wert lege.

Die Heuernte stand bevor, und bis dahin hatte ich kapiert, was da so alles zu tun war. Der Bauer war aber auch ein guter Lehrmeister, und es dauerte nicht lange, bis ich ganz allein auf dem Feld oder in der Wiese mit Maschinen arbeiten durfte. Das war ein Leben, so recht nach meinem Geschmack. Ich hätte laut jubeln mögen, wenn ich, auf dem Heuwender sitzend, ein Pferd eingespannt, auf der großen Waldwiese hin und her fuhr. Die Ernte wurde

eingebracht, und ich lenkte den vollen Wagen sicher über die Hocheinfahrt in die Scheune. Leider fehlte der Bauer selbst oft bei der Arbeit, denn er hatte schweres Asthma. Aus dem Ersten Weltkrieg hatte er diese Krankheit, die ihm schwer zu schaffen machte, mitgebracht. Seine Frau konnte ihn nicht ersetzen, zumal sie gerade hoch schwanger war. Hans, der Knecht, arbeitete wohl im Kuhstall zuverlässig. Aber mehr konnte man ihm nicht zumuten. Außerdem war er alle Augenblicke mal verschwunden, und es dauerte, bis er wieder auftauchte.

Das Essen war ziemlich eintönig, aber gut. Zu oft gab es „Klies“, rohe Klöße mit Sauerbraten, und es war mein Glück, dass diese Mahlzeit mein Lieblingsessen war – übrigens bis heute. Die Butter kam aus der eigenen Produktion und schmeckte auf dem selbst gebackenen Brot ganz vorzüglich. Auf der gut schmeckenden Buttermilch schwammen oben immer eine Menge von kleinen Butterbröckchen.

Abends nach Feierabend – es war meistens schon dunkel – ging ich zu einem kleinen Waldsee, den ich entdeckt hatte, zum Schwimmen. Vor allem bei Vollmond und im Adamskostüm war dies paradiesisch. Diese Herrlichkeit hatte aber bald ein Ende, denn mein abendliches Vergnügen hatte sich bei der Weiblichkeit des kleinen Ortes bald herumgesprochen. Durch das laute Kichern merkte ich, dass ich nicht alleine war. Meine Chancen bei den drei Mädchen – zwei Schwestern vom Nachbarhof und Berta, die bei uns oft bei der Arbeit half – waren nicht schlecht, und der Bauer meinte, ich solle kein Kostverächter sein. Aber nach Abenteuern dieser Art stand mir nicht der Sinn, und Berta war verlobt mit einem Soldaten, dem gegenüber ich mich korrekt verhalten wollte. Es ging oft recht lustig zu, wenn wir abends am Dorfteich zusammensaßen, Lieder sangen und viel zu lachen hatten.

Der Bauer war – auch im Umgang mit seiner Ehefrau – ein Grobian. Als ich mich eines Tages verhoben hatte und nicht nur unter starken Kreuzschmerzen litt, sondern kaum aufrecht gehen konnte, meinte er nach zwei Tagen: „Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen“. Aus der Not

machte ich eine Tugend und fuhr für ein paar Tage nach Hause zu meinem Eltern. Er war doch froh, als ich wiederkam, denn viele meiner ehemaligen Arbeitsdienstkameraden in der Umgebung waren längst abgehauen, und es krächte kein Hahn danach.

Im Kuhstall glaubte ich anfangs, der Bauer schimpfe mit dieser oder jener Kuh; aber es war seine Frau, die er anschrie. Am Tag vor ihrer Niederkunft lud sie noch Mist auf den Wagen, und das war eine sehr schwere Arbeit. Ständig machte er ihr die Nachbarin zum Vorbild, die gleich nach der Geburt eines Kindes wieder mitgearbeitet habe. Das Verhältnis zwischen den beiden war dementsprechend schlecht, und ihre alte Mutter hatte kein gutes Wort für ihn. Den Buben ging es oft schlechter als dem Vieh. Der Ältere hatte keine Neigung zum Beruf des Bauern und galt bei ihm als faul, obwohl er aus der Schule gute Zeugnisse mitbrachte. Er hat auch, wie ich später hörte, nicht den Hof geerbt. Aber vielleicht war er auch ganz froh darüber?

Es kam die Getreideernte, bei der sich der reparierte Binder bewährte. Es ist ohnehin schon eine schwere Arbeit; aber mit der alten Maschine, die der Bauer – für alle Fälle – vorsichtshalber herausgeholt hatte, wäre die Plage vollkommen gewesen. Im Bauernhof stand schon die elektrisch betriebene Dreschmaschine. Da zeigte sich, dass ich eben doch ein Stadtkind war. Die ungeheure Staubentwicklung hielt ich nicht länger aus und musste passen. Zum Glück hatte der Bauer einige Leute angeheuert, die diese Arbeit gewöhnt waren. Die Bäuerin war nicht mehr dabei. Sie hatte kurz zuvor ein gesundes „Knäblein“ zur Welt gebracht. Mich wunderte es nicht, dass von diesem Vorgang kein Aufhebens gemacht wurde. Geburt ist auf einem Hof mit 30 Stück Rindvieh und vielen Schweinen nichts Besonderes. Die Taufe allerdings wurde groß gefeiert. Stolz lenkte ich die Kutsche hinüber zum Kirchdorf Stammbach, wo ich mich bei dieser Gelegenheit mit dem Pfarrer bekannt machte. Ihn besuchte ich öfter in der Folgezeit.

Eine schöne Arbeit war auch das Anhäufeln der Kartoffeln mit dem Pflug. Mit den Pferden hatte ich mich inzwischen gut

angefreundet, und sie gehorchten mir so gut wie dem Bauern. Das Schwierigste bei dieser Arbeit war nämlich das Wenden des Pferdes und des Pfluges, wenn eine Furche zu Ende war und die neue Furche angesteuert werden musste. – Ich war mir der Freundschaft der Pferde so sicher, dass ich es auf dem Weg zum Schmied zum Beschlagen wagte, mein Ross zu besteigen. Da hatte ich mich aber doch verrechnet. Ella stieg vorne hoch, und als sie wieder herunterkam, trat sie mir mit dem Vorderhuf auf die große Zehe meines rechten Fußes. Das war recht schmerzhaft. Ich musste es auch noch vor dem Bauern verbergen, da er mich vorgewarnt hatte.

Eine im Rückblick lustige Geschichte passierte mir, als ich einen Ochsen, der zur Landwirtschaftsmesse in Leipzig sollte, zum nächstliegenden Bahnhof brachte. Es war ein heißer Tag, und zunächst „marschierte“ mein „Kamerad“ noch sehr hurtig. Er wurde aber immer langsamer und blieb sogar ab und zu stehen. Alle Kniffe, die ich bisher gelernt hatte, halfen nur wenig. Ich kam zwar der Güterbahnhof-Rampe näher, aber nun begann das Rindvieh (nie zuvor war mir die wahre Bedeutung dieses Wortes so klar geworden) sogar rückwärts zu gehen. Was tun? Da kam mir ein erleuchtender Gedanke: Ich drehte den Ochsen herum, und da es nicht mehr weit zu dem Güterwaggon war, gelang es mir mit Hilfe des feixenden Verladepersonals, ihn so doch noch durch die Wagentür zu bugsieren.

In der etwas ruhigeren Zeit nach der Getreideernte erlebte ich eine der schönsten Arbeiten der ganzen Zeit. Wir fuhren in den Wald zum Holz machen. Die markierten Bäume, schlanke Fichten, wurden gefällt, ausgeastet, von den Pferden aus dem Wald auf den Weg geschleift und auch noch auf den Wagen geladen. Es gab zwar noch keine Kettensäge; dennoch war dies alles keine besonders schwere Arbeit. Was wir nicht vermochten, erledigten die Pferde – natürlich von dem Bauern geschickt gelenkt. Dieser schöne Tag war leider auch der letzte mit den Pferden. Nach einer Musterrung wurde einer der beiden Rappen eingezogen: Der Krieg kündigte sich an.

Der Bauer hatte zwar schon seit längerer Zeit einen Traktor bestellt, und er stand auch eines Tages auf einem Güterzug im Eisenbahnknotenpunkt Neuenmarkt-Wirsberg. Der Transport kam aber wegen der vielen Militärtransporte nicht weiter. Wir hätten den Traktor dort abholen können, denn ich besaß ja den dazu nötigen Kfz-

Führerschein. Aber mein Bauer zögerte - bis es zu spät war. Dafür kaufte er nun ein Zugochsenpaar. Damit begann eine unbeschreibliche Schinderei. Denn Ochsen sind wohl etwas stärker als Pferde, aber viel langsamer, schwerfälliger und widerspenstiger (siehe oben meinen Ochsentransport zum Güterbahnhof).

*„'S ist Krieg,  
's ist Krieg!“*

## „'S ist Krieg, 's ist Krieg!“ (Matthias Claudius)

Im Rundfunk verkündete Hitler am 1. September: „...ab 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!“ Der Zweite Weltkrieg hatte also mit einer Lüge begonnen. Aber das wussten wir damals noch nicht. Mit einem beispiellosen Blitzkrieg überrannten die deutschen Truppen das kleine Polen, und wir waren begeistert über die täglich gemeldeten Erfolge. Bei uns in Fleißnitz hatte gerade die Kartoffelernte begonnen, und ich war erstaunt, dass man mich noch nicht zum Militär geholt hatte. Die alte Schwiegermutter des Bauern, die ich öfter beim Lesen ihrer Bibel sah, meinte zu all' dem, was da nun zu erwarten war: „Das geht nicht gut aus!“ Er selbst als alter Frontsoldat meinte, ich käme noch früh genug zum Kommiss. Wie Recht hatten doch beide. Ich aber fragte bei dem für mich zuständigen Wehersatzamt in Hof, ob sie mich vergessen hätten, und es dauerte nur wenige Tage, da erhielt ich die Einberufung zur Flak 86 in Weimar zum 6. Oktober. Als einen traurigen Witz der Geschichte muss ich noch erwähnen, dass der so pompös angekündigte „Parteitag des Friedens“ wegen Krieg ausfiel. Es wäre zum Lachen, wenn alles nicht so traurig gewesen wäre.

Für mich waren jetzt einige sehr schöne Monate zu Ende gegangen, zugleich wohl auch die Zeit, in der man zum dörflichen Leben noch singen konnte: „Im Märzen der Bauer die Rösslein anspannt...“. Vielleicht war es also ganz gut, dass ich die Arbeit mit dem Traktor nicht mehr kennen lernte. Ich sagte Fleißnitz mit all' seinen Erinnerungen leb wohl und fuhr mit der Bahn heimwärts zu meinen Eltern. Dort hatte sich der Krieg auch schon ganz deutlich bemerkbar gemacht. Unsere BMW war bereits eingezogen worden, weil sie die für Melder am besten geeignete Maschine war. Mein Bruder Werner war noch in Zivil. Als Lehrling hatte er ja die beiden ersten Glieder des rechten Zeigefingers bei einem Betriebsunfall verloren, und der ist ja der wichtigste beim Schießen mit dem Gewehr:

er liegt direkt am Abzug. Zu seinem Glück schlossen daraus die dafür zuständigen Militärs, dass er nicht schießen könne, ein für ihn günstiger Irrtum, denn er schoss mit dem Mittelfinger wie ein Wilddieb. Außerdem wurde er von seiner neuen Firma reklamiert. Er war inzwischen zur „Höhensonne 'Original Hanau'“ gewechselt, wo es ihm gelang, die alten Tischgeräte in eine moderne Form zu bringen. Von dem Geld, das er für die BMW erhalten hatte, kaufte er sich gleich eine „NSU-Quick“, die den ganzen Krieg überlebte und sogar mir dann noch zur Verfügung stand.

Die Freude daheim über meine glückliche Rückkehr vom Arbeitsdienst war groß, aber nur von kurzer Dauer. Mein Vater war inzwischen Parteigenosse geworden und musste seinen Job aufgeben zugunsten einer Stelle bei der Militärbehörde. Man hatte ihn auf ganz raffinierte Weise zum Eintritt in die Partei überredet. Auf die Frage, ob er national gesinnt sei, antwortete er mit ja – wer war das damals nicht? Ob er auch sozial sei. Natürlich, wer ist schon unsozial? Also, wenn er national und sozial sei, dann sei er ja auch ein Nationalsozialist. Hätte er antworten sollen: „Ja, aber nicht von eurer Sorte!“?



Werner, 1938

Auf andere Art wurde Werner ein schneidiger SS-Mann. Im Ruderclub hatten sich einige für diese Partei-Formation entschieden. Er war blond, großgewachsen, blauäugig, und sein Schädelindex entsprach genau der Norm des „nordischen Menschen“, eine verrückte Maxime der groß im Schwang

stehenden Rassenlehre. Sehr bald hat er die schwarze Uniform wieder abgelegt. Alles Militärische war ihm – im Gegensatz zu mir – zuwider. Auch mein Vater hat mit dem Hinweis auf die immer mehr um sich greifende Gegnerschaft gegen Kirche und Glauben noch während des Krieges seinen Austritt erklärt. So war ich noch der Einzige in der Familie, der trotz seiner Zugehörigkeit zur Evangelischen Jugendarbeit in seiner Ablehnung des NS-Systems nicht so weit ging. Denn meine Mutter hatte sich immer wieder hinter ihre Interesslosigkeit an politischen Fragen verschanzt und war dadurch von allem verschont geblieben.

Der Polenfeldzug war zu Ende gegangen, und die am 6. Oktober vor dem Hanauer Hauptbahnhof Versammelten, durchweg meines Jahrganges, fürchteten schon, zum Krieg zu spät zu kommen. Das war selbstverständlich eine verhängnisvolle Illusion. Denn England und Frankreich hatten uns ja aufgrund ihrer Garantieverprechen für Polen den Krieg erklärt. In gemischter Stimmung kamen wir an diesem Tag in Weimar an und wurden sogleich eingekleidet – in alte, schäbige Klamotten. Das war der erste, zwar noch kleinere Dämpfer.

Der größere kam nach einer Verlegung nach Fürstenau in Norddeutschland, wo wir, o Schreck, vom Reichsarbeitsdienst empfangen wurden. Diesem Verein waren wir ja fast alle gerade glücklich entronnen. Wir sollten beim Bau eines Flugplatzes eingesetzt werden. Nun hätten wir das ja auch noch geschluckt. Aber man ging mit uns um, als hätten wir noch nie einen Spaten gesehen, geschweige denn in der Hand gehabt. Das war also der Beginn unserer ruhmreichen Soldaten-Laufbahn.

Sehr schön war es, als mein Vater mich eines Tages besuchen kam. Zu diesem Zeitpunkt war er noch als Handlungsreisender im Rheinland und Ruhrgebiet unterwegs, und so machte er einen Abstecher nach Norden.

Es spricht für die Organisation der glorreichen Deutschen Wehrmacht, dass wir schon nach einigen Wochen in Quakenbrück mit Karabinern 98k ausgerüstet und

westwärts ins Rheinland nach Düsseldorf befördert wurden. Wir waren jetzt nicht mehr bei der Flak, wurden nicht mehr mit Kanonier angesprochen, sondern mit Flieger, und unsere kleine Einheit hieß „V-Zug“ – Verstärkungszug. Die neuen – ja tatsächlich neuen – Uniformen trugen statt der roten jetzt gelbe Spiegel und Paspelierungen. Wir wurden auf dem Düsseldorfer Flugplatz Lohhausen einer Stuka-Betriebskompanie zugeteilt. Na, das gefiel uns schon eher. Es begrüßte uns ein sympathischer Oberleutnant, der im Polenfeldzug das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten hatte. Wegen eines nicht ungefährlichen Lausbubenstreichs durfte er bis auf weiteres nicht mehr fliegen, denn er soll einmal mit seiner Ju 87 am helllichten Tag unter der Hohenzollern-Brücke in Köln durchgeflogen sein.

Er machte uns mit unserer Aufgabe vertraut. Die war nun wieder nicht ganz so begeisternd: Wir sollten das technische Personal der I. Gruppe des Sturzkampfgeschwaders 77 (I. StG 77) unterstützen. Zunächst war das schon wieder Arbeitsdienst-spezifische Tätigkeit. Denn die Unterstützung begann mit Eingraben der auf dem Flugplatz ungeschützt stehenden Ju 87. Und dann wurden noch Tarnnetze gegen die Luftaufklärung des Gegners über die Maschinen gespannt. Außerdem begann nun für uns eine Art militärische Grundausbildung. Na ja – die Nähe zu den sagenhaften Sturzbombern, die im Polenfeldzug großen Ruhm an ihre Fahnen (wie man zu sagen pflegte) geheftet hatten, genügte den meisten unter uns als Trost über die wiederum zweitklassige Tätigkeit. Mir eigentlich nicht.

Auch die Exerziererei „links-um, rechts um, daaas Gewehr über, Augen rechts“ usw. ging mir gegen den Strich. Die infantile Gelände-Ausbildung brachte für mich nicht viel Neues. Das hatten wir doch schon alles in der HJ und sogar bei den Pfadfindern genügend gelernt. Leider – denke ich heute – haben wir mit solchen Dingen unsere Jugend zugebracht. Aber zunächst kam es mir zugute.

Bevor wir das Schießen lernten, mussten wir einiges an Stumpfsinn über uns ergehen lassen. Der Soldat nimmt das

Gewehr nicht einfach nur so in die Hand, wenn er schießen will, „er ergreift den Kolbenhals mit der rechten Hand so von hinten kommend saugend und schraubend, dass der ausgestreckte Zeigefinger an der inneren, unteren Kante des Abzugbügels zu liegen kommt, sodass beim Krümmen des Fingers...“ – Hoffentlich habe ich alles bis hierhin richtig zitiert!

Nach der Grundausbildung konnten wir Hammel, wie es immer wieder hieß, endlich Ausgang bekommen. Immer wieder waren wir schon vor dem Krieg von den älteren Mitarbeitern, die womöglich schon zu Übungen bei der Wehrmacht eingezogen waren, fast beschworen worden, sich auf keinen Fall einzugeln. Man solle so schnell wie möglich einen Kameraden in der jeweiligen Einheit aussuchen, mit dem man Gemeinschaft haben konnte. Auch an Sonntagen sollten wir unbedingt sogleich Urlaub zum Gottesdienstbesuch einholen. Je schneller man wußte, wo wir innerlich hingehörten, um so besser sei es. Heute weiß ich, dass die Befolgung diese Rates mir in ungeahnter Weise geholfen hat. Und das gilt bis heute. Ich konnte auch allein sein, aber den größeren Segen habe ich in Gemeinschaft mit „Brüdern“ und „Schwestern“ erlebt. Ob hinter dieser Erfahrung die Zusage aus Matthäus 18, Vers 20 steckt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“?

Also marschierte ich keck, doch innerlich etwas ängstlich, am ersten Sonntag zum „Spieß“ und erbat Urlaub. Es sei doch Innendienst, erwiderte er. Da erlaubte ich mir, ihn in aller Bescheidenheit darauf hinzuweisen, dass es eine Verfügung gebe, nach der zu Gottesdienstbesuchen Urlaub zu gewähren sei. Knurrend gab er mir frei. Er hatte wohl schon vorher bemerkt, dass ich kein Drückeberger war. Mit gut geputzten Stiefeln und sauberer Uniform meldete ich mich dann bei ihm ab. Er konnte die Bemerkung nicht verkneifen, ich solle auch für ihn beten, was ich ihm lachend versprach. Mit der Straßenbahn fuhr ich nach Kaiserswerth, wo ich nach dem Gottesdienst vom Pfarrer und Anstaltsleiter zum Mittagessen eingeladen wurde. Im Kreis der Familie unterhielten wir uns noch eine ganze

Weile. Ich musste erzählen, aus welcher Stadt und Gemeinde ich kam. Es wurde gesungen, und ich wurde durch einige Häuser der großen Anstalt geführt. So erlebte ich einen unvergesslich schönen Sonntag.

Noch vor Weihnachten wurden wir mit der Stuka-Gruppe nach Köln-Butzweiler Hof verlegt, wo wir gute Baracken-Unterkünfte bezogen. Dieser Flugplatz war größer als Lohhausen. Von hier aus wurden bereits Einsätze nach England geflogen, aber nicht mit unserer Jolanthe, wie man die Ju 87 liebevoll nannte. Unsere Arbeit der Flugzeug-Tarnung begann hier von neuem. Ein Trost war für mich ein Vier-Tage-Kurzurlaub zu meinen Eltern nach Hanau.

Als eines Tages nach einem Soldaten mit Elektro-Kenntnissen gefragt wurde, meldete ich mich so frech wie damals beim Arbeitsdienst zum Bauern. Ich ging nun täglich zur Telefonzentrale des Flughafens, die in dem Flugsicherungsturm untergebracht war. Dort wurden zum Glück gar nicht viel Kenntnisse in Elektrotechnik erwartet. Ich musste nur die Mannschaft unterstützen, die die Zentrale der Luftwaffen-Leitungen besetzte. Das war ein außerordentlich interessanter Auftrag für mich. Die Verbindungen wurden gestöpselt, und die Teilnehmer kannte ich schnell auswendig, sodass ich voll in den Schichtdienst eingegliedert werden konnte. Ich meldete mich mit „Vermittlung Turm“, der Anrufer sagte seinen Wunsch, und ich stellte die gewünschte Verbindung her.

Mithören war nicht erlaubt. Trotzdem waren wir bestens informiert über die jeweiligen Feindflüge und die Meldungen von deren Ergebnissen. Wir hatten auch Leitungen zum zivilen Telefon. Nachts, wenn es still geworden war, schäkerten wir mit den „Fräuleins vom Amt“. Wir hatten also viel Spaß. Das Schönste bei diesem Einsatz war, dass ich fast vom gesamten Dienst meiner Einheit befreit war. Das war bei der Winterkälte von großem Wert. Nur wenn es zum Schießstand ging, musste ich mit. Aber das tat ich gern; denn ich hatte schon als Junge ein Luftgewehr besessen und erzielte immer befriedigende Ergebnisse. Wenn ich wirklich doch einmal mitexerzieren musste, zeigte sich, dass ich durch mein „Kom-

mando Vermittlung Turm“ keineswegs Lücken hatte und mich nicht daneben behalm.

Ausgang in Köln war ein besonderes Erlebnis: Den Kölner Dom hatte ich noch nie gesehen. Vom Turm in 100 m Höhe auf die Stadt zu blicken, die Hohenzollern-Brücke und den Rhein, Sankt Gereon, die romanische Kirche, das alles ist mir noch in guter Erinnerung. An einem freien Sonntag fuhren wir mit der Rhein-Ufer-Bahn über Bonn nach Bad Godesberg, obwohl wir nur Urlaub im Stadtgebiet Köln hatten. Vom Drachenfels über Königswinter genossen wir den herrlichen Blick über das Rheintal hinweg auf das jenseitige Ufer. Das alles war so schön, dass wir uns in der Zeit versahen. Als wir mit der Bahn zurück nach Köln fuhren, war schon fraglich, ob wir pünktlich zu unserer Truppe zurück kommen konnten. Und in der Tat, als wir am Tor des Flughafens ankamen, war es schon fünf Minuten über die Zeit, denn unser Urlaub endete um 24 Uhr. Wir waren nicht die Einzigen, die zu spät kamen. Wir benutzten die Verwirrung des Wachoffiziers, schlüpfen behende durch und hatten Glück beim Unteroffizier vom Dienst unserer Staffel. Er war kein typischer Kommisskopp und drückte alle Augen zu. Das war also noch einmal gut gegangen.

Es musste sich wohl bei höheren Luftwaffen-Stäben herumgesprochen haben, dass da eine große Anzahl von Rekruten im besten Alter eine Tätigkeit ausübte, die auch ältere Jahrgänge gut verrichten konnten. Eines Tages wurden fast alle um den Jahrgang 1919 zum Regiment „General Göring“ versetzt. Nur ein paar von uns blieben zurück, unter ihnen

ich. Ich bedauerte schon etwas, dass ich nicht mit versetzt worden war, denn ich wäre endlich diesen blöden V-Zug losgewesen. Hier zeigte sich wieder einmal sehr deutlich, welche gütige Hand über mir waltete. Die „Elite-Einheit“ war in Wirklichkeit gar keine spezifische Luftwaffen-Truppe, sondern – mit welchem Grund auch immer – eine Infanterie-Truppe. Wir paar Zurückbleibenden wurden (vorzeitig!) zu Gefreiten befördert und die Ausbilder des Nachschubs, durchweg Männer vom Jahrgang 06. Das waren in unseren Augen schon Alte, wir nannten sie insgeheim die „alten Kanaker“. Das war zwar sehr lieblos. Der Altersunterschied zeigte sich halt doch darin, dass immer wieder gesundheitliche Beschwerden bei ihnen auftauchten und die hier und da vorhandenen Bäuche nicht so leicht zu bewegen waren wie bei uns jungen Soldaten.

Diese Aufgabe war daher keine leichte Sache. Denn wir jungen Kerle waren ja ohnehin für den Wehrdienst fällig. Die alten Herren aber wurden mitten aus ihrem Berufsalltag gerissen, in dem sie sich einigermaßen konsolidiert und eine sinnvolle Arbeit gefunden hatten. Womöglich hatten sie vor gar nicht so langer Zeit eine Familie gegründet und Kinder bekommen. Und nun waren sie aus all' dem herausgerissen worden und sollten Dinge lernen, von deren Wichtigkeit nicht nur sie kaum zu überzeugen waren. Ihre Begeisterung hielt sich also in engen Grenzen, und das ließen sie uns, ihre Ausbilder, bei jeder Gelegenheit spüren.



*Zum letzten Mal  
Krieg gegen  
Frankreich*

## *Zum letzten Mal Krieg gegen Frankreich*

Anfang April 1940 gelang deutschen Truppen der Handstreich gegen Dänemark und Norwegen, und nun rätselte man, wie der Krieg mit Frankreich und England sich entwickeln würde. Nach längerer Wartezeit wurde mir endlich ein Urlaub genehmigt, den ich am 10. Mai antreten sollte. Statt dessen beendete die Nacht davor ein Alarm unsere Nachtruhe: Der Angriff auf Frankreich hatte begonnen. Mein Urlaub fiel natürlich ins Wasser. Die Flugzeugbesatzungen und das Bodenpersonal, zu letzterem gehörten auch wir, wurden in Eile auf die Liegeplätze gebracht. Wenig später starteten die Maschinen zum ersten Feindflug gegen Westen. Ein ereignisreicher Tag hatte damit begonnen. Die zurückkehrenden Besatzungen meldeten gewaltige Erfolge – aber auch die ersten Verluste wurden bekannt. Die Angriffe gingen vor allem gegen schwere Befestigungswerke in Holland und Belgien. Als unbezwingbar geltende Bunker wurden von unseren zielgenau treffenden Sturzbombern „geknackt“. Dabei soll bei der Erzwingung des Maasübergangs (14. Mai) unser Geschwaderkommodore Oberst Schwarzkopff im Sturzanflug zu tief gegangen sein, konnte nicht mehr rechtzeitig die Maschine abfangen und zerschellte mitsamt der Bombenlast an einem Bunker. Durch feindliche Luftabwehr gab es so gut wie keine Verluste. Viele Geschützbedienungen verließen beim Anflug unserer Verbände ihre Stellungen in panischer Angst – unsere Maschinen hatten noch die Schrecken erregenden Propellersirenen am Fahrwerk. Am Abend des ersten Tages war zwar den Bodentruppen der Durchbruch noch nicht gelungen. Er zeichnete sich aber durch die errungenen Erfolge bereits ab.

Ich will hier kein Kriegsberichtersteller sein. Da gibt es ja dicke Bücher, in denen man die Einzelheiten nachlesen kann – wenn man will. Nach wenigen Tagen ver-

legten wir nach Aachen und blieben auch hier nicht lange; denn der Vormarsch hatte nach Bezwingung der Grenzbefestigungen bereits begonnen. Unsere Route ging über Eupen – Malmedy – St. Vith – Bastogne – Bouillon – Sedan – Charleville-Mézières – Rocroi zu unserm ersten Feldflugplatz an der französisch-belgischen Grenze. Der Quartierort war das Dorf Cul-des-Sarts. Was „Cul“ heißt, hatte ich schon gelernt „Sarts“ fand ich in keinem Wörterbuch. Aber am „A. d. W.“ waren wir gelandet, das war uns klar. Im Zollhäuschen verbrachte ich den Tag, wenn ich Innendienst hatte. Der Schlagbaum war überflüssig geworden und deshalb geöffnet. Jahre nach dem Krieg suchte ich mit meiner Familie diesen Ort wieder auf. Die Grenzer wunderten sich, warum wir gerade diesen unbedeutenden Grenzübergang gewählt hatten. Und als ich mich im Ort ein wenig umsah, kannte ihre Verwunderung über die Deutschen keine Grenzen. Ich vermied es, ihnen nähere Auskunft zu geben. Wir hatten uns zwar damals im Ort (ohne seine Bewohner, sie waren vor den deutschen Truppen geflüchtet) anständig benommen, aber wer weiß, was nach uns geschehen war.

Waren einige Orte auf unserer damaligen Fahrt damals hierher von den Kämpfen stark mitgenommen – oft brannte es noch –, so erlebten wir schreckliche Bilder auf den weiteren Verlegungen. Sie führten durch Orte, deren Namen im Ersten Weltkrieg schlimme Berühmtheit erlangt hatten: St. Quentin – Laon – Soisson – Compiègne. Durch eine uns unverständliche Empfehlung (Befehl, oder waren es Gräuelnachrichten?) der französischen Regierung waren viele Zivilpersonen vor den herannahenden deutschen Truppen geflohen, hatten dadurch nicht nur die Bewegungsfreiheit der eigenen Soldaten behindert sondern waren immer wieder in Kämpfe geraten. Furchtbare Szenen mussten sich hier und da abgespielt



*In Frankreich 1940*

haben, denn wir sahen schreckliche Bilder von Tod und Zerstörung.

Am 14. Juni zogen unsere Truppen in das geräumte Paris ein, und *eine* Woche darauf fuhren wir auf einer Verlegung in Richtung Kanalküste mit unserer Kolonne durch die Stadt und machten am Arc de Triomphe Halt. Es war für uns ein unbeschreibliches Gefühl, zumal es gerade der Tag der Waffenstillstandsverhandlungen war: Gefreiter Knopf im Zentrum von Paris! Dabei hatten wir vom V-Zug keinen einzigen Schuss abgegeben. In unseren Patronentaschen befanden sich noch die Übungspatronen von der Ausbildungszeit in Köln, wenn sie nicht gar von den Rauchern unter uns zu Behältnissen für ihre Glimmstängel zweckentfremdet worden waren.

Die Fahrt ging weiter über Evreux, Lisieux nach Caen, wo wir bei Bretteville einen Feldflugplatz vorfanden und die Liegeplätze für unsere Maschinen einrichteten. Der V-Zug bezog Quartier in dem kleinen Ort Feuguerolles. In dem Schlösschen machten sich unsere Offiziere und unser Spieß breit und ließen es sich da gut gehen. Denn der Krieg war „kaputt“, wie die

geschlagenen Franzosen allenthalben erklärten. Sogar bei Dünkirchen, wo zum Teil französische Truppen den Rückzug der Engländer über den Kanal gedeckt hatten, und in der „Festung“ Bretagne schwiegen schon lange die Kanonen. Wir wären nicht bei Preußens gewesen, wenn nicht sofort die Exerziererei wieder begonnen hätte. Die Vorgesetzten, die sich in den vergangenen Tagen kumpelhaft gezeigt hatten – das Du war da allenthalben im Schwang – verlangten wieder Disziplin und das „Sie“. Das ging vielen von uns so auf die Nerven, dass sie sich die Tage des Einsatzes still zurückwünschten. Natürlich hatten sie gut reden, denn als Bodenpersonal war Krieg etwas anderes als bei den kämpfenden Einheiten.

Die Arbeit auf dem Flugplatz erforderte nun nicht mehr den Einsatz des V-Zuges. Auch die zur Truppe gehörende Betriebskompanie wurde aufgelöst, und nur das wichtigste Personal blieb zurück und wurde zu den einzelnen Staffeln bzw. zum Stab versetzt. Da ich mich schon lange als Krafftfahrer gemeldet hatte, machte ich Fahrschule auf Klasse II (Lastkraftwagen über 7,5 Tonnen). Das war eine schöne Zeit. Mit einem Drei-Achser fuhren wir durch die Dörfer rings um Caen und an der Küste entlang. Es ging selbstverständlich nicht ohne typische Kommiss-Manieren ab. Der Fahrlehrer – ein Feldweibel – ließ mich einmal anhalten und fragte, an welchem Verkehrszeichen wir gerade eben vorbeigefahren seien. Ich konnte es nicht sagen, musste zu Fuß die Strecke zurücklaufen, um ihm dann zu melden, was für ein Schild das gewesen war. Die Fahrprüfung fand am 22. Oktober in den engen, steilen Sträßchen von Trouville und Deauville statt. Von der Schönheit dieser berühmten Badeorte habe ich kaum etwas gesehen. Ich holte dies in den Tagen nach, als ich längst die Prüfung bestanden hatte.

Ich wurde der 1. Staffel zugeteilt, bei der ich fast bis zum Kriegsende 1945 am Krieg teilgenommen habe. Noch hatte ich

keinen Wagen, konnte aber beweisen, dass ich als gelernter Mechaniker auch mit Kraftfahrzeugen umzugehen wusste. Das erwies sich später als außerordentlich wichtig. Krafffahrer gab es wie Sand am Meer. Solche mit technischen Kenntnissen waren schon seltener und wurden nicht so schnell in andere Einheiten versetzt. Mit einem Uffz. fuhr ich eines Tages am Mont-St. Michel vorbei nach Dinard, einen Lkw für die Staffel abzuholen. Es war ein „Opel-Blitz“, fast neu. Zur Staffel zurückgekehrt, wurde ich der Fahrer dieses Wagens. Das war ein großer Glücksfall! Denn dieser Typ erwies sich als für uns besonders geeignet, nicht zuletzt deswegen, weil er – obwohl 2-Rad-Antrieb – recht gut geländegängig war. Er hatte Sitzbretter und konnte daher auch als Mannschafts-Transport-Wagen dienen.

Bei allem, was so der tägliche Dienst brachte, bewegte uns vor allem die Frage: Wie geht der Krieg weiter? Nach dem Sieg über Frankreich fragten sich viele, ob wir nun auch über den Kanal setzen würden. Nahrung für diese Vermutung gab uns eine Verladeübung in Schiffe, zu der eine ganze Zahl unserer Fahrzeuge nach Belgien verlegt wurde. Die „Schlacht um England“ fand aber nicht statt. Sie wurde plötzlich abgeblasen. Vielleicht hatte sich doch in der Zwischenzeit gezeigt, dass ein Krieg gegen das britische Mutterland wohl gefährlicher sein könnte, als so manche Stammtisch-Strategen meinten. Es hatte sich auch herausgestellt, dass die Stuka beim Feindflug über den Kanal keineswegs so erfolgreich war wie seither. Bei einem Einsatz von Teilen unseres Geschwaders kehrten nur wenige Maschinen zurück. Dem englischen Jäger, der „Spitfire“, war unsere Jolante nicht gewachsen. Es war ein schwarzer Tag. Noch über dem Kanal, beim Rückflug, wurden unsere Maschinen abgeschossen; manche erreichten gerade noch den Strand. Das war unser Anteil an der „Luftschlacht über England“. Jedenfalls war unsere Gruppe danach nicht mehr einsatzfähig

Für kurze Zeit wurden wir nach Paris-Le Bourget verlegt. Meine Erinnerung, den Zeitpunkt betreffend, ist nicht mehr die beste. Ich weiß aber, dass wir mehrfach die Möglichkeit hatten, die Sehenswürdigkeiten

der Stadt zu besichtigen. Das berühmte-berühmte Nachtleben konnten wir auch kennen lernen. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich in einem Bordell und habe mir den Betrieb angesehen. Mit Wattekügelchen bewarfen wir vor uns tanzende, spärlich bekleidete Damen, die daraufhin danach strebten, sich auf unseren Schoß zu setzen und eine teure Bestellung von Alkoholika zu machen. Da passten wir, das heißt Bernd Hövelmeyer, Jupp Weissen und ich, und verdrückten uns still und leise.

Mit den Beiden begann seit dieser Zeit eine besonders enge Kameradschaft. Es waren zwei urwüchsige Bauernsöhne aus der Umgebung von Münster, gut katholisch und – was besonders wertvoll an ihnen war – mit der berühmten Bauernschläue und Treue versehen. Beim Besuch dieses Etablissements zeigte sich auch, dass Frankreich noch eine wirkungsvolle Waffe gegen uns, nunmehr ihre Besatzer, hatte. Eine neue „Feindberührung“ brachte beachtliche Verluste in unseren Reihen, sodass unsere Staffeln zeitweilig nur bedingt einsatzfähig waren: die Geschlechtskrankheiten. Die ruhmreiche Deutsche Wehrmacht wehrte sich gegen diese Gefahr vor allem in zweierlei Weise. Es wurden von einem bestimmten Zeitpunkt an wehrmachtseigene Bordelle mit amtlicher Überwachung eingerichtet, und bei der Abmeldung zum Ausgang nach Paris mussten wir dem diensthabenden UvD (Unteroffizier vom Dienst) ein Kondom vorweisen. Dieser Befehl führte zu einer ernsten Auseinandersetzung zwischen unserem Spieß und mir, denn ich weigerte mich, diese Anordnung auszuführen. Daraufhin wollte er mir den Ausgang verbieten. Nach längerem Wort und Gegenwort gab er dann doch nach.

Warum wir nach einiger Zeit wieder nach Caen zurückkehrten, ist mir heute noch rätselhaft. Ob wir noch einmal an der „großen Luftschlacht“ teilnehmen sollten? Der fliegende Teil der Gruppe war zur Auffrischung im „Reich“. Unsere frühere Unterkunft bei der Kirche St. -Etienne stand für uns nicht mehr zur Verfügung. Damals sagte uns niemand, dass wir die Räume des berühmten „Lycée Malherbe“ im alten Abteigebäude bewohnt hatten (jetzt Hôtel de

Ville). In dem großen Hof – heute ein schöner Park – waren unsere Fahrzeuge abgestellt, und ich habe bei der Durchfahrt durch das enge Tor manchen Planehaken an der Bordwand meines Wagens abgerissen. Es war zum Glück noch nicht mein lieber Opel-Blitz. Reparaturen wurden in einer französischen Werkstatt durchgeführt, in der ich unserem Schirrmeister als Dolmetscher diente. Es zeigte sich dabei, dass die Theorie meines einstigen Französisch-Lehrers „Enno“, wonach man eine Sprache nicht lernt, um sie zu sprechen... (siehe oben, Seite 13), nicht hundertprozentig gewirkt hat. Unsere Staffel bezog ihr Quartier in der Nähe von Caen, in Mondeville. Der Ort war alles andere als eine Weltstadt, wie die Übersetzung vermuten lässt. Auch wohnten wir hier nicht lange: Cherbourg war unser nächster Standort. Nördlicher ging es nicht mehr. Anstelle der von uns erhofften Invasion der Insel begannen die ersten Luftangriffe auf London, im September auf Coventry, Birmingham und andere mittelenglische Städte. Besonders schwer mussten wohl im Dezember die Luftangriffe auf die englische Hauptstadt gewesen sein.

Die „Hauptprobe dazu fand ja schon im Spanischen Bürgerkrieg statt, zu dem nicht nur die im Aufbau begriffene deutsche Luftwaffe Einheiten unter dem Namen „Legion Condor“ entsandte. Die Franco-Armee gab Operationsbefehle wie den vom 13. Dezember 1936 heraus, in dem sie die deutschen Teilnehmer unter anderem anwies, „Menschenansammlungen zu bewerkstelligen“, um die Moral der Feindkräfte zu erschüttern“. Da sich die 50-kg-Bombe als zu schwach erwies, empfahl Flieger-General Richthofen die „Entwicklung einer mittelschweren Spreng-Bombe von 100 bis 150 Kilo“. Deren Vorteil: die „moralische Wirkung“ sei sehr groß. Sie wurde wahllos – auch in Städte – mitten hinein gebombt.<sup>5</sup>

Unsere neuen Verbündeten seit dem 10. Juni, die Italiener (da erklärte nämlich Mussolini Frankreich und England den Krieg), griffen im Oktober Griechenland an, worauf die Engländer Kreta besetzten. Die Weltpolitik ähnelte allmählich einem

Schachspiel. Wir in Cherbourg hatten zunächst nur mit der beginnenden Winterkälte zu kämpfen und bekamen von den großen Ereignissen in der Welt nur wenig mit. Es ging nur die Rede, dass die Italiener mit den Griechen nicht recht fertig wurden. Was sollte dort werden, zumal die Engländer im März 1941 auch noch in Griechenland landeten? In Jugoslawien gäbe es ebenfalls.

Da wurde ich mit meinem „Blitz“ zu einem Schnell-Vorauskommando befohlen: 1 Beiwagen-Krad, 1 Pkw und 5 Lkw starteten in den ersten Apriltagen in östlicher Richtung quer durch Frankreich, über Paris – Nancy nach Straßburg. Das war unsere erste Etappe. Am frühen Morgen ging es weiter über den Rhein, durch den Schwarzwald, über Stuttgart nach München. Nach der zweiten Übernachtung führte unser Weg quer durch Österreich nach Wien (3. Übernachtung). Vom Ziel unserer Fahrt erfuhren wir erst, als wir die ungarische Grenze hinter uns hatten; aber noch war die 4. Etappe nicht geschafft. In Ungarn galt noch Linksverkehr auf den Straßen. Beinahe hätte ich in Budapest einen Pkw über den Haufen gefahren. Wir standen Kühler an Kühler. Aber es passierte zum Glück nichts. Es wurde schon dunkel, aber wir hatten unser nächstes Etappenziel noch nicht erreicht. Wir waren hundemüde. Ich bemerkte erst, dass ich eingeschlafen war, als mein Wagen halb in den Chausseeegraben geraten war. Glücklicherweise geschah dies im Schrittempo, sodass ich den Wagen ohne fremde Hilfe wieder auf die Straße brachte. Im nächsten Ort übernachteten wir in einer Kaserne. Den Namen habe ich kaum im Gedächtnis behalten. Ich hoffe, man wird mir das verzeihen. Er lautete: Kiskunfélegyháza. Heute, wo ich dies schreibe, habe ich ihn auf einer Ungarn-Karte wieder entdeckt. Nun waren wir nicht mehr weit von unserem Ziel entfernt: Szeged, über die rumänische Grenze nach Arad. Auf dem Flugplatz sahen wir unsere Maschinen starten und landen, denn der Feldzug gegen Jugoslawien und Griechenland hatte bereits begonnen. Mit Jubel wurden wir begrüßt, denn wir brachten wichtiges Material und Werkzeug, was die

<sup>5</sup> siehe auch: Der Spiegel 3/2003, Seite 121

Staffeln bei der „Luftverlegung“ nicht mitnehmen konnten.

Vorübergehend fuhr ich dort ein Beiwagen-Krad. Als ich von einer Dienstfahrt zurückkam, war es für mich zu spät zum Abflug einer Ju 52 – Transportmaschine. Sie sollte ein Vorauskommando nach Skopje fliegen, dort mitzuhelfen, den noch umkämpften Flugplatz zu besetzen, um ihn dann für unsere Staffeln vorzubereiten. Das alles erfuhr ich erst später, denn ich sah die Maschine nur noch starten und am Flugplatzrand aus geringer Höhe abstürzen. Mein Ersatzmann erlitt schwere Verletzungen, die zur Heilung Monate erforderten. Er war übrigens kein Kraftfahrer, sondern gehörte zum Waffenpersonal und hatte sich als Fahrer gemeldet, als er hörte, dass dringend jemand als Vertretung gebraucht würde. „Schwein gehabt!“, sagt der Soldat in einem solchen Fall, oder war es mehr?

Einige Tage flogen unsere Maschinen Einsätze von Semlin (Zemun) aus, das Belgrad an der Donau gegenüber liegt. Wie oft hatten wir in unseren Jugendkreisen das Lied vom Prinzen Eugen, dem tapferen Ritter, gesungen: „Bei Semlin schlug er das Lager, alle Türken zu verjagen...“ Semlin war übrigens eine Ansiedlung von Volksdeutschen, wie man damals zu sagen pflegte. Bei Ihnen fanden wir eine überaus freundliche Aufnahme. Wir waren nämlich in Siebenbürgen und im Banat. Wir konnten gerade noch an einem ruhigeren Tag Belgrad besichtigen und sehen, welche furchtbare Arbeit unsere Stukas hier geleistet hatten, als sie diese Stadt und vor allem das Schloss bombardierten. Da ging unsere Reise schon wieder weiter. In Novi Sad verladen wir auf die Bahn, die uns über Budapest nach Schlesien brachte. In der Gegend von Breslau sollten wir aufgefrischt oder aufgerüstet werden. Das bedeutete, dass unser sämtliches Gerät, Fahrzeuge und Flugzeuge überarbeitet wurden, um wieder voll einsatzfähig zu sein.

Daraus aber wurde nichts. Die Fahrt ging weiter, Richtung Osten um das „Protectorat Böhmen und Mähren“ – die

ehemalige Tschechoslowakei – herum. Warschau lag schon hinter uns, und wir rätselten, wohin man uns nun verfrachten wollte. Die abenteuerlichsten Gerüchte liefen um. Die Sowjetunion zum Beispiel, mit der wir ja einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hatten, erlaube uns die Durchfahrt, um in Persien die Ölfelder zu besetzen. Nach Siedlce verlangsamte sich das Tempo der Fahrt, und in Biala Podlaska war Schluss: Wir wurden ausgeladen. Bis zur russischen Grenze war es nicht mehr weit. Der Rundfunk meldete die Eroberung Kretas. Unsere Staffeln waren daran beteiligt.

Was aber hatte man hier mit uns vor? Dass wir mitten in einem Aufmarsch gegen die Sowjet-Union standen, das konnte sich zunächst keiner denken. Mit meinem „Blitz“ machte ich Versorgungsfahrten. Verpflegung und Ersatzteile wurden transportiert. In Warschau kurvten wir umher, auch im berühmt-berüchtigten jüdischen Ghetto. Es hieß, auf die jüdische Bevölkerung brauche man als Kraftfahrer keine Rücksicht nehmen. Wer nicht wegspringe, habe eben Pech gehabt. Auch wenn ich niemanden zu Schaden brachte, so frage ich mich doch heute: Was habe ich damals eigentlich gedacht? Warum mussten uns erst die Bilder bekannt werden, auf denen die Verhältnisse in den Konzentrationslagern zu sehen waren, um unsere schändlichen Verbrechen zu erkennen? Ich weiß keine Antwort.

Es konnte kein Zweifel mehr über unsere Anwesenheit so nah der sowjetischen Grenze sein, als wir begannen, getarnte Liegeplätze für unsere Flugzeuge zu bauen. Nach einer kurzen Zeit der Auffrischung im Reich kam eines Tages auch unser fliegender Verband. Eine unheimliche Ruhe lag über allem. Die Zeit wurde ausgefüllt – na, was konnte das schon sein? – mit Exerzieren. Schwärme von Stechmücken summten um uns. Jetzt wussten wir auch, warum wir täglich beim Morgenappell unter Aufsicht (und ohne Wasser!) prophylaktisch Atebrin-Tabletten gegen die Malaria schlucken mussten.

*„Nach Ostland  
geht unser ‚Ritt‘...“*

## *„Nach Ostland geht unser ‚Ritt‘...“*

Es war noch dunkel, als wir am 22. Juni 1941 mit einem Alarm aufgescheucht wurden. Beim ersten Morgenlicht starteten unsere Maschinen ostwärts. Sie flogen Einsätze vor allem gegen die Festung Brest und unterstützten den Vorstoß der Panzerarmee Guderian. Schwere sowjetische Bomber griffen unseren Flugplatz an, konnten aber nichts bewirken. Sie wurden reihenweise von unserer Flak und von Jägern abgeschossen. In der Nähe unseres Platzes ging ein solcher Bomber zu Boden. Er war in der Art unserer Ju 52 (oder W 34) in Wellblechbauweise ausgeführt und war wohl auch so langsam und unbeweglich wie sein deutsches Muster. Ernst zu nehmende sowjetische Flugzeuge erlebten wir eigentlich erst im späteren Verlauf des Krieges im Osten. Bis zum Sonnenuntergang flogen unsere Staffeln Einsätze, zunehmend auch auf Truppenansammlungen und Widerstandsnester. Hier waren die Stukas wieder in ihrem Element, und es muss ja auch schrecklich gewesen sein, einen solchen Angriff aus der Luft zu erleben: nicht nur das Gedröhne der stürzenden Maschinen; hinzu kam das Geheul der Sirenen am Fahrwerk. Unsere Besatzungen vermeldeten immer wieder verheerende Wirkung vor allem unserer Splitterbomben auf Truppenansammlungen und Flucht auf der ganzen Linie.

Dadurch wurde es erforderlich, dass wir unseren Feldflugplatz weiter nach vorne verlegten. Bei Brest fuhren wir über den Grenzfluss, den Bug. Um die Festung wurde noch gekämpft, riesige Rauchschwaden stiegen aus ihr empor. Mit uns auf der Rollbahn – so nannten wir die Straße, die viel zu klein und schmal war, um all' die in Richtung Minsk rollenden Fahrzeuge aufzunehmen – bewegten sich andere Truppenteile, die nach vorne strebten. Nicht nur auf dem vorhandenen Sommerweg, sondern über die Felder ging die Fahrt. Uns entgegen kamen tausende russischer Gefangenen in schäbigen Uniformen. Man sah ihnen an, dass sie

froh waren, dem Inferno entronnen zu sein. Noch wussten sie nicht, was ihnen in den deutschen Gefangenenlagern blühte. Die Fahrbahn säumten noch brennende Fahrzeuge, kleine abgeschossene Panzer, die den unseren niemals gewachsen waren. Es war zu sehen, dass die Sowjets auf unseren Überfall nicht vorbereitet waren. Der Vorwand von unserer Seite, die Sowjetunion stehe mit starken Truppeneinheiten an der Westgrenze, entpuppte sich als bare Lüge.

Noch am ersten Tag unserer Fahrt ostwärts erreichte uns plötzlich der Befehl zur Umkehr. Heute ist mir klar, dass an dieser Front die Unterstützung der Stukas nicht mehr gefragt war. Jetzt fuhren wir also gegen den Strom in westlicher Richtung, an Brest vorbei nach Polen hinein. In Siedlce wurden wir auf die Bahn verladen, und nun begann eine lange, lange Eisenbahnfahrt. Die Stationen waren: Warschau, Breslau, Dresden, München, Wien, Budapest, Bukarest, Jassy. Wäre nicht Krieg gewesen, so hätte man das eine phantastische Urlaubsreise nennen können. Es war natürlich auch für uns ein unbeschreiblich schönes Erlebnis. Hier bewährte sich mein für damalige Verhältnisse gut wärme-isolierter Opel-Blitz (wichtig für die Nacht). Im Transport fuhren einige Personenwagen für unser technisches Personal; aber wir Krafffahrer hatten unsere „Einzelabteile“. Das war zwar offiziell nicht erlaubt, doch niemand verwehrte uns diesen Luxus. Auf dem Niederbordwagen war noch genügend Platz, um es sich vor oder hinter dem Lkw bequem zu machen. Es war ja Sommer, und wir ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen. Für Verpflegung war reichlich gesorgt, denn unser Küchenwagen samt Köchen war mit von der Partie und voll funktionsfähig. Vor der Abfahrt hatten wir nicht nur im Verpflegungslager fest zugeschlagen. Ausgerechnet auf meinem Wagen war kastenweise Apfelsaft geladen, und so bekam ich oft Besuch mit eindeutiger Absicht. Die Nacht verbrachte ich im Fahrerhaus oder auf

meiner Rollmatratze hinten im Laderaum. Meiner Beladetechnik, für die man ja als Kraftfahrer selbst verantwortlich war, gelang es auch immer, so viel Platz heraus zu schinden, dass ich dem Befehl gerecht werden konnte, sich in der Nacht für den neuen Tag gut zu erholen. Aus einem Brief an Hans Schlegel vom 31. Mai 1941 entnehme ich, dass ich außerdem mir „eine geniale Konstruktion eines Schreibzimmers eingerichtet“ habe, an die ich mich heute gar nicht mehr erinnern kann.

Es waren ja auch herrliche Gegenden, die wir durchfuhren. Das galt weniger von Polen. Aber vor Dresden begann mit der Ober-Lausitz die Landschaft immer interessanter zu werden. Ich sehe es hier nicht als meine Aufgabe an, dem Leser den Mund wässrig zu machen. Er kann ja selbst die Fahrtroute verfolgen, wenn es ihn interessiert. Unvergesslich aber ist mir die Fahrt durch die Karpaten und Siebenbürgen. Am Zielort Jassy begann für uns die gewohnte Arbeit, die Liegeplätze für unsere Maschinen vorzubereiten. Sie hatten mit einem kleinen Teil des technischen Personals noch im Einsatz vor Minsk gestanden. Mitsamt dem technischen Gerät verlegten sie auf dem Luftweg eines Tages zu uns.

Jupp Weißen und Bernd Hövelmeyer, die vom Heimaturlaub aus Westfalen zurückkamen, berichteten von der mutigen Predigt des Bischofs von Galen, der sich gegen die Tötung „lebensunwerten Lebens“, wie es damals hieß, gewandt hatte. Erstmalig hörten wir auch davon, dass geschlossene Lastwagen dazu benutzt wurden, Juden und Behinderte und andere, den Nazis unliebsame Personen, mit Hilfe der Abgase zu töten. Wir konnten es nicht glauben und hielten es für Feindpropaganda. Eigentlich hätten wir uns das ja denken können; denn wo einmal – wie von der SA vor dem Krieg in aller Öffentlichkeit – gesungen wurde: „Ja wenn das Judenblut vom Messer spritzt, ja da geht's noch mal so gut!“- oder: „Blut, Blut, Blut muss fließen knüppelhageldick, wir schei... auf die Freiheit der Judenrepublik!“ – da ist es zur Verwirklichung des Gesungenen nicht mehr weit.

Inzwischen hatte sich auch herumgesprochen, was – hier im Süden – wohl unsere Aufgabe sein würde: Den Rumänen war es angeblich nicht gelungen, die sowjetische Grenze zu verteidigen oder sie gar zu überschreiten. Die Ölfelder um Ploesti waren gefährdet, von denen Deutschland zum großen Teil seinen „Sprit“ bezog. Da hieß es: „The Germans to the front!“ Es wimmelte in unserer Gegend schon von deutschen Truppen, und der Angriff ließ nicht mehr lange auf sich warten. Zusammen mit den Rumänen überschritten am 2. Juli in unserem Abschnitt deutsche Einheiten den Pruth, Grenzfluss zum damaligen Bessarabien, das seit 1940 zur Sowjetunion gehörte (Moldauische Republik). Kishinew wurde eingenommen. Als ich dort den Klassenraum einer Schule betrat, sah ich zum ersten Mal eine Karte der gesamten UdSSR. Ich suchte Berlin, das ich endlich ganz links oben am Rand entdeckte. Da wurde mir deutlich, was ich in dem Buch von August Winnig einst gelesen hatte: Europa ist eigentlich nur eine Halbinsel am asiatischen Kontinent. Was hat es zum Erdteil gemacht? Noch mehr aber bewegte mich die unendliche Ausdehnung des russischen Reiches nach Osten hin. „Und das wollen wir bezwingen?“ Ob wohl Hitler eine solche Karte *vor dem Krieg* gesehen hat?

Im Bug, einem Nebenfluss des Dnjestr, badeten wir während einer Fahrtpause. Neben mir versank plötzlich unser Fourier<sup>6</sup>, der nicht schwimmen konnte. Es gelang mir, ihn ohne große eigene Gefahr aus dem Loch, in das er geraten war, hoch zu ziehen und ans Ufer zu bringen. Nicht dass ich den Dank gesucht hätte, aber es war mir nicht zum Nachteil geworden. Er war halt *der* in unserer Staffel, der die Verpflegung verwaltete und ausgab. Der Vormarsch ging weiter über den Dnjestr, den wir bei Tiraspol mit einer Fähre überquerten und den „Juschnyi Bug“ (südlichen Bug) nach Nikolajew. Hier erreichte uns erneut der Befehl zur Umkehr. Wir wurden also nach der Rückfahrt über Jassy auf die Bahn verladen und nach Rosenborn bei Breslau gebracht. Dort sollte eine umfangreiche

---

<sup>6</sup> Verpflegungs-Dienstgrad

Auffrischung stattfinden. Wer entbehrlich oder an der Reihe war, wurde in Urlaub geschickt. Ich gehörte zu den Glücklichen, zumal mein „Blitz“ in bestem Zustand war.

Das war eine Freude daheim bei meinen Eltern! Sie wohnten noch in unserer schönen Wohnung im Neubau der Friedrichstraße, in die wir 1938 umgezogen waren. „Noch“ deshalb, weil dieses Haus bei einem der ersten Bombenangriffe auf Hanau unbewohnbar geworden ist. Leider dauerte diese Herrlichkeit nicht lange: schon nach acht Tagen, am 15. September 1941, wurde ich mit einem Telegramm zur Einheit zurückgerufen. Ich hätte ja noch einige Tage herauschinden können, zumal ich den Beginn einer Erkältung verspürte. In einem solchen Fall bestand aber die Gefahr, dass man nach Gesundung zu einer anderen Einheit versetzt werden konnte. Wer weiß, zu welchem „Sauhaufen“ ich da gekommen wäre. Und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen, da ich mich bei meinem Stuka-Geschwader recht wohl fühlte.

Ich kehrte also schnellstens nach Breslau zurück, wo man es allerdings gar nicht so eilig hatte. Denn erst nach acht Tagen verluden wir auf die Bahn und rollten Richtung Osten über Warschau – Brest – Minsk nach Smolensk. Meine anfängliche Erkältung wuchs sich zu einer handfesten Angina aus, die ich im Fahrerhaus meines Opel-Blitz auszukurieren suchte. Um den Hals machte ich nach Mutters Art nasse Prießnitz-Halsumschläge. Das Gurgelwasser erwärmte ich auf dem Auspuffstutzen des Motors. Das Wetter spielte mit, und bei der Ausladung in Smolensk fühlte ich mich pumperlgesund. Die Kolonne rollte über Roslawl – Brijansk nach Orjol, übernachtete aber noch kurz vorher in Karatschew. Hier überraschte uns die russische Kälte, und ich erlebte meinen ersten Asthma-Anfall, als ich nach dem mühsamen Anlassen des Motors noch einmal in eine Bauernkate zum Aufwärmen ging. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Kolonne abfahren konnte, denn einige Fahrzeuge waren im Schlamm von gestern festgefroren, und die Diesel-Lkw mussten in endlosem Ringelpietz angeschleppt werden. Mit dem Schlamm waren wir trotzdem fertig geworden – noch hatten

wir das russische Sprichwort nicht kennengelernt: „Im Herbst gibt ein Löffel voll Wasser einen Eimer voll Schlamm“. Das war ungefähr Ende September. Am 10. Oktober fiel der erste Schnee an der Ostfront.

In Orjol hielt es uns auch nicht lange. Erstmals erlebten wir hier einen ernst zu nehmenden Luftangriff. Als ich am frühen Morgen die Besatzungen von der Unterkunft zu den Liegeplätzen fuhr, schrien die auf einmal und trommelten auf mein Fahrerhausdach. Ich sah nun auch die angreifenden Schlachtflieger, erkannte aber sogleich, dass sie in ihrer Flugrichtung uns nicht gefährlich werden konnten. Ich fuhr also mit vermehrter Geschwindigkeit weiter, um bis zum eventuellen zweiten Anflug die Splittergräben an unseren Liegeplätzen zu erreichen. Da hätte man einmal unsere Helden mit den brustschmückenden Auszeichnungen sehen sollen! Es fehlte nicht viel, und sie hätten ein Disziplinarverfahren gegen mich angestrengt. Wir, das heißt einige vom Bodenpersonal, lachten über ihre Hasenfüßigkeit. Es bestand nämlich eine gewisse Rivalität zwischen dem fliegenden Personal und uns, die wir in der Regel keine direkte Feindberührung haben konnten. Die Rache kam über mich, als man mir einen lange gehegten Wunsch erfüllte, einmal bei einem Einsatz als Bordschütze mitfliegen zu dürfen. Es war kein Feindflug – das war nicht erlaubt. Bei einer Übung mit Schießanflug und Bombenwürfen lud mich ein Feldwebel zum Mitfliegen ein. Und nun zeigte er mir, was eine Harke ist. Ich will hier nicht zu deutlich werden; aber spätestens beim Sturzflug und Bombenwurf reichte die Kapazität meiner Fliegermütze nicht mehr aus, und ich musste nach der Landung nicht nur „einen ausgeben“, sondern auch für die Reinigung der Bordschützen-Kabine aufkommen.

Noch vor Einbruch des strengen, sprichwörtlichen russischen Winters starteten wir zu der längsten Landverlegung, die ich je erlebte. Im großen Bogen, nach Westen ausholend, überquerten wir zweimal den Dnjepr, einmal bei Kremenschuk und das andere bei Cherson im Süden. Über Melitopol – Berdjansk erreichten wir unser Ziel, trotz schlimmster Schneeverhältnisse:

Mariupol am Asowschen Meer. Von hier aus unterstützten unsere Staffeln den Vorstoß über Taganrog hinaus auf Rostow am Don, das am 21. 11. fiel (allerdings vom Russen<sup>7</sup> am 28. 11. zurück erobert werden konnte). Die strenge Kälte erzwang Ruhe an unserem Abschnitt. Es war so kalt, dass mir beim Gang über das Rollfeld die Nasenspitze erfror, eine unangenehme und langwierige Angelegenheit. Bald danach musste ich im tiefen Schnee eine Versorgungsfahrt nach Berdjansk ausführen, bei der ich auf der Rückfahrt kaum Mariupol erreichte, weil ich immer wieder in Schneewehen stecken blieb. Wenn ich Ausgang hatte, trieb ich mich in dem großen Stahlwerk herum und betrachtete mir die Hochöfen, Walzstraßen und Werkstätten. Durch Kriegseinwirkung war das meiste zerstört, und die gesamte Anlage war menschenleer. Das Werk war offensichtlich ein Teil des großen Industriegebietes, dessen Mittelpunkt Stalino ist. Mariupol heißt heute Shdanow, vermutlich nach dem sowjetischen Politiker gleichen Namens. Stalino wurde in Donezk umbenannt.

Mein Bruder Werner erkrankte in dieser Zeit an Gelbsucht und erhielt zu Weihnachten Genesungsurlaub. An unseren Freund Kurt Friedgé schrieb er: „Gelbsucht ist eine gute Soldatenkrankheit – man sieht es wenigstens“. Kurt war Hauptfeldwebel (Spieß) einer Eisenbahn-Pionier-Einheit, und Werner wäre gerne von der Genesungskompanie aus zu ihm versetzt worden, aber die Einheit war eher überbesetzt. So musste er zu seinem alten „Haufen“ zurück. A propos Krankheit: Nach unserer Verlegung nach Charkov-Rogany erkrankte ich an Malaria. Es war mir sehr recht, dass ich nicht in ein Lazarett verbracht wurde, sondern die Krankheit im Truppenrevier ausheilen konnte. 42 Grad Fieber ist keine Kleinigkeit. Alle zwei Tage, pünktlich zur selben Stunde, stieg es an, sodass das Bett wackelte. Das also waren die Moskitos von Biala Podlaska. Man stopfte mich voll mit

einem chininhaltigen Medikament, Plas-mochin, das mich gelb wie eine Zitrone werden ließ. Für den Schrecken wurde ich mit Heimaturlaub belohnt; das war die „Sache“ wert, und es war auch eine Krankheit, die (Originalton Werner Knopf) „man wenigstens sieht“.

In Hanau angekommen, musste ich mich zunächst im Standort-Lazarett zur Überwachung melden. Den Haupterfolg meiner Genesung verdanke ich allerdings meiner Mutter. Nach Charkov zurückgekehrt schrieb ich damals an meine Tante Marie und an meinen Onkel Hermann Strobel in Schmölln/Thür. am 25. Mai 1942: „...mich gründlich zu erholen, das ist mir durch Mutters mehr als liebevolle Pflege und Fürsorge glänzend gelungen. Wie schwer es ihr war, für mich einiges an Obst oder Gemüse zu besorgen, könnt Ihr Euch unter den derzeitigen Umständen leicht denken. [...] Unermüdlich, oft mehrmals am Tage und womöglich noch dabei in einer ‘Schlange’ vor einem Geschäft anstehend, lief sie in die Stadt, um dies oder jenes zu besorgen“. Natürlich kostete ich diese Zeit auch in anderer Weise aus. Mit meinem Vater, der sich dafür auch Urlaub geben ließ, machte ich Wanderungen zu Fuß und mit dem Fahrrad. Irgendwie erfuhr ich in diesen Tagen auch, dass Werner in Charkov sei.

So ist mir die Rückkehr zur Truppe nicht so schwer gefallen wie sonst. Und tatsächlich gelang es mir auch, ihn kurz nach meiner Ankunft aufzugabeln. Da zu dieser Zeit wieder einmal unsere Staffeln an einem anderen Frontabschnitt eingesetzt waren, erhielt ich leicht öfters Ausgang, und auch Werner konnte sich ohne große Schwierigkeiten frei machen. Das war ein großes Geschenk, dass wir uns so oft treffen konnten. Eigentlich waren wir in der Zwischenzeit doppelte Brüder geworden, denn wir verstanden uns nun auch in Glaubensfragen sehr gut. Wie haben wir gelacht, als er von seinen Erfahrungen erzählte, die er beim „Organisieren“ im Panzerwerk machte, weil er bei der Reparatur eines Kraftfahrzeuges keine Ersatzteile bekam. Das Werk war eigentlich demontiert und in die Gegend des Ural verbracht worden.

---

<sup>7</sup> „der Russe“: übliche, verallgemeinernde militärische Redeweise für die russische Armee/Bevölkerung; analog auch bei anderen Nationalitäten

Aber einige Arbeiter waren noch da und ihre erste Frage lautete regelmäßig: „Skolko wremja?“ – Wieviel Uhr? Sie hatten auch nichts oder nur wenig zu tun. Für ein paar Zigaretten oder etwas Tabak waren sie zu den umfangreichsten Diensten bereit. Die Verpflegung in der Einheit meines Bruders war nicht besonders gut. Das Brot zum Beispiel wurde zugeteilt. Wie gut ging es mir dagegen bei der Luftwaffe. Wir hatten reichlich zu essen. Wenn ich ihn besuchte, brachte ich mindestens ein Kommissbrot mit. Leider war meine „Alarmkiste“ leer, weil ich zum Urlaub alles Eßbare mitgenommen hatte. Unsere Gruppe hatte in der Westukraine eine Kolchose beschlagnahmt – ob es erlaubt war, weiß ich nicht. Von dort, in der Gegend von Melitopol, wurden mit einem Lastensegler im Schlepp einer Ju 87 alle möglichen landwirtschaftlichen Produkte geholt. Es war gerade Kirschenenernte, und ich konnte Werner und seinen Kameraden pfundweise diese kostbaren Früchte mitbringen, von denen man selbstverständlich im offiziellen Verpflegungspark nichts zu sehen bekam. Es war sicher eine Ungerechtigkeit, dass wir so bevorzugt waren.

Jetzt verstand ich auch den Ausspruch der Kameraden damals in Köln-Butzweilerhof: „Gleiche Löhnung, gleiches Fressen, und der Krieg wär' längst vergessen!“ Mein Bruder war nicht ein so zackiger Soldat wie ich. Auch dem Nationalsozialismus gegenüber war er viel kritischer eingestellt. Den ganzen Betrug, dem wir politisch ausgesetzt waren, hat er genauer durchschaut. Er sprach davon immer als vom „glorreichen Schwindel“.

Ende Juni begann die Offensive gegen die Wolga und den Kaukasus. Damit endete unser Zusammentreffen. Kurz vor



*Treffen mit meinem Bruder Werner in Charkov, 1942*

Tschugujew streikte mein Motor. Schon lange hatte ich beanstandet, dass er nicht mehr richtig lief. Aber mein Schirrmeister, der für unsere Fahrzeuge verantwortlich war, wusste es besser. Nun war ein Kurbelwellenlager ausgelaufen. Meine Ladung wurde von anderen Wagen unserer Staffel übernommen, und ich machte kehrt, zurück nach Charkov. Mit mir fuhr ein Unteroffizier vom Bodenpersonal unserer Staffel, mit dem zusammen ich versuchte, im Heeres-Kraftfahr-Park (HKP), den Schaden beheben zu bekommen. „Das dauert!“, hieß die Auskunft. Und als ich den Betrieb sah, war mir klar, warum: Die Arbeiter waren russische Zivilisten, die es nicht eilig hatten. Ein Großteil waren Frauen, und es war für uns ein ungewohnter Anblick, wie sie da unter den Wagen lagen und reparierten. Für mich war die Lage nicht unangenehm, denn ich konnte nun wieder meinen Bruder treffen. Nicht dass ich nun versucht hätte, die Reparatur hinaus zu ziehen. Nach vierzehn

Tagen kam sowieso ein Kfz-Unterroffizier unserer Staffel und löste uns beide ab. Ohne Auto kehrten wir zu unserer Einheit zurück.

Im Vormarsch in Richtung Kaukasus war diese in der Gegend von Krasnodar und Armawir. Unsere Unterkünfte waren Bauernkaten in Bjeloretschenskaja, in denen zum Teil auch noch die Familien wohnten. Zu ihnen hatten wir ein gutes Verhältnis. Sie hatten uns als Befreier vom Kommunismus mit Brot und Salz begrüßt und bewirteten uns mit allem, was sie an Lebensmitteln besaßen. Wir schliefen nachts in einem Zimmer am Boden, zusammen mit der ganzen Familie, deren Namen ich heute noch im Gedächtnis behalten habe. Vera Trochenkova hieß die dreizehnjährige Tochter, die sogar etwas deutsch sprach, das sie in der Schule gelernt hatte. Die Wohnung war sauber, und uns gefiel es recht gut. Trotzdem bekam ich hier meine ersten Läuse und musste in die Entlausung nach Armawir. Die war gewisse Stunden für uns Soldaten reserviert. Ich war übrigens nicht der erste, der sich mit diesen Tierchen abquälen musste. Die ganze Staffel juckte sich. Die Zivilisten bekämpften sie mit Petroleum oder Dieselöl. Letzteres konnten sie ja ohne weiteres von uns erhalten.

Das Kuban-Gebiet ist eine außerordentlich fruchtbare Landschaft. So weit das Auge schauen konnte, sah man Sonnenblumen- und Maisfelder, und unsere Feldküche arbeitete hier vorzugsweise mit Sonnenblumen-Öl. Mein guter Opel-Blitz kam gerade recht, als es weiter nach Süden ging.

Über Maikop erreichten wir in riesigen Staubwolken bei großer Hitze Mineralnye Wody<sup>8</sup> und Piaty Gorsk (Fünfbergen). Vor uns lag nun das Kaukasus-Gebirge mit seinen höchsten Erhebungen, dem Elbrus (5633 m) und dem Kasbek (5042 m). Am 21. August hatten deutsche Gebirgsjäger auf dem Elbrusgipfel die deutsche Fahne gehisst und die vorderste deutsche Angriffsspitze Mosdok eingenommen und damit den Terek erreicht. Wir bezogen Quartier in Soldatskaja, in dessen Strohschobern es

von Mäusen wimmelte. So etwas habe ich vor- und nachher nie wieder erlebt. Wir bauten mit Wasserschüsseln Mäusefallen, bei den man zusehen konnte, wie die Tiere in Massen umkamen. Aber es half nichts. Die Beleuchtung im Quartier bestand aus „Hindenburg-Lichtchen“. Ich selbst hatte für solche Fälle vorgesorgt: Ich besaß eine kleine Petroleumlampe, in deren Schein ich wenigstens meine Briefe schreiben konnte.

Hier erhielt ich einen für mich unvergesslichen Fahrauftrag. Mit einem Beifahrer als Begleiter musste ich zurück über Armawir, Rostow, Taganrog nach Stalino, um Winterbekleidung für die Gruppe zu empfangen. Mein Blitz schnurrte wieder wie eh und je mit seinem neuen Motor, und wir schafften die über 750 km in kürzester Zeit. Übernachtet wurde in Bauernkaten, deren Besitzer in zwei Fällen die Gelegenheit benutzten, sich von uns am Morgen zum nächsten Ort mitnehmen zu lassen. Das war zwar nicht erlaubt; aber die Riesen-Zuckermelone als Fahrpreis war doch zu verlockend. Außerdem erwarb ich dabei meine ersten Kenntnisse der russischen Sprache, was für mich in der Gefangenschaft lebenswichtig wurde.

Inzwischen – es war die Zeit, da wir noch begeistert sangen: „Von Finnland bis zum Schwarzen Meer...“ – hatte der deutsche Großangriff auf Stalingrad begonnen. Kertsch war bereits im Mai von unseren Truppen erobert worden, und Anfang Juli hatte Sevastopol kapituliert. Überall flogen auch unsere Staffeln Angriffe, bei denen das nötigste Bodenpersonal auf dem Luftweg mit der Ju 52 verlegt wurde.

Wir als Bodenkolonnen konnten da auf keinen Fall nachkommen. Nun aber wurde der russische Widerstand allenthalben stärker. Es machte sich hier und da auch bemerkbar, dass nach der Kriegserklärung Deutschlands an die USA Ende 1941 von dort Hilfe für die Russen kam. Die Front am Terek konnte nicht mehr gehalten werden, und wir brachen in großer Eile in Soldatskaja auf – nach Norden. Zum Glück war das Wetter uns hold, denn wir kriegten gerade noch die Kurve bei Rostow, wo der Russe mit starken Panzerkräften bei Bataisk den „Kaukasus-Sack“ zuband. Lediglich der

---

<sup>8</sup> deutsch: Mineralwasser

Brückenkopf Kertsch konnte gehalten werden. In Taganrog sammelten wir uns, bevor das Gros unseres Bodenpersonals wieder nach Charkov verlegte. Diese Stadt war für kurze Zeit in russischer Hand (14. – 25. Februar); aber durch einen Gegenangriff des Generals v. Manstein zurückerobert worden. Der Flugplatz Charkov-Nord sollte von uns für unsere Staffeln vorbereitet werden.

Ich blieb mit einem kleinen Nachkommando zurück. Mein „Blitz“ wurde dann auf einen Waggon verladen, und wir drei Mann – ein Feldwebel, ein Hauptgefreiter und ich – wohnten während der Eisenbahnfahrt in einem gedeckten Waggon. Zwischen allem möglichen technischen Gerät richteten wir uns gemütlich ein, organisierten sogar einen Kanonenofen, den wir tüchtig einheizten. Auf ihm kochten wir unser Essen, rösteten Brote und Äpfel. Außerdem hatten wir noch ein Beiwagen-Krad dabei, das uns äußerst nützlich geworden ist. Im großen Bogen wurden wir, zunächst nach Norden über Stalino und dann nach Westen ausholend, bei Dnjepropetrowsk über den Dnjepr gefahren, um dann nach Osten wiederum über den Dnjepr bei Kremenschug zu rollen. Dort lagen wir der Stadt und dem Bahnhof gegenüber auf dem westlichen Flußufer auf einem großen Verschiebebahnhof fest. Unser Zug bekam und bekam keine Lok. Unsere Verpflegung schwand dahin. Über den Dnjepr existierte zwar eine Brücke. Sie stand zugleich der Bahn und dem Straßenverkehr zur Verfügung. Wie wir das schwere Beiwagenkrad aus dem Waggon heraus (und wieder hinein) bekamen, weiß ich heute nicht mehr. Wir waren ja nur drei Personen. Aber es gelang. Also fuhren wir zu zweit los. Die Holzbohlen klapperten unter uns. Das Licht des Scheinwerfers war verdunkelt. Plötzlich sahen wir das unbeleuchtete Ende eines Güterzuges, auf das wir beinahe aufgefahren wären. Zum Glück fuhr er nicht uns entgegen und setzte

sich endlich auch langsam in Bewegung. Wir tuckerten förmlich im Schritt hinter ihm her.

Noch nie ist uns eine Brücke so lang vorgekommen. Aber endlich hatten wir wieder festen Boden unter den Rädern und fanden auch eine Wehrmachts-Verpflegungsstelle. „Wo kommt ihr denn her?“, fragten erstaunt die Rotkreuz-Schwestern. Sie wollten uns nicht glauben, dass es uns gelungen war, ohne mit einem entgegenkommenden Zug zu kollidieren, den Fluss zu überqueren. Ihr Mitleid zeigte sich in der Menge des Essbaren, das sie uns einpackten. Nachdem wir uns aufgewärmt hatten, machten wir uns auf die Rückfahrt, warteten aber einen Zug ab, der vor uns herfuhr.



*Mit Werner in Charkov, 1943*

Unser Feldwebel wählte uns schon unter die Räder gekommen. Aber die Verpflegung reichte bis zu unserem Fahrtziel: Charkov.

Zum zweiten Mal traf ich mich hier mit meinem Bruder. Das erschien uns schon als ein wahres Wunder. Denn auch mit Horst Fortun, Fo, meinem alten Freund und Sippenführer, kamen wir hier zusammen. Er lud

mich ein, eine Panzerübung in der Nähe Charkovs mitzufahren, wozu ich natürlich nicht nein sagte. Er war Hauptmann und Träger des Deutschen Kreuzes in Gold und anderer Ehrenzeichen und befehligte ein Bataillon einer Panzer-Einheit. Mit meinem Staffelpkapitän fachsimpelte er, denn sonst hatte er die Stuka nur als Hilfe aus der Luft kennen gelernt. „Cherry-Brand“ – so war sein Spitzname – gab mir darauf bereitwillig Urlaub. Aber dem Antrag Fos, meine Versetzung zur Panzertruppe zu erlauben, stimmte er nicht zu. Die Panzer-Übung war für mich ein grosses Erlebnis. Ich lernte dabei einige Leute der Einheit kennen, die übrigens gar nicht so sehr von ihrem Kommandeur begeistert waren. Seinen Familiennamen Fortun hatten sie in „Tu'n fort!“ umgewandelt, denn er war – wie sie berichteten – ein toller Draufgänger. Ich konnte mir denken, dass diese Eigenschaft schon manchem seiner Leute das Leben gekostet hatte. Fo war entsetzt, dass ich es bei einem so „lahmen Haufen wie die Luftwaffe“ aushielte. Ich hätte auch gerne gewechselt. Aber heute ist mir klar, dass dies nicht der richtige Weg für mich gewesen wäre.

Mit Werner besuchte ich mehrmals die Soldaten-Bibelstunde des Standortpfarrers von Charkov. Es war eine Bibelstunde ohne Bibel. Mir schwärmte er zu sehr von seiner Zeit in Schulpforta, der Elite-Schule in Naumburg. Immer wieder kam er auf sie zurück. Werner kritisierte, dass er ständig von der BK – der „Bekennenden Kirche“ – erzählte. Das wäre sicher für uns interessant gewesen, wenn er hätte durchblicken lassen, dass die BK in schroffem Gegensatz zum Nationalsozialismus stand. Aber das traute er sich nicht. Die Soldaten, die mit uns am Tisch saßen, erwarteten andere „Speise“, die aus der Bibel leicht zu geben gewesen wäre. Werner berichtete Kurt Friedgé in einem kurzen Brief u. a.: „Heute Abend treffe ich mich noch mit Günter beim Standortpfarrer, der eine eigentümliche Scheu hat: er will nicht ans Bibellesen gehen. Aber heute Abend bekommen wir ihn doch so weit. Diese Waffe müssen wir mehr gebrauchen. Sie ist unser großer Vorsprung vor unseren Gegnern“. Wir schafften

es aber doch nicht. Zum Glück lasen wir zwei immer wieder gemeinsam bei unseren Treffen die Bibel. - So lange wie vor einem Jahr dauerte unser gemeinsames Leben leider nicht, denn unsere Gruppe bezog eines Tages einen kleinen Feldflugplatz an der Rollbahn nach Bjelgorod, nördlich von Charkov.

Etwas Lustiges muss ich aber noch berichten: Bei einer Wache in Charkov-Nord fand ich in der Tischschublade des Wachlokals einen angefangenen und nicht zu Ende gebrachten Brief eines uns unbekanntem Soldaten. Er schilderte seiner Freundin in der Heimat sein Leben „hier im Osten“. Viel Gefährliches hatte er offenbar nicht zu berichten, und so endete er den letzten Satz: „...sonst geht es ja, aber die Wölfe!“ Und das am Stadtrand einer Großstadt. Die arme Freundin! Wie mag sie wohl um ihren Freund gezittert haben? Dabei gab es nicht einmal Wölfe im Zoo von Charkov – wenn es diesen überhaupt gab. Dieser Satz war in unserer Staffel und ist bis heute in unserer Familie ein geflügeltes Wort. Wenn jemand gefragt wird, wie es so geht, dann ist dies gelegentlich unsere Antwort.

Weniger lustig war folgendes Erlebnis in diesen Tagen: Nach der Wache hatte man mindestens zwei Stunden wachfrei. Diese Zeit nutzte man meistens dazu, etwas von dem verlorenen Nachtschlaf nachzuholen. Ich schlief und wurde plötzlich recht unsanft aufgeweckt. An meinem Bett stand unser Gruppenkommandeur und fragte mich, wieso ich erlaube, dass eine Russin bei meiner Anwesenheit im Raum sei. Obwohl ich erklärte, sie sei am Anfang meiner wachfreien Zeit nicht da gewesen und wohl später, während ich schlief, hereingekommen, verlangte er vom Staffelpkapit n meine Bestrafung. Ich war bis dahin noch unbestraft und erhielt vor der versammelten Staffel eine Verwarnung. Mich juckte das nicht besonders. Es hatte aber später doch noch unguete Folgen, denn ich war nun nicht mehr „nicht vorbestraft“.

Der Liegeplatz, den wir nördlich von Charkov bezogen hatten, war in jeder Beziehung ein Feldflugplatz. Als Start- und Landebahn diente lediglich eine große Wiese, von Feldern umgeben. Hier zeigte

sich unsere Jolanthe als besonders tauglich. Feste Unterkünfte standen für uns diesmal nicht zur Verfügung. Am Rande des Flugfeldes gruben wir unsere Zelte ein. Das musste in letzter Zeit oft sein, weil eine Maschine des Russen uns mehr nervte, als dass sie hätte gefährlich werden können. Wir nannten sie die Nähmaschine. Sie flog in großer Höhe, von der Flak kaum erreichbar. Nur ab und zu ließ sie eine Bombe fallen, die meistens nichts traf. Aber man musste damit rechnen. Wenn wir mit der Nasenspitze dicht unterhalb der Erdoberfläche im Zelt schliefen, brauchten wir nicht in die Splittergräben, sondern konnten ruhig liegen bleiben. Außerdem waren mittlerweile am Tag die russischen Schlachtfieger viel gefährlicher geworden als in den ersten Tagen der Ostfront. An den Vorbereitungen, die allenthalben zu beobachten waren, und an den Truppenbewegungen war zu erkennen, daß es diesmal „um die Wurst“ gehen würde.

Der Rückzug (oder besser die Flucht) aus dem Kaukasusgebiet lag uns noch in den Knochen. Stalingrad war unter unbeschreiblich großen Verlusten verloren gegangen. Die Zeit des Vormarsches war längst vorüber. Auf der Landkarte lag über uns im Norden eine große bogenförmige Ausbuchtung der Front nach Westen, der „Kursker Bogen“, und die Luftaufklärung vermeldete in diesem Raum starke Truppenansammlungen des Russen. Es sollte der Versuch gemacht werden, diesen Bogen abzuschneiden und die darin befindlichen Russen einzukesseln. Es war auch klar, dass, wenn dies misslang, für uns viel, sehr viel auf dem Spiel stand. Das wusste der Russe natürlich auch. Und es wurde das, was man eine Entscheidungsschlacht nennt.

Im Morgengrauen des 5. Juli startete die „Zitadelle“ genannte Unternehmung. Unsere Maschinen flogen Einsatz nach Einsatz wie in alten Zeiten, vor allem unterstützten sie den Vorstoß der Panzerverbände. Bei ihnen wußte ich Horst Fortun. Es war daher für mich doppelt schlimm, als ich von unseren Besatzungen hörte, dass der Angriff im Feuer der gegnerischen Panzerabwehr liegen geblieben war. Am Abend des 7. Juli erschien bei mir Horsts Ordonanz und meldete den Tod seines Chefs

und die Lage seines Grabes. Am Tag darauf gab mir mein Staffelpolitän die Erlaubnis zum Besuch seiner letzten Ruhestätte. Es war ein kleiner Soldatenfriedhof mit lauter frischen Gräbern. Vom benachbarten Sonnenblumenfeld schnitt ich einen Arm voll und schmückte damit das Grab meines Freundes und ehemaligen Pfadfinder-Sippenführers. Dabei musste ich an den von ihm so sehr verehrten Schriftsteller des Ersten Weltkrieges, Walter Flex, denken und an das, was der in seinem berühmten Buch „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ über den Soldatentod seines Freundes Ernst Wurche geschrieben hat. Wie oft hatten wir das bekannte Lied „Wildgänse rauschen durch die Nacht“ gesungen mit den Verszeilen: „Unstäte Fahrt! Habt acht, habt acht, die Welt ist voller Morden“. Nie hätten wir uns damals vorstellen können, wie wir nun selbst diese schreckliche Wirklichkeit erleben mussten. Ein letztes Gebet – ein paar Fotos für seine Eltern und Schwester – und ich musste wieder zurück zu meiner Staffel.

Wie wir damals unsere Aufgabe als Soldaten und Christen sahen, und wie wir zum immer möglichen Soldatentod standen (hier gab es eigentlich im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur den Heldentod), mögen die beiden Nachrufe für Horst zeigen, die Werner und ich verfassten. Ich zögere, alles wörtlich zu dokumentieren, weil es mir heute kaum verständlich ist, dass man so schreiben konnte:

„Im August 1943 – Liebe Kameraden! Vor kaum einem Vierteljahr erhielten wir die traurige Nachricht vom Soldatentod unseres lieben Helmuth Eifert, und nun ist einer seiner besten Kameraden von frühester Jugend auf am 6. Juli 1943 südlich Bjalgorod in den Tod gefolgt: HORST FORTUN – Hauptmann und Abteilungskommandeur in einem Panzerregiment, Inhaber des Deutschen Kreuzes in Gold, des EK 1. und 2. Klasse, des Panzerkampfabzeichens und des Verwundetenabzeichens in Silber. –

Beide, Helmuth und Horst, ereilte das gleiche Schicksal, und gerade dieses traurige Ereignis muss uns doch zum Nachdenken zwingen. Uns steht wieder einmal die rauhe Wirklichkeit des Todes mit ihrer Frage

vor Gesicht, sie heißt: *Wann trifft es mich?* – Wer diese Frage ableugnet, kennt sein Inneres nicht. Ein Nichtbefassen mit dieser unbequemen Wirklichkeit wäre ein Kneifen oder Feigheit, und Feigheit ist für den Soldaten schimpflich. Jede menschliche Kunst, die Frage zu überwinden, ist umsonst. Man kann sich auch auf die Dauer durch eine Sucht oder Leidenschaft nicht betäuben. Eines Tages, früher oder später, stehen wir doch vor dem Tode und müssen hindurch.

Liebe Kameraden! – Nur aus einem Grunde muss ich hier zu Euch sprechen: Mein Bruder Günter und ich waren die Letzten aus unserem Kreise, die mit Horst sprechen durften; außerdem habe ich zur Zeit Heimaturlaub und damit auch die Gelegenheit und die Verpflichtung, Euch folgendes mitzuteilen: Als ich vor kurzem im Osten mit Horst sprach, hatte ich die Gewissheit, dass sich an seinem fröhlichen Mut und seinem soldatischen Draufgängertum gegen die Vorjahre nichts geändert hatte, obwohl er seit Anfang des Krieges immer an der Spitze war und den Krieg in seinen Tiefen erlebte. Er hatte schon viele seiner Kameraden sterben sehen. – *Ich frage mich, woher hatte er die Siegesgewissheit und das herrliche 'Dennoch'?* – Er sprach wie jeder wirklich große Soldat der deutschen Geschichte mit der wunderbaren Offenheit und Siegesgewissheit über den Tod und die jedem Kampf anfänglich anhaftende menschliche Schwäche. Trotz seines schweren Berufes und seiner Jugend fand er Gnade und – den richtigen Weg. – In dieser Stunde der Trauer lassen wir ihn am besten durch einen früheren Brief vom August 1940 zu uns sprechen:

„...und nun zur Hauptsache: Wie stand es bei mir mit Christus im Kampf? Wenn ich je bisher eine enge Verbindung mit dem König hatte, so war sie am stärksten und am schönsten im Kampf, im Angriff, wo man dem Tod doch so nahe war. Da wurden die letzten Zweifel wie nichts hinweggefegt. Ich gebe zu: beim ersten oder zweiten Angriff dachte wohl jeder an sein bisschen Leben und hat sich deshalb besonders gern einer 'höheren Macht' anvertraut.

Danach dachte man nur noch an den Kampfauftrag. Dabei stand der König klar

fordernd vor mir und war von meinen Soldatenpflichten nie zu trennen. – Ich habe in fast jedem Gefecht an das schöne Wort denken müssen, das Ihr wiederholt in Euren Schriften erwähnt habt: Auch wenn wir fallen, bleiben wir in der starken Hand unseres Herrgottes und gehen nicht verloren.

Und als mir dann mein Regimentskommandeur das EK 1 überreichte, da musste ich an unsere Sts-Fahne denken, in die das EK eingewebt war. Damals als Junge ahnte ich es – heute als Offizier *weiß* ich es: Vom Heiland kann mich nichts mehr trennen. Zahlreiche Gefechte und Schlachten in Polen, Belgien und Frankreich, sowie manches Lebensgefecht haben mich mit Ihm unlöslich verkettet. — Mich ruft die Arbeit, deshalb muss ich schließen, wenn gleich ich kaum richtig begonnen habe.

Wenn ich soviel erlebt habe, so weiß ich, dass ich nur meine Pflicht getan habe. Es ist mir dabei stets besonderes Glück und besondere Gnade von Ihm geschenkt worden. Ich weiß, dass wir zu all diesen Siegen nicht fähig gewesen wären ohne die treue Pflichterfüllung von Millionen daheim, die genau so gern, tapfer und erfolgreich im Kampf gestanden hätten; vor allem aber auch nicht ohne die Liebe und Fürbitte von vielen, vielen in der Heimat. Das fühlen wir oft.'

Horst konnte mit anhaltender Hingabe für sein liebes deutsches Vaterland kämpfen, weil er unter dem Pauluswort lebte: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn, daher auch sein Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.

– Werner Knopf

Günter Knopf schrieb: ‚Wie konnte es anders sein, dass er im Ringen seines geliebten Volkes einmal zur Fahne gerufen, nicht eher nachließ, bis er auch hier an der Front des Kampfes und des Leidens stand. Ganz glücklich schrieb er damals, als er endlich zum Fronteinsatz kam. Hier fand er die rechte Lebensatmosphäre eines Christen. In einem seiner letzten Briefe schrieb er mir: 'In Sturm und Unruhe – auch des eigenen Lebens – ruft ER uns zu einem gläubigen Dennoch. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke. ER allein weiß, was uns zum Besten dient.'

So hat er mir selbst das Trostwort geschenkt. Da wollen wir auch nicht länger hadern und klagen; wo immer wir auch zusammen sein werden, wollen wir nicht durch unsere Klage unseren lieben Dahingegangenen aus unserem Kreis bannen! 'Gebt uns Heimrecht!' hörte einst Walter Flex seinen toten Freund Wurche mahnen,

'Weint uns nicht nach, dass jeder Freund sich scheuen muss, von uns zu reden!'

Ja, so soll er denn bei uns sein, wie er im Leben bei uns war. Und er soll uns noch treuer finden als je zuvor im Dienst für unser Vaterland und im Dienst für den, der für uns starb, dass wir für ihn leben, *Jesus Christus!*"

*Vorwärts  
Kameraden,  
es geht zurück!*

## *Vorwärts Kameraden, es geht zurück!*

Am 12. Juli begann die Gegenoffensive des Russen. Was nun folgte, hatte nichts mehr zu tun mit dem siegreichen Vormarsch des Vorjahres. Der uns gegenüber stehenden Übermacht hatten wir nur wenig entgegen zu setzen. Dem T 34, dem neuen Panzer und der Stalinorgel, einer Art Raketen-Artillerie, konnte unsere Front nicht mehr standhalten. Wir verlegten zunächst zurück nach Karlowka, dann nach Poltawa. Unsere Besatzungen versuchten vergeblich, den russischen Vormarsch zu stoppen oder wenigstens zu bremsen. Da der Aktionsradius der Stuka recht klein ist, mussten wir ständig an der Südfront auf- und abwärts verlegen, um an den jeweiligen Brennpunkten gegenwärtig zu sein. Schließlich landeten wir am Westufer des Dnjepr südlich Kiew in Wassilkow. An diesen Ort kann ich mich noch recht genau erinnern, während die anderen mir höchstens dem Namen, aber nicht der Reihenfolge nach im Gedächtnis verblieben sind. Denn hier, hinter dem breiten Flussbett, fühlten wir uns noch einmal einigermaßen sicher.

Mein braver Opel-Blitz war in der Zwischenzeit zum Küchenwagen umgebaut worden. Den zu fahren hatte ich kein Interesse. Genug zu essen hatte ich auch so. Schon vorher wurde ich gelegentlich als Cheffahrer eingesetzt. Das war zunächst sehr reizvoll, zumal ich einen schönen „Kübelwagen“, einen Steyr, Kfz 15, fahren durfte, Allrad-angetrieben und für uns eigentlich eine Nummer zu groß. Er war gut zu fahren, besonders bei Schlamm-Verhältnissen, und mit denen hatten wir ja leider allzu oft zu tun. Der Haupt-Nachteil war, dass ich nun nicht mehr mein warmes Opel-Fahrerhaus für die Nacht zur Verfügung hatte. Denn Kübel hieß, dass der Wagen oberhalb der Türoberkante nur noch Aufsteckfenster an den Seiten hatte und das Dach zwar aufklappbar (im Sommer sagenhaft schön), aber im Ganzen doch sehr luftig war. Da man als Cheffahrer immer bereit stehen musste, kam ich für andere Dienste,

wie z. B. Wache, nicht mehr in Frage, und auch das war sehr angenehm. Mit „Cherry-Brand“, meinem Staffelpolitiker, verstand ich mich sehr gut, noch besser, als herauskam, dass auch er ehemaliger BK-ler (Bibelkreis für Höhere Schüler) war. Viel war bei ihm aus dieser Zeit nicht hängen geblieben als nur eine gute Erinnerung. Aber auch das war schon eine genügend gute Grundlage.

An der Front war es etwas ruhiger geworden, und so erschien bei uns ein Fronttheater mit einer Art Kabarett und einer hübschen Sängerin. Sie konnte so richtig schmalzig singen, und das war das Richtige für den braven Landser. Eines ihrer Lieder sprach haargenau die Sorgen meiner Kameraden an. Es war gewissermaßen die Stimme der Ehefrau in der Heimat: „Mach dir um mich doch bitte keine Sorgen. / Ich bleib' dir treu, das weißt du ganz genau! / Wie's gestern war, so bleibt's auch heut' und morgen. / Ich bin wie immer deine kleine Frau!“ Einer meiner Kraftfahrer-Kameraden bekam darauf das heulende Elend. Wir wussten gar nicht, wie wir unseren Karl H., der eigentlich immer eine ausgesprochen lustige Haut war, trösten sollten. Allmählich kam heraus, dass er im letzten Heimaturlaub erfahren musste, dass seine Frau, ein attraktives lustiges Wesen, von einem französischen Fremdarbeiter schwanger war. Da war es mit unserer Trösterei aus. Wir wollten ihm klar machen, dass er seither ja eigentlich auch kein Kostverächter gewesen sei. Einer wurde noch deutlicher. Das aber wiederzugeben, müsste ich allzu viel Pünktchen schreiben. Wir seien doch schließlich an der Front!, war seine Antwort. „Was heißt hier Front!“ – belehrte ihn ein anderer. Daheim sei das Leben allmählich gefährlicher als hier bei uns! Das überzeugte ihn schließlich. Mittlerweile sang unsere Hübsche: „Kauf dir einen bunten Luftballon, halt ihn fest in deiner Hand...“ Das war einer der neuesten Schlager, und unserem Karl ging es schon wieder besser. Es war in der folgenden Nacht nicht ihr heller Sopran, der

manchen unserer Offiziere im schnell eingerichteten Offiziers-Kasino tröstete. So etwas mitzubekommen, war auch ein Vorzug des Chef-Fahrers.

Von Wassilkow war es nicht weit nach Kiew, und ich hatte öfter die Gelegenheit, diese schöne Stadt kennenzulernen. Die Nachrichten von der vor uns liegenden Front wurden immer ernster. Dem Russen war es gelungen, nördlich von Kiew den Dnjepr zu überschreiten. Er stieß nach Süden vor, und es gelang ihm, Anfang November die Stadt einzunehmen. Das ging alles so schnell, dass seine Vorhut bereits am Flugplatzrand erschien. Zunächst hieß es, wir sollten als Bodenpersonal das Flugfeld verteidigen helfen. Dann aber besann man sich doch eines Besseren, und wir verließen fluchtartig unser schönes Wassilkow. Unser Spieß, der sonst gerne im geschlossenen Fahrerhaus eines Lkws fuhr, wählte diesmal meinen geländegängigen Kübel. Ich zeigte ihm gerne in ein paar Proben, dass man im Notfall auch querfeldein fahren konnte. Es war zum Glück nicht nötig, denn wir erreichten ungeschoren Bjala Zerkow.

Immer wieder lag man mir in den Ohren, ich solle endlich einen Unteroffiziers-Lehrkursus (ULK) mitmachen, ich sei lange genug Obergefreiter. Auch Cherry war dieser Meinung. Ich fühlte mich in „dem höchsten Rang der Gemeinheit“ eigentlich sehr wohl. Die Aussicht, meine mir lieb gewordenen Kameraden Bernd und Jupp dann „siezzen“ zu müssen und von ihnen dasselbe mir gegenüber zu verlangen, behagte mir überhaupt nicht. Aber die ständige Gefährdung im Rückzug hatte diese Autoritätsformen doch etwas abgeschliffen. So sagte ich nicht leichten Herzens ja, auch wenn mir vor der zu erwartenden Schleiferei etwas bange war. Denn dieser Ruf ging den Kursen voraus, war aber vielleicht auch etwas Angabe der Unteroffiziere. Mit der Bahn fuhr ich Richtung West über die polnische Grenze nach Rzeszow (Reichshof), wo in dem benachbarten kleinen Ort Glogow der besagte Kursus stattfand.

Es begrüßte uns ein Oberleutnant mittleren Alters. Er sei Studienrat, wurde bekannt, und er machte einen guten Eindruck auf uns. Auf jeden Fall war er nicht der Typ eines Schleifers, und das war schon sehr viel wert, vor allem deswegen, weil diese Vermutung sich bestätigte. An die vier Wochen erinnere ich mich noch gerne. Er wusste einiges über Psychologie und konnte es uns auch vermitteln. Am besten in Erinnerung ist mir eine Geländeübung bei Schnee mit Pferdeschlitten. Fast hätten wir dabei vergessen, dass wir zum Erlernen von nicht gerade schönen Dingen im herrlich verschneiten Wald herumfahren. Der Studienrat zeigte sich auch darin, dass er oft einiges an Allgemeinwissen anbot, und das war für die Intelligenteren unter uns von Vorteil. Jedenfalls herrschte zum Glück in dieser Zeit nicht der sonst übliche Kommissston.

Ich muss eine ziemlich gute Beurteilung zu meiner Staffel mitgebracht haben, denn ich wurde sogleich nach der Rückkehr nach Uman, einer Kleinstadt in der Ukraine, zum Unteroffizier befördert. Diese Tatsache sollte gehörig gefeiert werden. Am Vortag waren Marketenderwaren ausgeteilt worden, die in der Hauptsache aus Alkoholika und Tabakwaren bestanden. Wir saßen in einer engen, düsteren Unterkunft mit Doppelstock-Betten zusammen. Nach russischer Sitte, die sich leider allmählich auch bei uns eingeschlichen hatte, wurden harte Sachen aus Feldbechern ( $\frac{1}{4}$  Liter) getrunken. Ich war als Anti-Alkoholiker in der Staffel bekannt und mit dieser Methode seither gut gefahren. Nun aber hieß es, als neugebackener Unteroffizier müsste ich unbedingt mithalten. Wir hockten auf den unteren Betten im Schatten der matt leuchtenden Funzel an der Decke. Immer wieder hieß es: Ex! Ich schüttete den Inhalt meines Bechers an meiner linken Gesichtsseite vorbei an die Wand, und das merkten die bereits etwas beduselten Kameraden zunächst nicht. Erst als unter meinem Sitzplatz ein kleines Rinnsal hervorkam, wurde meine List entdeckt.

Die Gesellschaft war aber schon so blau, dass eine bedenkliche Reaktion nicht mehr möglich war. Am nächsten Tag verhinderte der allgemein vorhandene Kater weitere Erörterungen. Da ich sehr bald danach in Heimaturlaub fuhr, geriet die ganze Sache in Vergessenheit.

Es wurde ein wunderschöner Urlaub. Meine Eltern wohnten immer noch in dem Drei-Familienhaus in der Friedrichstrasse. Die in der letzten Zeit zunehmenden Luftangriffe waren an Hanau vorübergegangen. Nur vereinzelt kleine Bombenwürfe ließen erkennen, welche Gefahr immer drohender lauerte. Gleich neben dem Haus war ein alter Bierkeller mit soliden Gewölben zu einem Luftschutzkeller umgebaut worden, den meine Eltern bei Luftalarm schnell aufsuchen konnten. Dort wusste ich sie relativ sicher. Mit Vater machte ich wieder die so beliebten Fahrrad-Touren in die Wälderrings um Hanau und schöne Spaziergänge mit Mutter in die Umgebung unseres Hauses. Verwandtenbesuche waren an der Tagesordnung. Alles war noch „heile Welt“. Von Werner lag Post vor, die aber doch schon durchblicken ließ, dass seine Einheit sich in gefährlichen Situationen befand. Schlimmes berichtete er von der Sprengung des Kiewer Bahnhofs. Offenbar wurde seine Eisenbahn-Pionier-Einheit zum Zerstören der Eisenbahnanlagen eingesetzt, die beim Rückzug aufgegeben werden mussten. Es war klar, dass dies nur in unmittelbarer Nähe der jeweiligen Frontlinie – wenn nicht noch mehr dahinter – geschehen musste.

In den vergangenen Monaten, der Zeit des ULK und meines Urlaubs, hatte sich allerhand ereignet: in der Staffel, an unserem Frontabschnitt und an den anderen Fronten. Rommels Afrikakorps hatte kapituliert. Im U-Boot-Krieg ereignete sich nach anfänglichen beachtlichen Erfolgen Fehlschlag auf Fehlschlag. Sizilien ging verloren. Der italienische Faschismus brach zusammen. Ganz Italien kapitulierte bedingungslos



*Auf Heimaturlaub 1944*

nach der Landung der Alliierten bei Salerno. Mussolini wurde abgesetzt, festgenommen und durch einen wagemutigen Handstreich deutscher Soldaten wieder befreit. Von Smolensk bis Cherson, von der Quelle bis zur Mündung, tobten zu beiden Seiten des Dnjepr erbitterte Kämpfe, in denen wir dem Russen zahlenmäßig weit unterlegen waren, zumal wir wegen der drohenden Landung der Alliierten an der Kanalküste stark geschwächt waren. Unsere kämpfenden Einheiten hatten gehofft, dass am Dnjepr für uns so etwas wie ein Ostwall errichtet worden war. Wie erst später bekannt wurde, hatte Hitler dies untersagt, weil er fürchtete, dass die Generäle sich dann schneller bis dorthin abgesetzt hätten.

Die Russen stießen von Kiew aus westlich auf Shitomir vor, einem wichtigen Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt, und nahmen es ein. Ein deutscher Gegenangriff eroberte es zwar zurück, aber nur für kurze Zeit. Durch die Einsätze unserer Stuka hatte „Cherry“ sich endlich das Ritterkreuz verdient. Große Feiern waren nicht möglich, dazu war vor allem die Lage zu ernst. Leider ist er noch kurz vor Kriegsende beim 964. Einsatz als Gruppenkommandeur am 18. April 1945 gefallen.

Mitte Dezember 1943 eröffnete der Russe seine große Winteroffensive. Unsere Maschinen starteten auch bei der größten Kälte. Schon im Winter des Vorjahres kannten wir die Methode, mit der die russische Luftwaffe zu unserer Verwunderung ihre Flugzeuge in die Luft brachte. Sie wurde von einem sowjetischen Gefangenen verraten und hieß Kaltstart. Sie war so einfach - wie so vieles, was der Iwan uns voraus hatte. Nach dem letzten Feindflug wurde abends eine bestimmte Menge Flugbenzin dem Motoröl beigefügt, der Motor noch einmal angelassen. Nach einer Weile, wenn das Öl gut durchmischt und die Viskosität günstiger war, wurde der Motor für die Nacht abgestellt. Am frühen Morgen erlaubte das verdünnte Öl ein leichteres

Anspringen des Motors, der nun nur eine kurze Zeit im Leerlauf drehen musste, bis das Benzin verdunstet war. Diese Methode war uns Kraftfahrern nicht erlaubt, weil man wohl fürchtete, dass zu viel Benzin zur Verdünnung verwendet und dann nicht genügend für Verdunstung gesorgt würde. Dieses System habe ich bei meinem „Blitz“ trotzdem mit großem Erfolg angewandt, und wenn ich genügend die Anlasskurbel benutzt hatte, sprang der Motor wie im wärmsten Sommer an. Natürlich war ich ja nicht umsonst Mechaniker, um zu wissen, dass ich mit geöffnetem Öleinfüll-Stutzen dann lange genug zu entlüften hatte. Der Schirrmeister erfuhr davon nichts; er wäre bestimmt ausgeflippt.

Sehr viel von Kraftfahrzeug-Technik verstand er ohnehin nicht. Je höher der Dienstgrad der Verantwortlichen für unsere Fahrzeuge, desto geringer war bei einigen von ihnen die Sachkenntnis. Eines Tages kam der Kfz-Offizier, ein Hauptmann (der Reserve) dazu, wie ein Kraftfahrer einen Reifen aufpumpt. Er fragte, was er da denn mache. Der Fahrer, der von der geringen Kenntnis des Offiziers wusste (er war immerhin verantwortlich für die ganze Gruppe, also 3 Staffeln und den Gruppenstab), meinte, er pumpe wieder einmal frische Luft in die Reifen seines Wagens. Das fand der „Nasenbär“ (so sein Spitzname wegen seines gewaltigen Riechkolbens) als sehr löblich. Er befahl darauf zur Gaudi der Kraftfahrer-Meute allen, das Gleiche zu tun.

Von der russischen Winteroffensive habe ich wegen meiner Teilnahme am ULK und wegen meines Urlaubs nur das letzte Teil mitbekommen. Wir rutschten an der Südfront auf und nieder. Der Russe war, besonders in der Ukraine, weit nach Westen vorgedrungen. Die Flugzeugführer unseres Geschwaders, das im Oktober 1943 in „Schlachtgeschwader 77“ umbenannt worden war, begannen die Umschulung auf die Focke Wulf 90 (FW 90). Wir lagen mit dem Bodenpersonal mehr oder weniger untätig in Nikolajew. Da wurden viele von uns, gewissermaßen prophylaktisch, auf Urlaub geschickt. Da mein letzter Urlaub unter dem Begriff Beförderungsurlaub gelaufen war, war ich wieder unter den Glücklichen. Ich

wusste, dass Werner und mein Freund Kurt Friedgé mit seiner Eisenbahn-Pionier-Einheit nördlich von Nikolajew in und bei Snamenka lag. Kurt sollte auch in Urlaub fahren. So nahm ich zu ihm die Verbindung auf und verabredete die gemeinsame Heimfahrt. Kurz vor meinem Aufbruch erhielten wir in unserer Staffel eine größere Menge Eier. Woher sie kamen, weiß ich heute nicht mehr. Als meine Kameraden von meinem bevorstehenden Urlaub erfuhren, boten sie mir ihren jeweiligen Anteil zum Mitnehmen an. Wir verpackten also in einem großen Pappkarton so gut wie möglich an die 150 Eier, mit denen ich mich auf die Fahrt zunächst zu Kurt begab. Bei ihm blieb ich zwei Tage, bis auch er seine Urlaubsreise antreten konnte. Er hatte einen größeren Kanister Sonnenblumenöl organisiert. Mit dieser Ladung begaben wir uns auf die Heimreise.

In Hanau endete die Zugfahrt bereits am Bahnhof Wolfgang, weil wegen der Folgen eines feindlichen Fliegerangriffs der Hauptbahnhof nicht mehr angefahren werden konnte. Wir pilgerten also mit unserer nahrhaften Last die zirka zwei Kilometer nach Hanau, wo wir von unseren Eltern nicht nur wegen des Öls und der Eier überaus freudig begrüßt wurden. Jeder gab dem anderen einen Teil von dem ab, was er mitgebracht hatte. Von meinen Eiern hatten an die 100 Stück die Reise in zum Teil überfüllten Urlaubszügen heil überstanden. Die legte meine Mutter in Sole ein. Damit wurden sie wahrhaft „Russische Eier“. Von den zerborstenen versuchte sie zu retten, was zu retten war. Angesichts der geringen monatlichen Zuteilung von Eiern war dies eine unschätzbare Unterstützung der Ernährung, von der auch unsere Verwandten profitierten.

Der Weg zurück zur Truppe am 20. März war mittlerweile gefährlich geworden: „Soldaten-Klau“ General Schörner tauchte überall auf, besonders an Abschnitten, an denen durch einen sowjetischen Vorstoß eine kritische Lage entstanden war. Er hatte Vollmacht von höchster Stelle, in solchen Fällen Soldaten, welchen Dienstgrades und welcher Einheit auch immer, zu Kampfseinheiten zusammen zu stellen und sie sofort in

den Einsatz an die Front zu „werfen“. Das waren in der Regel wahre Todeskommandos, vor denen sich selbst kampferprobte Infanteristen zu drücken wussten, weil es Einheiten waren, in denen keiner den anderen kannte und vor allem nicht wusste, wie weit er sich auf die Kameraden an seiner Seite verlassen konnte. Außerdem hatten viele keine Kampferfahrung und verständlicherweise keine Lust, sich auf diese Weise „verheizen“ zu lassen. Besonders Frontleitstellen, von denen aus dem Urlaub oder von der Genesungskompanie zu ihrer Truppe Zurückkehrende weiter geleitet wurden, oder Soldatenheime und Übernachtungsstellen waren gefährdet.

Ich war daher heilfroh, als ich endlich wieder bei meiner Staffel war, die sich in Stry bei Lemberg befand. Meine Kameraden hatten inzwischen Furchtbares erlebt. Sie waren in den Kessel von Tscherkassy geraten, aus dem sie unter Zurücklassung aller Kraftfahrzeuge und des Gerätes zusammen mit der kämpfenden Truppe den teilweisen Ausbruch schafften. Einige unserer Stabsstaffel waren dabei gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Und ich – war wieder einmal (noch nicht einmal mit einem blauen Auge) davongekommen.

Obwohl die russische Front schon gut einhundert Kilometer entfernt war, herrschte in Lemberg noch tiefer Frieden. Cherson war verloren, und im Süden hatte der Russe den Pruth erreicht. Mit einem Lkw sollte ich von Stry nach Lemberg fahren. Unterwegs winkten zwei junge Polinnen als Anhalterinnen. Sie waren von der Sorte, wie sie in dem berühmt-berüchtigten Soldatenlied besungen wurden. „...Sie war das aller schönste Kind, das man in Polen find't“. Es war zwar verboten, aber wir nahmen sie mit, und es wurde eine lustige Fahrt. Sie sprachen nicht viel deutsch, wir nicht polnisch; trotzdem verstanden wir uns recht gut. Es war eine harmlose Angelegenheit. In Lemberg angekommen, luden sie uns zu sich ein, was wir nun allerdings doch ablehnten. Nach einigen Tagen wurde die Sache ruckbar, wie, das war uns völlig unklar. Wir stritten alles rundweg ab. Vielleicht war unserem Spieß die Angelegenheit zu arbeitsintensiv, denn es wäre eine schriftli-

che Meldung an den Gruppenkommandeur fällig gewesen. Die Arbeit hatte er gerade nicht erfunden, und so wurde die Sache niedergeschlagen.

Es war schon April. Unsere Staffel flog Einsätze auf der Krim, versorgt von einem kleinen Teil des Bodenpersonals, das auf dem Luftweg verlegt worden war. Unser Geschwader hatte den 100 000. Feindeinsatz geflogen. Odessa war verloren, im Mai fiel auch Sevastopol, und die Krim wurde vom Russen zurück erobert. Wir verlegten in der Zwischenzeit nach Rzeszow (Reichshof), in dessen Nähe ich ja vor gar nicht so langer Zeit am ULK teilgenommen hatte. An der Nord- und Mittelfront begannen die Sowjetarmeen Offensiven, bei denen für uns Memel, Minsk und Lemberg verloren gingen. Ende Juli stand der Russe vor Warschau. Rückzug also auf der ganzen Front.

In Italien besetzten die Alliierten im Juni Rom und, was sich für uns verhängnisvoll auswirken sollte, sie eröffneten die von der sowjetischen Führung sehnlichst erwartete 2. Front in der Normandie. Der „Atlantik-Wall“ konnte sie nicht daran hindern, ja es gelang ihnen sogar sehr schnell der Durchbruch. Unsere Lage wurde allmählich hoffnungslos. Wir klammerten uns an Versprechungen unserer Führung – unseres „Führers“ – , die von einer geheimen Waffe sprach, mit der unser Kriegsglück endlich gewendet werden sollte. Was „unseren Führer“ anbetrifft, so entging er am 20. Juli knapp einem Attentat in seinem Hauptquartier, der sogenannten Wolfsschanze. Wir betrachteten es als eine Fügung des Himmels, „dass er uns erhalten blieb“. Die Offiziere, die den Anschlag verübten, waren in unseren Augen Verräter, vor allem wegen ihres Eidbruchs. Wir durchschauten ja damals nicht den ganzen „glorreichen Schwindel“. Schon in der Schule hatten wir zwar gelernt, bei nichts vorsichtiger zu sein, als bei der eigenen Unterschrift. Wieviel mehr gilt das für einen Eid, von dem übrigens Jesus meinte: „Ich aber sage euch, dass ihr überhaupt nicht schwören sollt“ (Matthäus 5, 34). Aber wer hätte es gewagt, solche Gedanken damals – womöglich sogar öffentlich – auszusprechen?

Die nun folgenden Zeilen entstehen in den Tagen des März 2003, wo erneut ein Krieg begonnen wird, der die Menschheit der gesamten Welt bewegt und erregt: die Kampfhandlungen der Alliierten in Irak unter Anführung der Amerikaner und Engländer. Es war fast derselben Tag, an dem ich des Soldatentodes meines Bruders Werner gedenke. Ob die Leser dieses Berichtes verstehen, dass ich da nur in einer ganz besonderen Betroffenheit schreiben kann? Wieder wird also auf dem „Felde der Ehre“ gestorben, und noch dazu in einem Angriffskrieg, für den es keinerlei Legitimation gibt. Denn kein Staat der Welt hat das Recht zum Erstschlag. Dieses aber nehmen sich die USA in diesen Tagen als erste heraus, nachdem sie schon im Zweiten Weltkrieg den zweifelhaften Ruhm errungen hatten, die Atombombe als Erste und bewusst auf Zivilbevölkerung eingesetzt zu haben. Wenn das wieder Schule macht, dass *ein* Staat sich als Hegemonialmacht versteht und meint, tun und lassen zu können, was er will, dann gehen wir schlimmen Zeiten entgegen. Ein gigantisches Lügengebäude muss dazu herhalten, die Völker der Angreifer und der ganzen Welt zur Zustimmung für alles, was nun kommt, zu bewegen. Ich sehe mich an eine Diskussion im kleinen Kreis während meiner sowjetischen Gefangenschaft erinnert, in der ein Teilnehmer aus dem Lutherlied „Ach Gott vom Himmel sieh darein...“ (eg 273) zitierte: „...Trotz! Wer will's uns wehren? Wir haben Recht und *Macht* allein, was wir setzen, gilt allgemein; wer ist, der uns sollt meistern?“ Damals ging es vor allem um Hitler, aber auch um Stalin. Noch möchte ich Bush nicht mit den beiden vergleichen; aber wenn wir in der damaligen Zeit *eines* gelernt haben, so ist es dies: „Widersteht den Anfängen!“ Zum Glück weigern sich die Regierungen von Frankreich, Russland und Deutschland, Soldaten zu schicken.

Die für mich überaus traurige Nachricht vom Tod meines Bruders erhielt ich mit einem Telegramm von meinen Eltern. Meine liebe Mutter muss die Todesnachricht besonders schlimm getroffen haben. Aus Briefen, die aus dieser Zeit erhalten geblieben sind, schreibe ich, dass mein Vater in

seinem Glauben sehr bald Trost gefunden haben muss. Mir gegenüber hatte Werner geraume Zeit vorher in einer Feldpostnachricht in etwa geäußert: „Hier kommen wir nicht mehr 'raus!“ Sein Kompanieführer hat meinen Eltern einen „tröstlichen“ (den in diesem Fall üblichen) Brief geschrieben, der aber nicht stimmte. Hier zeigte sich wiederum die Erkenntnis, die auch für die offiziellen Informationen wie Wehrmachtsberichte usw. galt und heute noch gilt: Das erste Opfer eines Krieges ist immer die Wahrheit.

Was ich empfand, geht wohl gut aus einem Brief hervor, den ich unserem gemeinsamen Freund Hans Schlegel am 23. September 1944 schrieb, der mit Werner vor dem Krieg im Konstruktionsbüro des Betriebes, in dem ich lernte, zusammengearbeitet hatte:

„[...] Was dieser Verlust für mich bedeutet, das kannst Du, lieber Hans, am besten beurteilen. Du kennst unsere Bruderschaft noch aus den Jahren, wo wir Jungen waren und wo über ihr der unglückselige Stern des Unfriedens und Mißverständnisses stand. Es läßt sich ja nicht sagen, wer die Schuld daran trug. Sie lag gewiß auf beiden Seiten, denn wir waren in der bewußten Betonung unseres Glaubens doch oft recht abstoßend für einen, der suchte. Die Liebe trat doch oft hinter eine Rechthaberei zurück, was zur Folge hatte, dass sich beide Teile voreinander verschlossen. Werner war ein ehrlicher Sucher, gründlich bis zum Letzten und konsequent. So ist er eben seinen Weg Schritt für Schritt gegangen, und es hat sich ja auch an ihm das Wort bewahrheitet: Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Du weißt, wir beide, Du und ich, wir haben uns damals die große Freude geteilt, als wir wußten, dass mir der Herr den Bruder erst *ganz* geschenkt hatte. Die folgende Zeit brauche ich Dir ja auch nicht zu schildern, Du hast sie ja zum Teil mit durchlebt. Es war ein herrliches Leben, das seine Krönung in unserem zweimaligen Treffen in Charkow (1942 und 1943) fand. Du entsinnst Dich, wie glücklich wir Beide damals waren. Es fehlt mir die Zeit, um all' das zu schreiben, was Inhalt unserer damaligen Aussprachen

war. Gott gebe, dass ich Dir dies einmal mündlich berichten kann.“

Abschied-Nehmen habe ich schon früh lernen müssen. Dennoch steht die Vergangenheit unter dem Zeichen einer großen Dankbarkeit, die umso größer wird, je weiter ich mich zeitlich von allem entferne. Ich schäme mich längst nicht mehr der Tränen, die mir im Gedenken kommen, und die mir oft ärgerlich und lästig sind. Aber von Lore, meiner jetzigen Frau, habe ich inzwischen gelernt, dass Weinen-Können ein Geschenk ist. Welche Pläne hatte mein Bruder für die Zukunft nach diesem wahnsinnigen „glorreichen Schwindel“, diesem von uns Deutschen angezettelten Krieg: Eine eigene Schlosser-Werkstatt sollte es für uns beide sein, in der wir nach eigenem Ermessen arbeiten und die Früchte unserer Arbeit hätten ernten können. Und dann das Rudern: Einen kräftigen Doppelzweier hätten wir abgegeben, wir zwei – wenn nicht gleichen Alters, so doch ähnlicher Gestalt. Welche Freude wäre es für ihn gewesen, wenn er seinen Neffen sehen und erleben könnte, dem wir seinen Namen gegeben haben, und der im Kleinen sich die Werkstatt für sein Hobby geschaffen hat, die uns für den Anfang vorschwebte! Das Bonhoeffer-Wort konnte mich damals noch nicht trösten; hat aber später immer größere Bedeutung erlangt: „Je schöner und voller die Erinnerung, desto schwerer ist die Trennung. Aber die Dankbarkeit verwandelt die Erinnerung in stille Freude. Man trägt das vergangene Schöne nicht wie einen Stachel, sondern wie ein kostbares Geschenk in sich.“

Es war sicher gut, dass meine Eltern die Umstände des Todes nicht erfahren haben. Nach dem Bericht eines seiner Kameraden muss Werner im Gegensatz zu den Worten seines Kompaniechefs ein schreckliches Ende gefunden haben. Die Einheit hatte den Auftrag, nach der Sprengung des Bahnhofs von Kiew die gesamte Strecke unbrauchbar zu machen. Zwischen Brody und Busk, ungefähr sechzig Kilometer ostwärts von Lemberg, gerieten sie wie schon mehrmals vorher zwischen die Fronten. Hier, in Adamy, traf ihn der tödliche Splitter eines Granatwerfergeschosses in

den Leib. Seine Kameraden konnten ihn nicht bergen, da die Stelle, wo er lag, unter ständigem feindlichen Beschuss lag. In der glühenden Julisonne rief er immer wieder um Hilfe. Nur zu Stichworten war der Zeuge fähig, der mich schonen wollte, um die letzten fürchterlichen Stunden zu schildern, ehe mein Bruder endlich sterben konnte. Es war grundsätzlich nicht möglich, ihn zu bergen, um ihm womöglich ein Grab zu geben, da der Rückzug unaufhörlich weiter ging. Schon neun Tage danach, am 28. Juli, ging Lemberg für uns verloren.

Wenn jemand wissen will, was Krieg heißt, dann sind all' die heute wieder üblichen Schilderungen weniger als die halbe Wahrheit. Die Realität zu beschreiben ist schlechthin unmöglich. Da hilft es auch nicht, sich auf der gerechten Seite zu wissen, weil – wie heute wieder von Präsident Bush – ein Kreuzzug ausgerufen und ein Kampf gegen „das Böse“ erklärt wird. Es hat eher die Folge – und die ersten Anzeichen dazu sind heute schon, nach einer Woche, zu erkennen – dass die Gegenseite ebenso radikalisiert wird. Die Rufe nach dem „Djihad“, nach dem heiligen Krieg, werden laut, wie es sich in einigen islamischen Ländern zeigt.

Einen Kurzurlaub beantragte ich damals nicht, obwohl wir zu dieser Zeit (erneut zur Auffrischung) auf dem Fliegerhorst Schönfeld-Seifersdorf bei Haynau in Schlesien lagen. Niemand wusste, ob wir bei meiner Rückkehr noch im Reich waren oder schon wieder – wer weiß wo? – im Einsatz. Von „Soldatenklau“ Schörner erfuhren wir, dass er noch brutaler seines Amtes waltete. Ihm eventuell in die Hände zu fallen, war mir zu gefährlich. Ohnehin zeichnete sich immer mehr ab, dass auch ich wie mancher Kamerad meines Jahrganges zu einer kämpfenden Truppe versetzt werden würde. Wenn auch bei solchen Einheiten die Ausbildung sehr schlecht war, so war dies immer noch besser, als in einen wild zusammen gewürfelten Haufen gesteckt zu werden.

Am Rande des Flugplatzes befand sich ein Gut, das von der SS beschlagnahmt worden war zur Versorgung wer weiß welcher Etappeneinheit. Auf einem Feld waren

die Frühkartoffeln reif zur Ernte. Unsere Bauernsöhne Bernd und Jupp hatten dies zuerst entdeckt. Obwohl die Felder von Wachen mit Karabinern (!) geschützt waren, zogen wir aus zur Ernte – ebenfalls bewaffnet. Unter fachkundiger Anleitung und guter Bewachung gelang es uns, eine beträchtliche Menge einzufahren. Christel, die Frau eines unserer Krafftfahrer, bruzzelte uns eine Unmenge von Kartoffel-Pfannkuchen. Sie war angereist, als sie von unserer Anwesenheit im Reich erfahren hatte.

Lange dauerte unser Glück nicht, denn der erneute Einsatz unserer Gruppe stand bevor. Was sollten wir mit den vielen Kartoffeln und Zwiebeln anfangen? Da kam uns eine gute Idee: Wieder ging nämlich vor unserer Abreise zur Front ein Eisenbahnwaggon zu unserem Heimatstandort Schweidnitz ab, der überflüssiges Gerät und Gepäck dorthin zur Ablagerung transportieren sollte. Den begleitenden Unteroffizier bat ich, den von mir abgegebenen Kartoffelsack (ungefähr einen Zentner!) und den Sack Zwiebeln als Frachtgut an meine Eltern aufzugeben. Die Sache klappte, und meine Eltern schrieben begeistert an meine Tante und meinen Onkel nach Schmölln am 5. September 1944: "Günter hat uns von Schlesien aus mit Mehl, Zwiebeln und Rauchwaren versorgt, und davon sollt Ihr auch etwas haben. Ferner hat er uns einen ganzen Zentner Kartoffeln geschickt, sodaß wir Euch ein paar Kartoffel-Marken abgeben können. Der Junge hat rührend für uns gesorgt in den paar Tagen, die er im Reich war." Diesen Brief haben meine Verwandten mir nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft 1949 übergeben, weil es auch ihnen grotesk vorkam, dass ein Sack Kartoffeln und Zwiebeln im Durcheinander dieser Monate quer durch Deutschland reiste und tatsächlich seinen Adressaten erreichte. Woher das Mehl war, weiß ich heute nicht mehr.

Meine „Alarmkiste“ – eine leere russische Munitionskiste – die so gut wie jeder Krafftfahrer auf der Ladefläche seines Wagens hatte, brachte mich eines Tages in große Verlegenheit. In ihr waren nicht nur einige persönliche Dinge, sondern auch Dosen mit Lebensmitteln, die ich bei der

täglichen Verpflegung übrig behalten hatte. Bernd und Jupp verabscheuten zum Beispiel Tomaten-Heringe. Sie nahmen die gesammelten Dosen auch nicht mit in den Urlaub, weil ihre Angehörigen auf den Bauernhöfen genügend anderes zu essen hatten. Sie schenkten sie mir, und sie fanden bei meinen Eltern und Verwandten dankbare Abnahme. Bei einer Kontrolle durch den „Nasenbär“ wurde meine Kiste entdeckt, und der Herr Oberleutnant verdächtigte mich des Diebstahls bei irgendwelchen Fahrten in Verpflegungslager. Auch die gesammelten Tabakwaren erhöhten seinen Verdacht. Er drohte mir mit Meldung beim Kriegsgericht. Aber da traten meine westfälischen Bauern-Kameraden auf den Plan und erklärten, woher ich die Dosen hatte. Er war kaum zu überzeugen.

Unser Spieß wollte mir daraufhin die tägliche Tabakzuteilung sperren, bzw. er wollte mir dafür Süßwaren wie Bonbons und dergl. geben lassen. Ich sei ja doch Nichtraucher! Die Tabakwaren waren für meine Eltern – und hier und da auch für mich – wichtige Tauschware. Die fliegenden Besatzungen erhielten sehr oft Schokakola®, eine sehr beliebte und auch nahrhafte Schokolade. Sie bekamen so viel, dass die Raucher unter ihnen die Dosen gerne gegen Tabakwaren eintauschten. Ich fragte den Spieß also, woher er wisse, dass ich Nichtraucher sei. Er meinte lachend, ich würde ja gar nicht wissen, wie man eine Zigarette hält oder gar raucht. So habe ich ihn eines Besseren belehrt, indem ich vor seinen Augen einen Glimmstängel ansteckte und zu rauchen begann. Da jagte er mich aus der Schreibstube. Ich löschte schmunzelnd die halb gerauchte Zigarette und wusste, dass ich diese Runde gewonnen hatte. Denn es war verboten, die Tabakwaren einem Soldaten vorzuenthalten – auch nicht durch Tausch gegen andere Dinge. Leider habe ich seitdem das Recht verspielt zu behaupten, ich sei Nichtraucher. Andererseits war diese „Halbe“ die gesamte Zigarettenmenge, die ich bis heute in meinem Leben geraucht habe. Von dem „Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ hatte ich damals noch keine Ahnung.

Von Schönfeld-Seifersdorf wurden wir per Bahntransport wieder nach Reichshof (Rzeszow) verbracht. Lange blieben wir dort nicht. Aber ein typisches Kriegs- oder Kommiss-Erlebnis scheint mir erwähnenswert: Im Kfz 12 (geländegängig – weil Allradantrieb –, mit Aufsteckfenster und Faltdach) musste ich Cherry öfters abends nach Dienstschluss in eine nahegelegene Ortschaft fahren. Es war mir bald klar, wem sein Besuch galt. Ich blieb im „Kübel“ sitzen, las in einem Buch, döste oder schlief leicht fröstelnd, denn die Nächte waren schon empfindlich kühl geworden. Ich gönnte ihm die sicher für ihn angenehmere Zeit. Ob er wohl sein Ritterkreuz vorher an einen Stuhl gehängt hat? – so fragte ich mich damals noch nicht. Es war und ist mir heute auch egal. Gegen vier oder fünf Uhr erschien er und ließ sich zurück zur Staffel-Unterkunft fahren. Meist war er mehr oder weniger alkoholisiert, und seine Untergebenen, darunter auch ich, waren froh, wenn er dann am Vormittag nicht auftauchte. Aber einmal leistete er sich etwas, was nicht nur mich sehr empörte: Zur Staffel zurückgekehrt – es war wieder gegen vier oder fünf Uhr - alarmierte der Saukopf die gesamte Einheit und veranstaltete einen erheblichen Zirkus. Noch mehr ärgerte ich mich angesichts meiner Erinnerung an Charkov, wo ich während meiner dienstfreien Zeit vom damaligen Gruppenkommandeur – Cherry war dabei – mit einer Verwarnung bestraft wurde, weil in dem großen Schlafsaal in meiner Anwesenheit eine Russin Reinigungsarbeiten verrichtete. Der Abstand zwischen Russin und mir war gewiss größer, als der zwischen Cherry und seiner Polin.

Trotzdem bin ich ihm auch wieder zu großem Dank verpflichtet. Vielleicht hat er mir sogar das Leben gerettet. Schon zu Anfang des Krieges gegen die Sowjetunion hatte ich mich freiwillig zur Flugzeugführer-Ausbildung gemeldet. Ich wurde untersucht und für tauglich befunden. Dennoch geschah lange Zeit nichts. Auch mehrere Reklamationen halfen nicht weiter. Als ich im Januar 1945 von der Staffel weg versetzt wurde, verriet mir unser Schreibstubenbulle, mit dem ich noch aus der gemeinsamen V-Zug-Zeit befreundet war, die Hintergründe

der Ablehnung: Cherry hatte mir eine schlechte weltanschaulich-politische Beurteilung geschrieben, mit der selbst eines der berühmten Stuka-Asse mit Ritterkreuz und Schwertern durchgefallen wäre. Leider weiß man zum Zeitpunkt eines Ereignisses oft nicht, welche Bedeutung oder Auswirkung es hat. Die Zick-Zack-Wege erweisen sich nicht selten im Rückblick als gerade Linien einer Strecke, die eine höhere Regie entworfen hat. Auch das habe ich leider erst recht spät erkannt.

Obwohl das Gegenteil dringend nötig gewesen wäre, wurde die Zahl der Einsätze immer weniger. Theoretisch waren wir auch längst nicht mehr ein Stuka-, sondern ein Schlachtgeschwader. Aber die neuen Maschinen, die Focke-Wulf 90 (FW 90), kamen nur peu-à-peu an die Front. Außerdem musste mit den neuen Flugzeugen, deren Besatzungen längst umgeschult waren, noch dies und das im Verband geübt werden. Das war sicherlich der Grund für unsere Rückverlegung bis nach Krakau, für uns nicht nur Etappe, sondern fast schon ein Vorgeschmack des Friedens. Aber, was schreibe ich? Was ist das für ein Stadurlaub, wenn man stets sein Gewehr mit sich herumtragen muss? Zunächst genügte es, wenn man überhaupt eine Schusswaffe dabei hatte. Das war für mich elegant, denn ich hatte eine Pistole 08. Die war zwar gegenüber der „7.65“ der Offiziere eine mords Kanone, aber immer noch leichter und bequemer als das Gewehr 98k.

Nacheinander wurden alle Kraftfahrer nach Breslau zur Umschulung auf Holzgas geschickt. Benzin und Diesel waren knapp geworden, und sogar für unsere Stukas - allmählich Auslaufmodell - war nicht genug Treibstoff vorhanden. Es musste gespart werden. Zum Start rollten die Maschinen nicht mehr aus eigener Kraft. Pferde, ja sogar Ochsen, zogen sie aus ihren getarnten Liegeplätzen zum Startplatz. Viele Kraftfahrzeuge aller Truppenteile waren schon auf Holzgas umgerüstet. Die Fronteinheiten der Luftwaffe waren seither noch von dieser Neuerung weithin verschont geblieben. Bei Lkws befand sich nach dem Umbau hinter dem Fahrerhaus der Holzgas-Generator. Er musste am frühen Morgen

angeheizt werden. Beim Fahren wurden rechtzeitig ungefähr faustgroße Holzstücke nachgelegt. Der Fahrer war also zum Heizer geworden. Ich blieb von dieser Änderung verschont, da diese Umrüstung für Pkws und Kübel nicht geeignet war. Und ich war ja nun Cheffahrer mit einem sogenannten Kfz 12.

Vom Dienst in der Staffel wurde ich eines Tages beurlaubt für ein Ausbildungskommando. Ersatz war gekommen für manchen Jüngeren von uns, der zur Infanterie versetzt worden war. Aber was war das für ein Ersatz: Ungarn und Galizier, die kaum ein Wort deutsch sprachen, Durchschnittsalter zwischen 45 und 50 Jahren. Mir machte diese Aufgabe trotzdem Spaß, vor allem auch deswegen, weil ich mich mit dem verantwortlichen Offizier, einem jungen Leutnant, sehr gut verstand. Er war erst seit kurzem in unserer Gruppe. Seine Aufgabe als „Nationalsozialistischer Führungsoffizier“ war eigentlich die weltanschauliche Betreuung unserer Gruppe, also so etwas wie ein kleiner sowjetischer Kommissar. Er war zum Glück kein Fanatiker; man konnte mit ihm gut diskutieren, und das tat ich denn auch zur Genüge. Er verstand vor allem nicht, dass ich bei meiner Einstellung zum Nationalsozialismus Christ sein konnte und versuchte mich „umzudrehen“. Heute kann ich das ja eigentlich auch nicht verstehen. Aber damals gehörte ich halt noch zu denen, die hofften, dieses Problem schon lösen zu können, wenn dieser Krieg erst einmal für uns einigermaßen günstig beendet war. Das war natürlich unheimlich blauäugig und unrealistisch. Es hing aber auch damit zusammen, dass wir die ganze Wahrheit dessen, was die Nationalsozialisten an kriminellen Verhaltensweisen zeigten, als Soldaten im Einsatz sehr spärlich erfuhren. Außerdem hielten wir es auch meist für Feindpropaganda.

Vor uns lag also eine Art Rekruten-Ausbildung. Dabei war uns klar, dass dies nicht mehr im alten Stil geschehen konnte, und das reizte mich besonders. Ich denke, wir haben das damals auch ganz gut geschafft. Der Dienst erlaubte uns Ausbildern ein erhöhtes Maß an Freizeit. Für mich war das eine Gelegenheit, Krakau zu

erkunden. Diese Stadt gilt ja heute noch als ein Kleinod unter den polnischen Städten. Die Tuchhallen mit dem schönen Rathaus-turm – sie erinnerten mich an das Leipziger Rathaus. Die Burg an der Weichsel und vor allem die gotische Marienkirche zeigten, was wir Deutschen in unserer Verachtung alles Polnischen (die berühmte „Polnische Wirtschaft“) bisher übersehen hatten. Leider waren in der Marienkirche alle Kunstwerke von Wert ausgelagert, um sie vor Kriegsschäden zu schützen. So war der berühmte Marienaltar von Veit Stoß nicht zu sehen. Auch das hier bekannte Kultur-Leben war stark reduziert, sodass ich kein einziges Mal das weit über die Grenzen Polens bekannte Staatstheater besuchen konnte.

Aber etwas anderes entschädigte mich dafür: der Wehrmachts-Bibelkreis in der Stadt. Hier trafen sich eine beachtliche Zahl von Soldaten und – was nicht nur für mich sehr schön war – viele Schwestern vom Roten Kreuz, die eine große Frontleitstelle betreuten. Es begann gerade die Adventszeit. Von der Leiterin, Schwester Luise Langsdorf, wurde, wer kommen wollte, zu Abenden im Wohnheim der Schwestern eingeladen. Es sammelte sich hier ein kleiner Kreis von besonders Interessierten, in dem mir die allgemeine Atmosphäre sehr gut gefiel. Alle Räume waren adventlich geschmückt, und wir haben zusammen mit den Schwestern viel gesungen, gespielt und gelacht. Mit einem älteren Soldaten, dessen Namen mir entfallen ist, und der in seiner Heimat der Leiter einer Methodistengemeinde war, besprachen wir oft die Probleme des Hauses. Sie bestanden in der Hauptsache aus Liebesaffären der Schwestern, in denen vor allem Offiziere die Hauptrolle spielten. Verständlich war dies schon; da aber die Absichten der Männer meistens nur in *eine* Richtung gingen, entstanden oft peinliche und nicht leicht zu bewältigende Situationen.

Noch vor Weihnachten endete unser Lehrgang. Beim ersten Morgenappell der Staffel beanstandete der Spieß, dass ich ohne Karabiner angetreten war. Mir war ein neuer Befehl nicht bekannt, wonach zum Dienst die Pistole als Schusswaffe allein nicht genügte. Ich eilte in meine Unterkunft,

um das Gewehr zu holen, fand es aber nicht. Nach dem Appell suchte ich weiter - ohne Ergebnis. Angesichts der Tatsache, dass in Krakau ein florierender Waffenhandel stattfand, geriet mein Fall zu einem schwierigen Problem. Die Staffel musste sofort Meldung an das Kriegsgericht machen, und mir half mein guter Leumund in dieser Lage überhaupt nicht, denn unser Spieß, der den Fall bearbeitete, war ein sturer Kommisskopp.

Erst am Nachmittag fand ich das Gewehr in einem Spalt zwischen Kamin und Wand. Wie die Waffe dorthin gekommen war, blieb mir ein Rätsel. Nun wurde Entwarnung gegenüber dem Kriegsgericht gegeben, das aber verlangte, dass die geringste Strafe für mich zu verhängen sei. Jetzt zeigte sich die blöde Folge der Bestrafung von Charkov (russische Putzfrau im Schlaftsaal – ich wachfrei im Bett): Ich war also vorbestraft. Ich erhielt die nächst höhere Strafe: Sieben Tage geschärften Arrest. Diese Zeit musste ich im alten Militärgefängnis am Krakauer Flugplatz

absitzen. Tagsüber hoben wir Deckungsgräben an den Liegeplätzen unserer Maschinen aus. Nach dem Abendessen, das etwas komfortabler als Wasser und Brot war, wurde ich eingeschlossen. Das war nicht nur ein Nachteil, denn jetzt konnte ich in Ruhe ein Buch lesen, das ich mir vorsorglich mitgenommen hatte. Mit Wehmut dachte ich an die schönen Abende bei Schwester Luise. Während der Arbeit am Tage sahen wir auch – was wir eigentlich schon wussten –, dass die Flugzeuge mit Pferden und Ochsen zum Start gezogen wurden, um Flugbenzin zu sparen. Es war ein trauriger Anblick. So weit war es also schon gekommen.

Die Abende bei Schwester Luise waren gezählt. Ein Telegramm meiner Eltern meldete den Bombenschaden der schönen Wohnung in der Friedrichstraße. Das Haus war nicht mehr bewohnbar. Meine Eltern hatten Unterschlupf in der alten Wohnung der Leipzigerstraße gefunden. In solchen Fällen war Urlaub vorgesehen, den ich beantragte und auch erhielt.

# *Die „Heimatfront“*

## Die „Heimatfront“

Unser Reichsmarschall Hermann Göring – dieser Titel war extra für ihn geschaffen worden – hatte zu Anfang des Krieges erklärt, wenn eine einzige Bombe auf das Ruhrgebiet falle, dann wolle er nur noch Meier heißen. Von dem Zeitpunkt an hieß er bei vielen deutschen Bürgern nur noch „Reichsmarschall Meier“. Wie Luftangriffe auszusehen hätten, das haben wir den Briten selbst vorgemacht. London wurde schwer bombardiert, wobei die Zivilbevölkerung nicht geschont wurde. Anderen Städten auf der Insel ging es ebenso. Besonders hart betroffen war Coventry. Nach den ersten Gegenangriffen Englands erklärte Hitler in einer bejubelten Ansprache, er werde ganze Städte ausradieren, „coventrieren“ – und von nun an werde *eine* Bombe mit *zwei* Bomben beantwortet...

Bereits bei der „Luftschlacht über England“ wurde sichtbar, dass es mit unserer Luftüberlegenheit nicht so weit her war. Aus diesem und politischen Gründen fiel auch die Invasion aus. Unsere Zivilbevölkerung wurde leidlich gut organisiert durch den Luftschutzbund vorbereitet. Die Dachböden mussten entrümpelt werden, in den Kellern wurde der geeignetste Raum zum Bunker erklärt und, wenn nötig, mit Streben verstärkt. Notausgänge wurden vorgesehen und an der Außenwand des Hauses die Stelle des Luftschutzraumes groß und deutlich sichtbar markiert. Material zur Brandbekämpfung wurde bereitgestellt. Etwas lächerlich wirkten die „Brandpataschen“, die gerade einem Brand im Aschenbecher gewachsen waren. Natürlich mussten auch Verbandsmaterial und Medikamente vorhanden sein. Bei Luftalarm, wenn also die Sirenen heulten, waren alle Hausbewohner gehalten, unverzüglich die Schutzräume aufzusuchen und auf den vorhandenen Sitzen (z. T. auch Betten) Platz zu nehmen. Vorher ernannten „Luftschutzwarten“ war unbedingt Folge zu leisten. Im Anfang der Luftangriffe reichten all die Maßnahmen noch aus. Aber bei den

späteren Flächenbombardements wurden oft die Menschen in den Kellern verschüttet oder sie erstickten. Besseren Schutz boten die später gebauten großen Betonbunker, die z. T. heute noch in manchen Städten stehen, weil sie nur sehr schwer abzubauen sind.

Meine Eltern hatten zunächst das Glück, in ehemaligen Gewölben einer Brauerei unmittelbar in der Nachbarschaft unterzukommen. Bei Alarm schnappten sie die bereitstehenden notwendigsten Dinge und schleppten sie mit in den Luftschutzraum. In Koffern waren sie verpackt – von der Zahnbürste bis zu wichtigen Dokumenten. Anfänglich nahm meine Mutter sogar meine Geige mit. Die Zahl der Luftangriffe nahm offenbar immer mehr zu. Es muss aber zunächst noch einigermaßen erträglich gewesen sein. Am 5. September 1944 schrieb mein Vater nach Schmölln: „Unter Fliegerangriffen haben wir jetzt auch wieder mehr zu leiden. Heute Abend gegen 7 Uhr entstand auf einmal eine heftige Schießerei, und eh wir's uns versahen, rasten im Tiefflug, ganz wenige Meter über unserem Haus, feindliche Flugzeuge hinweg, von denen dann auch eins abgeschossen wurde.“

Am 10. Oktober schrieb mein Vater nach Schmölln: „Am Montag den 25. 9. haben wir hier auch eine Kostprobe von den Amerikanern erhalten. Sie griffen das Lamboyviertel<sup>9</sup> an und belegten es mit etwa 150 Bomben, die aber, Gott sei es gedankt, verhältnismäßig schlecht trafen, trotzdem gab es 88 Tote, und vier weitere Personen waren heute noch vermisst. Unter diesen 92 waren 27 Zivilisten, die verunglückten Soldaten waren eine Stunde zuvor erst noch zum großen Teil nach Hanau gekommen. Wir von der Dienststelle waren im Keller, als es rund um uns zu prasseln anfang, das Licht ausging und der Boden sich hob und senkte [...] Von den übrigen Bomben haben wir merkwürdigerweise gar nicht so viel

<sup>9</sup> Kasernenviertel im Nordosten Hanaus

gemerkt, wir waren ganz erstaunt, als wir überall die vielen Trichter sahen. Dabei brannte es an vielen Stellen des Lamboyviertels [...] Seit dieser Zeit haben wir nun Alarm auf Alarm, der Angriff war der 549te in Hanau, vorhin hatten wir schon den 612. Alarm. Es gab Tage hintereinander, an denen wir 8 bis 10 Alarme hatten. [...] Hoffentlich rückt nicht die Front noch näher, bei entsprechendem Winde hören wir nachts sogar den Kanonendonner von dort.“

In dieser Weise muss es die folgenden Wochen weiter gegangen sein. Denn die Lücke in den Berichten meines Vaters ist beredter als die seitherigen dicht aufeinander folgenden Mitteilungen. Am 2. 11. musste sich mein Vater zum Volkssturm – einer Art „Letztes Aufgebot“ – melden. Jedoch hoffte er, wegen seiner Anstellung bei einer Militär-Behörde befreit zu werden. Von all dem erfuhr ich nur wenig. Offenbar wollte mein Vater mich schonen. Um den 10. 12. herum erhielt ich das Telegramm vom Bombenschaden, mit dem ich den sofort beantragten Urlaub erhielt. Ich weiß nicht mehr, wie lange die Reise nach Hanau dauerte. Am 18. Dezember kam ich in der Frühe an. Es waren also nur noch wenige Tage bis Weihnachten. Um den Hauptbahnhof herum sah es schlimm aus, und es war verwunderlich, dass ich nicht wieder in Wolfgang habe aussteigen müssen. Ich begab mich sogleich zur Leipzigerstrasse. Ich lasse wieder meinen Vater berichten: „Am Sonntag früh 7 Uhr erlebten wir wieder mal eine Freude, wir lagen noch im Bett, da kam Günter, den wir telegrafisch benachrichtigt hatten. Er wird über Weihnachten dableiben und ist uns eine große Hilfe, wo ich so schlecht dienstlich abkommen kann und nie bei Tageslicht zu Hause bin. Einen ganzen und vier halbe Tage hatte ich ja frei. Aber was man heute notdürftig repariert, kann morgen schon wieder zusammengehauen werden. Gott gebe, dass wir das Schlimmste hinter uns haben, wir sind auch ganz fertig, namentlich Else<sup>10</sup> hat Unmenschliches geleistet.“

Was das heißt, wird aus Folgendem deutlich: (schriftl. Bericht meines Vaters –

---

<sup>10</sup> Meine Mutter

wahrscheinlich an Ehepaar Strobel in Schmölln/Thür., Datum unbekannt) „Am 7. 12. 44 kurz nach 18 ½ Uhr war öffentliche Luftwarnung; ich war auf Wache in der Kaserne. Else hatte sich eben auf das Chaiselongue gelegt. Da fielen kurz hintereinander 4 Luftminen. Die erste traf [...]“<sup>11</sup>. In unserem Haus wurden sämtliche Fenster, Türen und Jalousien herausgerissen und in die Zimmer geschleudert. Daß Else neben den Trümmerhaufen heil blieb, ist ein großes Wunder, ebenso, daß die Möbel fast vollständig unbeschädigt blieben. Ich ließ mir von der Wache eine Stunde freigeben, hatte da noch keine Ahnung, daß es uns getroffen hatte, [...]. In strömendem Regen mußten wir nachts das Haus verlassen, bis fast ¼ 11 Uhr<sup>12</sup> suchte ich Else, die, wie sich am nächsten Tag herausstellte, im öffentl. Luftschuttkeller übernachtete“. „Wir ließen uns unsere alte Wohnung Leipzigerstraße 20<sup>13</sup> zuweisen [...]. Am Montag (11. 12. ) war ein zweiter Angriff [...]. Am Dienstag den 12. 12. über Mittag kam ein dritter, der unseren Stadtteil wieder böß mitgenommen hat.“ [...]“<sup>14</sup> „Es sieht grauenhaft aus in unserer Umgebung.“ [...] „Unser Umzug von der Friedrichstraße in die Leipzigerstraße fand am Montag im stärksten Schneetreiben statt und kam über Mittag in einen Angriff hinein, es ging aber alles gut ab. Seit dieser Zeit löst ein Alarm den anderen ab. [...] Schlimm war es wieder am Sonntag den 17. 12. abends gegen 20 Uhr. Außer Sprengbomben fielen viel Brandbomben. [...] Unser schöner Markt ist ein einziger Trümmerhaufen...“

Ich war zutiefst erschrocken, als ich auf dem Weg vom Hauptbahnhof zur Leipzigerstraße das Ausmaß der Zerstörung sah. Wie mögen meine Eltern, besonders meine liebe Mutter, das alles er- und überlebt haben? Es war noch früher Morgen und ich holte – wie oben im Brief meines Vaters

---

<sup>11</sup> hier Aufzählung der betroffenen Häuser in der Nachbarschaft, an unseren Garten angrenzend, etwa 40 – 60 Meter entfernt

<sup>12</sup> 22:15 Uhr

<sup>13</sup> jetzt durch Einlagerung von Mobilar anderer Hausbewohner nur noch Küche und 2 Zimmer

<sup>14</sup> hier Schilderung der einzelnen getroffenen Gebäude und Firmen

erwähnt – meine Eltern aus den Betten. Die zerstörten Fenster in der Küche, Schlaf- und Wohnzimmer waren nur mit einer Art Hartfaserplatten notdürftig dicht gemacht. Ich sorgte dafür, dass wenigstens ein Mindestmaß an Licht möglich war, indem ich ein Viereck heraussägte, so groß, wie ich gerade Scheiben auftreiben konnte. Zum Glück funktionierte das elektrische Licht. Trotzdem war es eine gespenstische Atmosphäre. Das Leben spielte sich hauptsächlich in der Küche ab, wo allein vom Herd und von den Gasflammen etwas Wärme ausging, sodass man vor der ärgsten Kälte geschützt war. Es war auch dies und das zu reparieren, was bei dem Fliegerangriff und beim Umzug beschädigt worden war. Unser ehemaliges kleines Wohn- oder Kinderzimmer war angefüllt mit Möbeln, Bettwäsche und allem möglichen Gerät der in den oberen Stockwerken Wohnenden. Dies war eine Vorsorge für den Fall, dass bei einem eventuellen weiteren Bombenangriff womöglich nur das Parterre oder noch *eine* Etage stehen blieben. Dann wäre wenigstens das Notwendigste vorhanden gewesen. Die Nachbarin aus unseren Kindheitstagen wohnte noch wie ehemals uns gegenüber. Aber das anfänglich sehr gute Verhältnis war fast ins Gegenteil umgeschlagen. Überhaupt war die Stimmung im ganzen Haus sehr gespannt. Warum dies so war, ist mir bis heute unerklärlich. Die gemeinsame Not hatte hier nicht die Menschen zusammen geführt.

Das Weihnachtsfest stand bevor. Ich organisierte im Wald ein Tannenbäumchen, das wir in alter Tradition auf unsere Burg aufsteckten und schmückten. Dass es das letzte gemeinsame Christfest sein würde, damit haben wir alle drei bestimmt gerechnet, es aber nicht auszusprechen gewagt. Meine liebe Mutter bot in ihrer Stimmung eine Mischung aus Trauer um Werner - und Freude, dass ich (noch einmal?) da war. Meinem Vater spürte man an, dass er sich in seiner Haltung – ein Zusammenspiel von vaterländischer Verpflichtung und christlichem Glauben – vor uns und aller Welt verantwortlich wusste. Ich will nicht richten: denn wie war es um meinen Glauben bestellt? Es war bei ihm eher eine fromm

verbrämte zur Schau-Stellung der Überzeugung, dass nicht sein durfte, was war. Nur ja nicht eingestehen, wie man selbst zweifelte! Was war das für eine Einstellung, die in einem Brief zwischen der Äußerung: „Wir werden noch allerhand erleben und können nur sagen: ‘Gott sei uns gnädig’ und: ‘Wir wollen hoffen, dass wir siegen!’“ berichtete: „Hier müssen die Halbjuden (verschiedene angesehene und wohlhabende Leute mit Namen wie Canthal, Lossow usw. ) neuerdings Arbeiten verrichten wie Straßenkehren u. dergl.“ (Brief von Wilhelm Knopf an Ehepaar Strobel in Schmölln vom 28. 10. 1944). Noch einmal: Ich will auf keinen Fall verurteilen. Denn so ähnlich hätte ich ja auch schreiben können. Was waren wir überhaupt für Menschen, die solche Gegensätze in ihren Herzen vereinten!

Ob man in sechzig Jahren auch einmal so über *unseren* Glauben urteilen wird, wie wir es tun, wenn wir an diese Zeit zurückdenken? Denn: Was hat sich denn da grundsätzlich verändert? Die westliche Welt (es sind zwar „nur“ die Amerikaner und Engländer) versucht mit Feuer und Schwert - wie einst die Konquistadoren in Süd- und Mittelamerika das Christentum - heute die Demokratie in die islamische Welt zu bringen. Und Präsident Bush bekennt offen seinen christlichen Glauben, in dessen Namen das alles angeblich geschieht. – Und wie wir damals, in der Zeit des Dritten Reiches, zugeschaut haben, wie man mit Juden, Zigeunern und Andersdenkenden verfuhr, und uns bestenfalls nur im Stillen empörten - wie verhalten wir uns heute gegenüber den fürchterlichen Ungerechtigkeiten, Hunger, Krankheit und Not in der weiten Welt?

Aber ich wollte ja eigentlich vom Weihnachtsfest 1944 in Hanau bei meinen Eltern berichten. Mich hat halt der Gedanke überwältigt, der aus Bonhoeffers Worten klingt: Wie können wir gregorianische Gesänge anstimmen angesichts dessen, was alles in unserer Welt geschieht? –

Wie ganz anders sprachen uns gewisse Advents- und Weihnachtslieder in dieser besonderen Situation an! Unter den brennenden Kerzen des Weihnachtsbaumes haben wir sie gesungen: „O Heiland reiß

den Himmel auf“, insbesondere die Verse 4 und 6:

„Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,  
darauf sie all ihr Hoffnung stellt?  
O komm, ach komm vom höchsten Saal,  
komm, tröst uns hier im Jammertal.

Hier leiden wir die größte Not,  
vor Augen steht der ewig Tod.  
Ach komm, führ uns mit starker Hand  
vom Elend zu dem Vaterland.“ (eg 7)

Nach anderen Gesichtspunkten als früher wählten wir die Lieder aus. Der „Knabe im lockigen Haar...“ wäre hier fehl am Platze gewesen, es sei denn, wir hätten eine rührselige Stimmung gesucht. Ob wir so überhaupt noch einmal singen können? Aber aus: „Fröhlich soll mein Herze springen“ (eg 36) den Vers 7: „Die ihr schwebt in großem Leide, sehet hier ist die Tür zu der wahren Freude...“, *den* kann man singen – in allen Lebenslagen.

In den folgenden Tagen besuchte ich Verwandte und Freunde. Auch in unsere vorherige Wohnung schaute ich mal rein. Wenn mein Urlaub etwas länger gewesen wäre, hätte ich das Haus vielleicht wieder bewohnbar machen können. Jetzt aber wozu? Noch einmal die Wohnung wechseln? Am besten wäre es gewesen, wenn meine Eltern ganz von Hanau weg – aufs Land oder zu den Verwandten in Schmölln, einem Städtchen ohne strategische oder industrielle Bedeutung – gezogen wären. Aber die Dienstauffassung meines Vaters ließ das nicht zu. Und ob meine Eltern für den neuen Ort die Zuzugsgenehmigung oder, was noch wichtiger war, die Lebensmittelkarten und was sonst noch bewirtschaftet war, bekommen hätten, war kaum zu erwarten.

Den Rest meiner Urlaubszeit benutzte ich noch zu einigen Arbeiten, die meine Eltern nicht hätten verrichten können. Am 10. Tag brachte mich mein Vater nach einem schweren Abschied von meiner Mutter zum Hanauer Nordbahnhof, denn der Hauptbahnhof konnte wieder nicht angefahren werden. Meinen Vater sehe ich heute noch winkend zwischen den Gleisen stehen, denn der normale Bahnsteig war nicht zu

benutzen. Obwohl ich eine Fahrkarte Richtung Ost, nach Krakau, hatte, fuhr ich erst einmal in nördlicher Richtung, nach Giesen, und erst von dort über Eisenach, Dresden und Görlitz bis Breslau.

Es war der 31. Dezember. Den Anfang des Jahres 1945 wollte ich nicht im fahrenden Zug erleben. Es war auch nicht klar, ob ich überhaupt noch an diesem Tag weitergekommen wäre. Ich begab mich in die Stadt und suchte eine evangelische Kirche. Die Uhr rückte gegen Mitternacht. Ich weiß nicht, in welche Kirche ich schließlich geriet. Die Glocken läuteten zum Silvestergottesdienst. Ich war also genau richtig. Ich befand mich in einer seltsamen Verfassung. Hinter mir lag das Erlebnis des ganzen Elends meiner Eltern, vor mir ein Jahr in völligem Dunkel, von dem niemand wusste, was es uns bringen würde. Eine kleine Hoffnung bestand deshalb, weil immer wieder von offizieller Seite behauptet wurde, durch eine neue („sagenhafte“) Waffe würde sich unser Kriegsglück (oder -unglück) noch wenden. Es war auch für uns schlechterdings nicht vorstellbar, dass wir den Sowjets unterliegen sollten. Was uns in diesem Fall blühen würde, war gar nicht auszudenken. Fast beneidete man diejenigen, die in den vergangenen Kriegsjahren gefallen waren. Was blieb uns anderes übrig, als mit Paul Gerhard zu singen:

„Nun lasst uns gehn und treten  
mit Singen und mit Beten  
zum Herrn, der unserm Leben  
bis hierher Kraft gegeben.

Wir gehn dahin und wandern  
von einem Jahr zum andern:  
wir leben und gedeihen  
vom alten bis zum neuen.

Durch so viel Angst und Plagen,  
durch Zittern und durch Zagen,  
*durch Krieg und große Schrecken,  
die alle Welt bedecken.*“

(eg 58)

Am nächsten Morgen fuhr ich das letzte Stück bis Krakau und fand meine Staffel noch dort vor, und – meine

Versetzung war auch fällig. Am Abend war ich noch einmal bei Schwester Luise. Es war das letzte Mal! Der Abschied war schwer, besonders für Luise. Was ich erst viel später erfuhr: sie hatte in unserer Freundschaft mehr gesehen. Mir war das überhaupt nicht aufgefallen. Woran lag das?

War ich ein gefühlloser Klotz, oder hatte ich ganz einfach zu wenig Erfahrung im Umgang mit dem anderen Geschlecht? Wie bei Heida 1939 hätte ich vielleicht Freunde fragen sollen? Aber ich hatte auch gar keine Veranlassung, und von Liebe war schon garnicht die Rede gewesen.

*Doppelter „Rückzug“*

## *Doppelter „Rückzug“*

Bei der Staffel lag also meine Versetzung vor. Es war so weit. Aber – es ging nicht an die Front, wie bei den meisten Kameraden meines Alters, sondern noch weiter zurück in die Etappe. Der Fall verlief folgendermaßen: Ein Kraftfahrer in meiner Staffel, Willi Clasen, von Beruf Schreiner, hatte schon oft Aufbauten für Kraftfahrzeuge in unserer Gruppe repariert. Ich verstand mich mit ihm sehr gut; seine Frau sollte nach einem Bombenschaden in Mönchengladbach kurze Zeit bei meinen Eltern in Hanau wohnen. Seine Fertigkeiten hatten sich herumgesprochen, und so wurde er eines Tages von einem Kfz-Werkstattzug angefordert. Schweren Herzens verließ er uns. Als man dort eines Tages einen Kfz-Elektriker benötigte, meinte Willi Classen: In der Staffel, von der er gekommen war, sei ein Kraftfahrer, der Fachmann in Elektrik sei. Damit meinte er mich. So wurde auch ich von diesem Kfz-Instandsetzungszug angefordert und schließlich dorthin versetzt. Ich wurde gar nicht gefragt, sonst hätte ich erklärt, dass ich von Kfz-Elektrik kaum Ahnung hätte. Ab und zu hatte ich mal einen Scheinwerfer, der blinzelte, wieder in Ordnung gebracht. So viel wusste ich noch aus der Bastelzeit als Bub und aus meiner Mechaniker-Lehre. Aber, wie gesagt, ich wurde nicht gefragt, und da die neue Einheit zu den Luftnachrichten gehörte, wechselte ich auch noch die Farbe der Spiegel am Kragen des Waffenrocks von gelb in braun. Damit hatte ich fast alle Truppenteile der Luftwaffe durchlaufen: von der Flak (rot), über die fliegenden Staffeln (gelb) zur Luftnachrichtentruppe (braun). Willi Classen, dieser Filou, wollte aber eigentlich nur einen alten Kameraden bei sich haben.

Das ist ihm gelungen. Mir aber fiel das Herz in die Hose (oder in die Schuhe?), als ich sah, was da auf mich zukam. Denn als mir der Werkstattzug vorgestellt wurde (übrigens war er toll eingerichtet), stand auf einem gesonderten Fahrzeug ein Generator (Dieselmotor + Dynamo), bei dem am Rotor

alle Kabel losgelötet waren und in die Gegend starteten. Und da habe ich rundweg erklärt, dass dies auf gar keinen Fall etwas für mich sei. Zum Glück hatte Willi vor meinem Kommen tüchtig Reklame für mich gemacht (guter Kamerad, freundlich usw. ), sodass ein Automechaniker erklärte, das mache gar nichts. Er kriege das schon hin; ich solle ihm dabei helfen. Das habe ich getan und dabei recht schnell die Sympathie der übrigen und vor allem des Werkmeisters erworben. Außerdem kam der Zug schon gar nicht mehr zum Einsatz, weil in den Wirren des kommenden Rückzugs die Einheiten, für deren Betreuung wir zuständig waren, meistens nicht wussten, wo wir uns befanden.

Seinen Standort hatte der Kfz-Instandsetzungszug 9/VIII – das war unsere Bezeichnung – in der Nähe von Kakau und verlegte schon bald nach Krappitz in Oberschlesien. Bei einer Dienstfahrt ostwärts nach Oppeln machte ich einen kurzen Besuch bei einem der Pfarrer dort, der mit seiner Familie am Packen war: Der Russe sei im Vormarsch! Zwei Tage später konnte ich die Familie mit ihrem Gepäck zum Güterbahnhof fahren, wo ein Zug für zivile Flüchtlinge bereitstand. Ob und wie sie weggekommen sind, weiß ich nicht, denn nun war es auch für uns höchste Zeit, Krappitz zu verlassen. Das war schon deshalb schade, weil wir da in Privatquartieren untergebracht waren. Als wir uns weiter absetzten, nahmen wir unsere Quartierleute mit ihrem Notgepäck gleich mit; der Kanonendonner von der Front war bereits zu hören.

Der nächste Standort hieß Bolkenhain. Inzwischen war viel Schnee gefallen, und es war ein furchtbarer Anblick für uns, als wir auf der Straße die endlosen Kolonnen von Flüchtlingen, Bauern mit Pferdefuhrwerken und Städter mit kleinen Bollerwagen, Schubkarren oder sonstigen primitiven Transportmitteln, überholten, vorwiegend Frauen mit kleinen Kindern. Da wurde uns

plötzlich klar, dass dies der totale Krieg war, den Joseph Goebbels, der berühmte Propagandaminister, im Februar 1943 verkündet hatte: „Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt vorstellen können?“ Tausende von Versammlungsteilnehmern im Berliner Sportpalast sprangen von ihren Sitzen auf und schrien auf diese Frage begeistert „Ja, Ja!“ Die Rede endete mit dem Theodor-Körner-Zitat: „Nun Volk steh auf, und Sturm brich los!“

Ein weiteres Stück Kriegselend waren Arbeitskolonnen von Konzentrationslager-Insassen, die Schnee schippten oder Straßen reinigten. Sie waren in dieser Kälte mit nur einem dünnen Drillich dürftig bekleidet. An den Füßen trugen sie primitive Holzsandalen ohne Strümpfe. Unsere Unterkunft war kasernenartig. Wenn wir aus den Fenstern sahen, blickten wir unmittelbar auf den Appellplatz des Konzentrationslagers und mussten mitansehen, wie die Menschen behandelt wurden. Das Lager war mit doppeltem Stacheldraht umgeben, der Zaun war elektrisch geladen, und an den Ecken standen auf Wachtürmen bewaffnete Wachposten. Die Appelle dauerten immer wieder unendlich lang, und die Leute froren erbärmlich. Der Umgang der Aufsichtspersonen mit den Häftlingen war brutal. Sie trugen Knüppel, von denen sie eifrig Gebrauch machten. Jetzt wussten wir, was wir seither nur vermuteten. Dafür hatten wir also jahrelang gekämpft. Zur Empörung brachte uns das alles aber nicht. Immer noch waren wir der Überzeugung: wenn der Staat, ohne Anstoß bei der Justizbehörde zu erregen, so etwas tut, dann hat er auch seine Berechtigung dazu. Der Gedanke, der Staat könne auch kriminell sein, kam uns nicht.

Nach altem Brauch besuchte ich nach dem Gottesdienst den Pfarrer, der mich zum Abendessen in sein Haus einlud. Ich war der „Bruder Knopf“, bei der goldigen dreijährigen Tochter der „Onkel-Bruder-Knopf“. Wir hatten gute Gespräche miteinander, und es wurden mehrere solcher Abende. Ihn interessierte besonders unsere Gemeinde-Jugendarbeit in Frankfurt und Hanau. Etwas derartiges kannte er in Schlesien nicht. Als

wir Bolkenhain verließen, wo wir noch nicht einmal unsere Werkstatt aufgebaut hatten, trennten wir uns. Sicher musste er mit seiner Familie und Gemeinde auch bald vor den heranrückenden Russen fliehen. Er war ab den 60er Jahren der Leiter einer Diakonie-Anstalt in Norddeutschland.

Es war schon Februar, und ich hatte von meinen Eltern noch keine Post erhalten. Wie mochte es ihnen gehen? Warum sich manche Briefe an mich heute in meinem Besitz befinden, ist mir unerklärlich, denn alles, was ich an persönlichen Dingen besaß, ging in der Gefangenschaft verloren. Vielleicht wurde die Post von zu Hause in den letzten Kriegstagen nach Schmölln zur Information weiter geschickt. Und nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft haben Onkel und Tante mir diese Briefe zusammen mit meiner Post an sie selbst zur Verfügung gestellt. Sie alle sind mir heute eine wertvolle Hilfe, besonders im Hinblick auf die Datierung mancher Vorgänge.

Was meinen Eltern geschehen ist, entnehme ich einem Brief meines Vaters nach Schmölln vom 8. 1. 45: „Da Ihr vom Wehrmachtsbericht jedenfalls vom neuesten Angriff auf Hanau gehört haben werdet, will ich Euch schnell mitteilen, dass wir alle noch gesund sind. Aber sonst hat es uns schwer getroffen. Die beiden zusammengehörigen Häuser Leipziger Strasse 18/20<sup>15</sup> sind nun nur noch ein Schutthaufen, der hinterher auch noch in Brand geriet. Unter dem Schutt wird kaum noch etwas Brauchbares liegen, es sind gerade die Sachen, die wir am Nötigsten brauchen. Else ist natürlich darüber untröstlich. Es war eine furchtbare halbe Stunde am 6. 1. von 19 Uhr ab, und hinterher der Anblick grauenhaft: Alles in Flammen um uns herum [...] - Ich patrouillierte noch bis 4 Uhr auf der Straße, während Else in den nahen Luftschuttkeller ging. [...] Hanau sieht furchtbar aus. [...]“<sup>16</sup> Sonntag nahm uns Karl<sup>17</sup> auf. Wir freuten uns Sonntag Abend auf unsere Betten [...]. Kaum niedergelegt, kam Hauptalarm,

<sup>15</sup> beide ursprünglich 5-stöckig

<sup>16</sup> hier eine Schilderung der Schäden im Einzelnen

<sup>17</sup> Vaters Bruder

wieder mit Abwürfen, und ½ Stunde nach der Entwarnung mussten wir wieder heraus, bis wir gegen 12 Uhr zur Ruhe kamen. Aber wie wir gefroren haben! Dazu furchtbar verdreckt, kein Wasser, kein Licht und die Kälte [...]. Unsere guten Federbetten sind natürlich mit verbrannt, Else hat für sich als Kleidung nichts weiter als was sie auf dem Leibe hat [...]. Kurzum Leid und Elend wohin man sieht [...]. Trotzdem musste ich heute auf Wache, von wo ich bei Kerzenlicht diese Zeilen schreibe.“

Brief v. 25. 1. 45 an Strobel/Schmölln: „...Wir wohnen jetzt bei Karl auf demselben Flur, Küche u. 2 Zimmer [...]. Else kann sich mit dem Geschehenen gar nicht abfinden! Mit ihren Sachen hat sie allen Lebensmut verloren, nichts kann sie trösten“.

Brief v. Wilhelm Knopf an Strobel/Schmölln, 7. 2. 1945: „Die Sachen, die Ihr uns freundlicherweise anbietet, können wir natürlich gut gebrauchen, aber wir wollen uns grundsätzlich vorläufig nichts kommen lassen, da wir ja noch nicht ‚über den Berg‘ sind. Es kann uns stündlich wieder alles zusammen gehauen werden. Ein scheußliches Gefühl [...]. Ich bin mit meinem Los ganz zufrieden, wenn es nicht noch schlimmer kommt, aber Else kann sich nicht damit abfinden, es ist ein Jammer! [...] Soeben höre ich von Angriffen im sächs. thüring. Raum. Jetzt sind wir in Sorge um Euch. Nichts ist mehr sicher.“

Ein weiterer Brief meines Vaters – diesmal an mich – liegt vor. Er stammt vom 11. 2. : „Mein lieber Günter! Wir haben Deinen I. Brief aus Bolkenhain erhalten, der uns mit großer Freude erfüllt hat, weil er so manches Tröstliche enthält [...]. Aber auch darüber haben wir uns gefreut, daß Du immer und allenthalben wieder Anschluß an Menschen findest, die dir etwas bieten und mit denen Du brüderliche Gemeinschaft halten kannst. Du wirst nun inzwischen längst wieder von B. weg sein, aber wir haben die Gewißheit, dass Dich Gott auch anderwärts wieder solche Menschen finden läßt, so wie Er sie Dich eigentlich bis jetzt fast überall hat finden lassen, Leute, die wissen, worum es geht, und mit denen man auch mal über andere, höhere Dinge reden kann, als über das, wovon man im allgemei-

nen immer so spricht und klagt, was aber einem bald ‚zum Halse heraushängt‘ Trösten kann einen das alles nicht. Ich wollte, wir hätten gerade jetzt solche Menschen um uns herum, [...] so aber müssen wir sehen, wie wir allein mit unserem Gott fertig werden, in der Gemeinschaft geht das besser, deshalb ja auch die Kirche. Aber da sieht es bei uns z. Zt, auch böse aus [...]. Seit Anfang Dezember haben wir keine Gottesdienste mehr [...]. Ich bin der Meinung, dass man bald wieder in uns. Kirchen – wenn Gott sie erhält - Gottesdienst abhalten kann, denn es ist ja bis jetzt immer noch nichts weiter zerstört [...]. Mutter geht sonntags zu Pfr. Uloth in die Christuskirche, wo im Sälchen Gottesdienst abgehalten wird“.

Mein Vater an mich: „Hanau, 12. 2. 45 – Mein lieber Günter! Im Anschluß an unser gestrigen Brief noch einige Worte unter uns beiden: Wie ich Dir schon schrieb, ist Mutter über den Verlust unserer Habe untröstlich, sogar ganz verzweifelt. Es ist ein Jammer, das ansehen und anhören zu müssen. Früh im Bett geht es schon los, da möchte sie gerne aufstehen, es graut ihr aber vor allem. An hundert Kleinigkeiten denkt sie den Tag über und bricht darüber jedesmal in Tränen aus. Es ist nicht allein der Verlust der Sachen, sondern die schreckliche Angst vor den kommenden Dingen. Gewiß ist es ja auch grauenhaft, was man da hört! [...] Aber muß es denn auch uns so gehen? Da kann man doch mindestens erst mal abwarten, wie sich alles weiterentwickelt. So viel Gottvertrauen muß man doch aufbringen, zumal wenn man wie Mutter alle Sonntage zur Kirche geht. Daran darf man sie aber nicht erinnern. So leid sie mir tut, mußte ich wiederholt grob werden, weil sie gütliches Zureden ablehnt. Ihr einziger Trost wäre jedenfalls, wenn man auch mit jammern würde. Aber das geht doch nicht. Wir sind doch immer noch erträglich untergebracht und können die Haushaltgegenstände der Wohnungsinhaber bis auf weiteres benutzen. Das drückt sie aber auch wieder und vor allen Dingen die Enge der Küche, und daß es mehr Dreck gibt als in uns. früheren Wohnungen. Es ist eben ein altes Haus, und die Kücheneinrichtung ist auch alt und verbraucht. Wenn das so weiter geht, macht

sich Mutter noch krank, aber sie will ja sterben, [...] wir würden auch ohne sie fertig, das sähe sie ja an mir, wo ich verhältnismäßig so gleichgültig dem Verlust gegenüber sei. Was soll man nun dazu sagen! [...] Mit dem Verlust ihrer Habe ist Mutter direkt an ihrem Lebensnerv getroffen worden, etwas Schlimmeres konnte ihr anscheinend nicht passieren. Gewiß, es wird Übermenschliches von einer Frau zur Zeit verlangt, [...] in den ersten Wochen war es furchtbar, als Mutter im hohen Schnee und bitterer Kälte zu allerhand Ämtern mußte und oft verkehrt geschickt wurde. Da hat sie mir wirklich leid getan, und ich habe mir ein paar Mal halbe Tage frei geholt, um ihr manches abzunehmen. [...] Versuche Du bitte mal Mutter zu trösten, erwähne aber nichts von diesen Zeilen...“

Aus einem Brief meines Vaters vom 17. 2. geht hervor, dass ich zu diesem Zeitpunkt vom Schicksal meiner Eltern noch keine Kenntnis hatte. Eine telegraphische Anfrage meinerseits muss achtzehn Tage in Hanau bei der Post gelegen haben, bevor sie am 7. 2. endlich zugestellt wurde. Kein Wunder! Denn die Post ist bei den Luftangriffen mehrmals ausgebombt worden. Es ist daher erklärlich, dass mein Vater immer wieder Briefe abgeschickt hat, die mich nicht erreichten. Der Inhalt ist verständlicherweise in verschiedenen Worten immer wieder derselbe.

Meiner Mutter schrieb ich zu Ostern 1945 folgenden Brief (in Auszügen), den sie aber nicht mehr erhalten hat. Ich sandte ihn nach Schmölln, da ich mir nicht denken konnte, dass sie noch in Hanau ausgehalten hat: „Meine liebe Mutter! Als ich vor Tagen den letzten Brief nach Hanau absandte, konnte ich noch nicht ahnen, welches Schicksal unserer Heimatstadt bevorstand. Nun ist es schon längst Tatsache, was ich immer noch nicht fassen will: Der Feind bei Gelnhausen und Alzenau; also Hanau im feindl. Hinterland. [...] Ich sende diese Zeilen nach Schmölln, weil ich wenigstens Dich, meine liebe Mutter, dort vermute. Vater wird wohl zum Volkssturm einberufen

sein<sup>18</sup>. – Meine Wünsche zu Deinem Geburtstag, meine liebe Mutter, habe ich in jenem Brief nach Hanau zusammengefaßt. Er wird wohl nie zu Dir kommen. So sage ich hier noch einmal, was mich zu diesem Tag bewegt. Zuerst danke ich Gott für Dich; für all das Liebe und Gute, das ich durch Dich empfangen durfte. Ich bitte IHN, dass er Dich mir erhalten wolle, dass auch ich einmal der Gebende werden kann. ER wolle Dich als Sein Kind annehmen und nach allen Schrecknissen und Leiden Dir Seinen Frieden schenken, jenen Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft. Mein sehnlichster Wunsch für Dich, meine liebe Mutter, ist der: Dich auch auf dem diamantenen Fels stehend zu wissen, der einst unseren Werner trug und trägt, auf dem auch ich mein Leben zu bauen gewillt bin, den uns nicht Not, Leid oder Tod rauben kann: Unser Herr Jesus Christus. [...] Wir werden noch viel Kraft brauchen, das Leid dieser Zeit hat seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, und niemand weiß, wohin wir noch geführt werden. Für uns gilt das Wort des Wandsbeker Boten: Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns halte, wenn wir leben und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen. [...] Viel lieber wollte ich Dir das alles sagen als schreiben. Wenn es Sein Wille ist, so sehen wir uns wieder. - . . . So umarme ich Dich herzlich, meine liebe, liebe Mutter Du, und sage Dir, wie lieb und wert Du mir bist. – Ich grüße und küsse Dich und Vater [...] und bleibe Dir so treu und dankbar verbunden [...]

Dein Günter

Trotz dem alten Drachen!  
Trotz dem Todesrachen!  
Trotz der Furcht dazu!  
Tobe Welt und springe,  
Ich steh' hier und singe  
In gar sich'rer Ruh!  
Gottes Macht hält mich in Acht.  
Erd und Abgrund müssen scheuen  
Ob sie noch so dräuen!“ (eg 396, 3)

<sup>18</sup> Vater äußerte diesbezügliche Erwartungen in früheren Briefen.

Inzwischen wurden wir von Bolkenhain über einen Ort, den ich nicht mehr weiß, nach Ruhland verlegt, ungefähr fünfzig Kilometer südwestlich von Cottbus. Hier bauten wir unsere Werkstatt noch einmal zünftig auf. Für mich als Elektriker gab es zum Glück keinen komplizierten Arbeitsauftrag. So wurde ich erneut Cheffahrer, allerdings auf dem kleinsten „Kübel“, der in der Deutschen Wehrmacht fuhr, dem VW. So klein wie er war: er war ein interessantes Fahrzeug. Die Werkstatt hatte ihn total aus Teilen unseres Ersatzteillagers aufgebaut – eigentlich stand er uns nicht zu. Viel gab es für mich nicht zu fahren. Der Chef, ein Oberleutnant, war ein ruhiger Vertreter. Er hatte in der Ruhland-Zeit seine Frau kommen lassen, da sie sich in Halle/Saale wegen der ständigen Bombenangriffe zu gefährdet sah, zumal sie ein Kind erwartete. Wir reparierten Fahrzeuge, auch wenn sie nicht zu unserem Einzugsbereich gehörten, und machten uns sogar im zivilen Sektor nützlich nach der Methode: Wäsche waschen gegen Reparatur eines tropfenden Wasserhahns.

Mitten im Ort, auf einem kleinen Platz, standen wir wie ein kleiner Zirkus. Den notwendigen elektrischen Strom entnahmen wir dem Ortsnetz und brauchten daher nicht unseren Generator. Die Bürger des Ortes wagten ab und zu ein kleines Schwätzchen; besonders nett war dies, wenn die Person weiblich war. Es war ein friedlicher und beschaulicher Betrieb, und man dachte kaum daran, dass in nicht so großer Entfernung die Hölle los war. Luftalarm gab es auch einige Mal. Die Angriffe galten den nahen Hydrierwerken Lauchhammer, Senftenberg, Spremberg und Hoyerswerda. Ruhland war höchstens als kleiner Bahnknotenpunkt interessant. Eines Abends wurden wir, das heißt mit mir noch vier Kameraden, von einer Mädchengruppe zu einem Abendessen eingeladen. Es ging recht lustig zu, und uns harmlosen Mannspersonen wurde es wärmer und wärmer. Wir waren nicht auf Abenteuer aus, aber das erste Mädchen saß schon einem von uns auf dem Schoß. Wir wollten nicht unfreundlich sein und die Mädchen düpierten. Zum Glück heulte plötzlich die Sirene Luftalarm. Das war für uns

der willkommene Anlass zur Flucht. Wir mimten die eifrigen Soldaten – und verschwanden.

Schließlich ging auch diese Zeit zu Ende, und wir verlegten in das Gebiet von Böhmen und Mähren, wie das heutige Tschechien damals hieß. Die Fahrt ging über Dresden, und wir sahen noch die Folgen des verheerenden Luftangriffs vom 13. u. 14. Februar auf diese schöne Stadt. In der Gegend von Kolin bauten wir zum letzten Mal unsere Werkstatt auf. Aufgrund welchen Planes wir verlegten, war uns unerfindlich. Verbindung mit den Einheiten, für die wir zuständig waren, hatten wir schon längst nicht mehr. Der Raum zwischen den Russen im Osten und den Alliierten im Westen wurde immer enger; aber das war uns eigentlich nicht so richtig bewusst. Pflichtgemäß bauten wir auf, obwohl es eigentlich kaum etwas zu tun gab. Es tauchte die Frage auf, was das eigentlich noch soll? Ob es nicht besser wäre, sich in westlicher Richtung abzusetzen. Aber wenn etwas noch funktionierte, so war das die Feldpolizei. Die sah man auf der nahegelegenen Landstraße hin- und herpatrouillieren. Mit denen war nicht gut Kirschen essen. Man sah auch gelegentlich einzelne Landsers Richtung Westen ziehen, vor allem Anfang Mai. Es war klar, dass dies nicht mehr lange gut gehen konnte. Aber wir hatten keinen Befehl. Es wurde zwar gemunkelt, es liefen Verhandlungen zwischen den Amerikanern und höheren Dienststellen auf unserer Seite. Auf keinen Fall wollten wir in russische Kriegsgefangenschaft geraten. Die war uns in all den Jahren als das Schlimmste geschildert worden, was uns passieren könnte.

Am frühen Morgen des 8. Mai wurden wir alarmiert. Die gesamte Werkstatt mit allen Fahrzeugen sollte gesprengt werden. Nur ein Mannschaftswagen zum Transport unserer Leute blieb verschont. Ich fuhr den VW mit dem Chef, hinten saß dessen Frau. Ich sehe heute noch den Blitz, der entstand, als wir die Elektro-Zentrale von der Freileitung des Ortsnetzes wegzogen und das Kabel abriss. Das Herz blutete uns, als unser schöner Werkstattzug – ein Wagen nach dem anderen – in die Luft gesprengt

wurde. Die schönen Werkzeugmaschinen, unser Generator (inzwischen wieder funktionsfähig), das Ersatzteillager mitsamt dem umfangreichen Werkzeug hätten die Grundlage sein können für den Wiederaufbau eines kleinen zivilen Unternehmens nach all den Zerstörungen des Krieges. Es war ein unbeschreiblicher Wahnsinn.

Wir setzten uns mit unseren zwei Fahrzeugen in südwestlicher Richtung in Bewegung. Noch ein Blick zurück auf unseren brennenden Werkstattzug. Was stand uns nun bevor? Auf der Landstraße reihten wir uns in einen immer größer werdenden Strom von Fahrzeugen ein, die alle, Prag südlich umgehend, in *eine* Richtung fuhren. Von meinem Chef erfuhr ich gesprächsweise, tatsächlich sei bei einer Verhandlung zwischen unserem Fliegerkorps oder irgend einer höheren Kommandostelle und den Amerikanern festgelegt worden, dass – wenn wir bis zum 9. Mai die Demarkationslinie zwischen Russen und Alliierten überschritten hätten – wir als Gefangene bei ihnen anerkannt würden. Es muss eine internationale Regelung gegeben haben, dass man Gefangener dessen wird, gegen den man gekämpft hat. Insofern war diese Regelung legal, weil zum Beispiel Maschinen unseres Fliegerkorps nicht nur gegen die Russen, sondern auch durch die Nähe der Front im Westen gegen die Alliierten Einsätze geflogen hatten. Inwieweit wir überhaupt nach der Kapitulation des deutschen Gesamtgebietes im juristischen Sinne als Gefangene und nicht als Internierte zu gelten hatten, war eine theoretische Diskussion ohne praktischen Wert. Wir waren wehrlos ausgeliefert und konnten froh sein, wenn wir nicht russische Kriegsgefangene wurden.

Ganz wehrlos waren wir übrigens noch nicht. Es war schon dunkel geworden auf unserer Fahrt gen Westen. Es muss in der Gegend von Tabor gewesen sein, da wurde weiter vorne unsere Kolonne plötzlich gestoppt. Tschechische kommunistische Partisanen verlangten, wir sollten umdrehen und in Richtung Osten fahren, zum Russen. Das kam natürlich für uns überhaupt nicht in Frage. Gütliches Zureden half nicht. Da fiel der erste Schuss, und das war das Zeichen

für uns, dass wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die Durchfahrt erzwingen. Die Tschechen hatten keine Chance, denn wir waren nicht nur zahlenmäßig überlegen. Welches Feuer ihnen da entgegen schoss, ist kaum zu beschreiben. Die Fahrt nach Westen ging also weiter.

Im Morgengrauen erreichten wir bei Pisek die Moldau – hier war angeblich die Demarkationslinie zwischen Ost und West. Unsere einzigen Waffen waren Gewehre und Pistolen. Wir machten sie unbrauchbar, indem wir die Schösser entnahmen und sie bei der Fahrt über die Brücke in hohem Bogen in den Fluß warfen. Am anderen Ufer lieferten wir, was wir noch an Waffen hatten ab – auch die Seitengewehre.

Das also war für uns das Ende des Krieges. Die große Ungewissheit: „wie geht's weiter?“ ließ keinen lauten Jubel aufkommen, höchstens eine stille, tiefe Freude, dass das große Morden nun endlich aufhören würde. Wir hatten diesen Krieg verloren, daran war nicht zu rütteln. Wir dachten an den eigentlich nicht ernst zu nehmenden Satz, den gelegentlich Soldaten als Galgenhumor ausriefen: „Kameraden, genießt den Krieg; der Frieden wird fürchterlich!“ Konnten wir von den Amerikanern Ritterlichkeit uns gegenüber erwarten?

Zunächst wurden wir weiter in Richtung Strakonitz geleitet und nach einigen Kilometern über einen Feldweg auf eine Waldlichtung gewiesen. Der vordere Teil der Kolonne fuhr weiter in Richtung Strakonitz. Wir waren nicht viel mehr als zweihundert Soldaten der verschiedensten Waffengattungen, darunter einige Rotkreuz-Schwester und Nachrichten-Helferinnen. Uns wurde bedeutet, wir sollten uns hier auf ein paar Tage einrichten. Mit unseren Dreiecks-Zeltbahnen bauten wir ein kleines Zeltdorf auf.

Die Wiese durchfloss ein kleiner sauberer Bach. Lebensmittel und Kochgerät hatten wir mitgenommen, und schon stiegen einige Rauchfahnen der Kochstellen zum wolkenlosen Himmel auf. Man hätte meinen können, hier entsteht ein zünftiges Jugendlager, denn Wachposten oder gar Stacheldraht waren nicht zu sehen – sie waren auch nicht nötig. Bessere Methoden hielten

uns von Fluchtversuchen ab: Es sprach sich herum, dass bewaffnete Tschechen jeden deutschen Soldaten, den sie aufgriffen, sofort „umlegten“, und amerikanische Soldaten, die ab und zu unser Lager durchstreiften, erklärten, wir würden ganz sicher bald entlassen. Hauptsache, der Krieg war zu Ende.

Woher wir die Benzinpumpe hatten, weiß ich nicht. Mit ihr bauten wir am Unterlauf des Bächleins eine Dusche. Mit ein paar Decken wurde ein Duschaum geschaffen. Die Anlage erfreute sich regen Zulaufs. Zu zweit nur funktionierte der Betrieb: eine(r) pumpte, der (die) andere duschte und umgekehrt. Als ich eines Tages duschen wollte, sah ich, dass unten am Bach schon jemand stand. Also unterließ ich es, mir erst noch einen Kumpanen zu holen. Wir duschten also wechselseitig, und ich dachte mir beim Anblick meines Pumpmeisters: Der sieht eigentlich jugendbewegt aus. In der Tat gab es einen Typus, dem man ansah, wenn er aus einer Jugendgruppe kam. Ich sagte nichts. Aber mein Dusch-Kamerad meinte, als wir zu den Zelten zurückgingen, ob ich nicht vielleicht in einer Jugendgruppe gewesen sei. Es stellte sich heraus, dass wir beide im BK<sup>19</sup> gewesen waren.

Am Abend trafen wir uns an einem einsameren Platz. Er brachte seine Bibel mit und ich die meine, und nun entspann sich ein gutes Gespräch über unsere Vergangenheit, und was wir alles insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem NS-Staat und mit der Hitler-Jugend erlebt hatten. Es stellten sich eine ganze Reihe von Parallelen heraus. Albrecht Sproedt – so sein Name – war Truppenarzt. Seine Einheit hatte er im Trubel der Kolonnenfahrt Richtung Pisek verloren, und nun war er überglücklich, dass sein Alleinsein durch unser Zusammentreffen zu Ende war. Gesprächsstoff gab es ja genug, wenn auch unsere Zukunft noch recht dunkel war.

Sein Vater war Pfarrer in Wuppertal. Er hatte zu ihm ein besonders herzliches Verhältnis und erzählte viel von ihm. Im Mittelpunkt dessen, was er von ihm berichtete, standen die fünf Kapitel des 1. Johan-

nesbriefes, und mir sind noch sehr gut im Gedächtnis die Stellen: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, dass wir Gottes Kinder sollen heißen!“ (Kapitel 3, 1), „...So uns unser Herz verdammt, Gott größer ist denn unser Herz“ (3, 20), „...Darin steht die Liebe, nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat...“ (4, 10) und „...wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (4, 16).

Über diese Gespräche kamen wir zum gemeinsamen Bibellesen. Albrecht hatte noch seinen BK-Bibelleseplan dabei, den auch ich in den ersten Kriegsjahren benutzt hatte. Nie zuvor war mir eine Gebetsgemeinschaft so folgerichtig, echt und unserer Lage angemessen erschienen wie hier. Wieder schien sich in diesem Zusammensein das Wort zu bewahrheiten (Matth. 18, 20): „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Im Werkstattzug hatte ich eigentlich durchaus einen Kameraden, mit dem ich mich in Glaubensfragen gut verstand. Aber er war mir zu pietistisch; heute würde man sagen zu fundamentalistisch. Mit Albrecht Sproedt hatte ich die gleiche Wellenlänge. Stutzig wurden wir, als wir auf der nahen Straße russische Truppen vorbei fahren sahen. Einige Soldaten kamen auch in unser idyllisches Lager und liefen umher. Plötzlich interessierten sie sich für unseren VW. Sie bedeuteten uns, unsere Sachen heraus zu nehmen und verschwanden mit unserem Goldstück. Da niemand von uns richtig russisch sprechen konnte, blieb uns nichts anderes übrig, als tatenlos zuzusehen. Durch diesen Zwischenfall waren wir erheblich verunsichert; als aber die Amerikaner uns beruhigten und Entlassungsscheine mitbrachten, machten wir uns weiter keine Sorgen. Es wurden Leute gesucht, die englisch sprechen konnten. Da meldete ich mich natürlich auch. Landwirte sollten zuerst entlassen werden. Diesmal konnte ich mich ja mit gutem Gewissen melden.

Wohin der Fahrer eines Funkwagens verschwunden war, wusste niemand. Ich belegte sogleich das Fahrerhaus als meine

---

<sup>19</sup> Schülerbibelkreis

zukünftige Schlafstätte, da es mir im Zelt zu eng wurde. Abends traf ich mich mit Albrecht, und wir sahen recht ruhig in die Tage, die da kommen sollten. Wir stellten an die Amerikaner den Antrag, mit dem Lager in Strakonitz, von dessen Existenz wir inzwischen erfahren hatten, vereinigt zu werden. Die immer wieder vorbei fahrenden

Russen ließen es uns geraten erscheinen, so weit wie möglich von der Demarkationsgrenze weg zu kommen. Aber die Amerikaner erklärten, es gebe keinen Anlass zur Beunruhigung, und wir würden ja bald entlassen. Als Beweis ließen sie die Entlassungsscheine zurück, die wir einstweilen ausfüllen sollten.



*Der Weg  
in die Hölle (?)*

## *Der Weg in die Hölle (?)*

Eines frühen Morgens klopfte es an das Fenster meines neuen Quartiers. Es war noch etwas duster. Ich traute meinen Augen nicht: Der da klopfte und nun auch laut schrie, war ein Russe! Das ganze Lager war im Nu wie ein Ameisenhaufen. Durch einen Dolmetscher wurde uns mitgeteilt, 10 Uhr sollten wir mit allen Fahrzeugen, die wir noch hatten, auf der Straße Richtung Pisek abfahrbereit stehen. Es dauerte nicht lange, da versuchten die ersten durch das nahe Kornfeld zu fliehen. Sie kamen nicht weit und wurden durch gezieltes Gewehrfeuer zum Anhalten aufgefordert. Jetzt erkannten wir auch, dass auf der naheliegenden Bergkuppe amerikanische Schützenpanzerwagen aufgefahren waren, die ebenfalls das Feuer auf Flüchtende eröffneten und auf sie wie auf Hasen schossen. Im Lager war die Konfusion perfekt. Ein deutscher Offizier, der seine Familie dabei hatte wie mein Kompanieführer seine Frau, beging Selbstmord, nachdem er seine Frau und Kinder erschossen hatte. Ich beriet mich mit Albrecht, der meinte, fliehen sei jetzt nutzlos. Dieser Ansicht war ich auch. Wir setzten uns etwas seitwärts des Lagers. Welchen Text wir in diesen Minuten in unserer Bibel lasen, weiß ich heute nicht mehr. Wir beteten und baten Gott, er möge uns leiten und gnädig sein. Dann packten wir unsere Sachen und machten uns fertig zur Abfahrt. Einige der Flüchtenden waren verletzt. Sie wurden durch Albrecht notdürftig versorgt. Ein Soldat mit einem Kopfschuss war dabei, und wir betteten ihn auf einen der Lkws. Es war klar, dass er den Abend nicht überleben würde.

Pünktlich um 10 Uhr setzte sich unsere kleine Kolonne in Bewegung. Die Fahrt ging nicht in westlicher Richtung, sondern zuerst nach Osten und dann nach Süden. Genau genommen hatten wir keine Ahnung, wohin die Reise ging, da wir nicht die geringste geographische Kenntnis und schon gar nicht eine Landkarte besaßen. Wir rechneten mit dem Schlimmsten und

waren so Opfer unserer eigenen Gräuelpaganda. In den Ortschaften, die wir durchfuhren, hatten oft russische Truppenteile Quartier bezogen. Die Soldaten begrüßten uns johlend mit „Woina kaputt!“ (Krieg kaputt). Auf den Landstraßen sahen wir immer wieder bewaffnete tschechische Zivilisten, die aus ihrer feindseligen Haltung uns gegenüber keinen Hehl machten.

Bevor die Dämmerung hereinbrach, machte die Kolonne auf einer Waldwiese Halt und bildete so etwas wie eine Wagenburg. Zum Glück hatten wir noch einige Verpflegung (Dosen und Knäckebrot) dabei, denn es gab sonst noch nichts zu essen. Albrecht und ich sicherten uns einen Schlafplatz auf dem Dach des Funkwagens, der uns mit einem kleinen Gitter vor dem Herunterfallen bewahrte. Russische Posten patrouillierten mit Kalaschnikows im Anschlag. Zum Zeichen, dass sie geladen waren, schossen sie ab und zu in die Luft. An Schlaf war zunächst nicht zu denken. Was würde der nächste Tag bringen? Welche Möglichkeiten bestanden überhaupt noch, einem schlimmen Schicksal zu entgehen? Wie konnte man den Angehörigen in der Heimat signalisieren, dass man – zwar als Gefangener – noch lebte? Fieberhaft wurde dieses und jenes erwogen – immer mit dem einzigen Ergebnis, dass wir wehrlos einem unbekanntem Schicksal ausgeliefert waren. Für eine Flucht kam überhaupt nur noch diese Nacht in Frage. Wer weiß, in welchem Lager hinter Stacheldraht wir uns morgen Abend wiederfinden würden? Fragen über Fragen...

Es war schon dunkle Nacht, als ich Albrecht aus seinen Grübeleien mit meinen Gedanken herausholte: Ob er mit mir die Flucht wagen würde? Es dürfte nicht schwer sein, zum Beispiel in der Lücke zwischen zwei Wachgängen des russischen Postens in den nahen Wald zu verschwinden. Nach längerem Nachdenken stimmte Albrecht meinen Gedankengängen zu, ohne das in Erwägung zu ziehen, was gegen diesen

Plan sprach: die Tatsache, dass wir nicht wussten, wo wir uns befanden, in welcher Richtung wir uns absetzen mussten. Auch an die Gefahr, den herumstreunenden Tschechen in die Hände zu fallen, dachten wir nicht. Sie veranstalteten auf deutsche Landser geradezu eine Treibjagd und machten von der Waffe sofort Gebrauch. All diese Überlegungen stellten wir damals in unserer verzweifelten Situation gar nicht an.

Aber Albrecht meinte, vor Gott könnten wir einen solchen Plan nicht verantworten und auch nicht mit seiner Hilfe rechnen. In dieser Situation gehörten wir ganz einfach zu unseren Kameraden, die ja ganz genau wüssten, was wir glauben und wer wir sind. Wir würden, gerade wenn es zum Schlimmsten käme, von ihnen gebraucht. Unserer Verantwortung könnten wir uns nicht entziehen. Diesen Gedanken konnte ich nichts entgegen setzen. War es Wut oder Verzweiflung? Ich heulte hemmungslos in mich hinein. Allein zu fliehen war ganz und gar aussichtslos. Das Unternehmen mit einem Kameraden meiner Einheit zu wagen, kam mir nicht in den Sinn. Es war auch keiner dabei, den ich so gut kannte, um mit ihm ein solches Wagnis einzugehen. Schließlich schlief ich ein – dem neuen Tag entgegen.

Die Fahrt ging also weiter in südlicher Richtung und endete in einem Waldlager in der Nähe von Neu-Bistritz. Auch hier gab es keinen Stacheldraht. War es ein Glück, dass wir damals nicht wussten, wie nahe von hier die österreichische Grenze lag? Es waren nur wenige Kilometer! Aber was hätte es uns genutzt? Russische Truppen waren überall, und ob uns die Österreicher geholfen hätten, wage ich heute noch zu bezweifeln. Von der Begeisterung aus der Zeit des Anschlusses ans Reich 1938 war nicht mehr viel übrig geblieben; hier und da wurde schon geäußert, dass man nur unter einem gewissen Zwang damals zugestimmt hätte. Manche der österreichischen Mitgefangenen begannen schon bald, an ihren Mützen rot-weiß-rote Abzeichen zu tragen. Genützt hat es ihnen nur ganz wenig. Es galt hier das alte Sprichwort: Mitgegangen – mitgefangen – mitgehangen.

Unsere Fahrzeuge wurden auf einem riesengroßen Parkplatz zu anderen abge-

stellt. Mit unserem Gepäck, das wir noch hatten, bezogen wir einen Teil des großen Areals, in dem sich einige Tausend Gefangene befanden. Wieder bauten wir unsere Zelte auf. Da für die vielen Menschen nur ein paar Wasserhähne zur Verfügung standen, gruben wir uns einen Brunnen, der auch in geringer Tiefe schon Wasser brachte. In einer kleinen Gruppe schlichen wir noch einmal zurück zu unseren Fahrzeugen, die von russischen Posten bewacht wurden, und holten dort vorhandene Lebensmittel, vor allem einen Sack Zucker, in unser Zeltlager. Das Glück mit unserem Brunnen währte nicht lange. In einer Nacht wuschen sich darin einige fremde Mitgefangene und verschmutzten damit das gesamte Wasser.

Bei uns war unser Chef und Oberleutnant mit seiner hochschwangeren Frau. Außerdem tauchten auch ein paar Mädchen wieder auf, die wir von Krappitz in Schlesien mitgenommen hatten und die sich als Soldaten tarnten. Albrecht meldete sich bei der Lagerkommandantur als Arzt und bekam auch sofort Arbeit. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Das hätte aber bedeutet, das ich von meinen Kameraden getrennt worden wäre. Und ob ich auf Dauer bei Albrecht hätte bleiben dürfen, das war ungewiss. Ich lehnte also schweren Herzens ab. - Da wir immer noch erhebliches Gepäck in unseren Rucksäcken hatten, versuchte ich, mit einer Feldkabeltrommel so etwas wie einen Wagen zu bauen. Diese Sorge nahmen uns aber bald die Russen ab, indem sie bei der ersten Filzung einen großen Teil konfiszierten.

Eines Tages wurden Marschkolonnen in Fünferreihen aufgestellt. Albrecht war zu einer anderen Hundertschaft eingeteilt. Wir verabschiedeten uns vorsichtshalber – und das war gut: Wir sahen uns nie wieder. Zu Fuß setzten wir uns in Bewegung. Immer noch bei uns war die Frau unseres Chefs. Es gelang ihm, ein von deutschen Offizieren mit russischer Genehmigung fahrenden Geländewagen anzuhalten und zu erreichen, dass seine Frau von ihnen aufgenommen wurde. Sie versprachen hoch und heilig, für eine Unterbringung in einem Lazarett zu sorgen. Sie hielten nicht Wort. Es

wurde bekannt, dass sie auf ihrer Weiterfahrt ein paar deutsche Nachrichtenhelferinnen aufgelesen und die schwangere Frau ausgeladen hatten. Sie musste daraufhin ihr Kind im Straßengraben zur Welt bringen.

Nach zirka fünfunddreißig Kilometern übernachteten wir im Freien bei Trebon (Wittingau). Das war ungefähr die Hälfte der Gesamtstrecke nach Budweis. Hier traf ich Fritz Haufler, den Dolmetscher während meiner Stuka-Zeit. Als Lkw-Fahrer hatte ich mit ihm so manche Versorgungsfahrt gemacht, bei der wir durch seine Russisch-Kenntnisse immer günstige Übernachtungen in Privat-Quartieren fanden. Er stammte aus Taganrog und besaß als Volksdeutscher die russische Staatsbürgerschaft. Dies ist ihm sicher zum Verhängnis geworden, denn er kehrte aus der Gefangenschaft nicht zurück.

Auf dem Marsch durch die tschechischen Dörfer erlebten wir sehr oft den Hass der Bevölkerung. Nicht selten mussten uns die russischen Begleitmannschaften vor deren Angriffen schützen. Dieses Verhalten war uns eigentlich rätselhaft, denn noch wussten wir nichts von den fürchterlichen Ausschreitungen, die sich die deutsche Besatzung, besonders die SS, hatte zuschulden kommen lassen. Der Name Lydice wurde uns erst in der Gefangenschaft bekannt. Dort hatte man ja als Vergeltung für das Attentat auf den Chef der Gestapo und Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, Reinhard Heydrich, im Juni 1942 die Zerstörung dieses Ortes angeordnet und alle Männer umgebracht.

Schließlich erreichten wir Budweis, wo wir erstmalig in ein Gefangenenlager mit Stacheldraht einmarschierten. Es wurde also ernst. Eine große Enttäuschung erlebten wir, als unsere Offiziere von uns getrennt wurden und bessere Verpflegung erhielten. Dies blieb so die gesamte Gefangenschaft über. Vom Major aufwärts brauchten sie sogar nicht zu arbeiten. Das war also eine schöne Kostprobe vom sowjetischen Arbeiter-Paradies! Sie bekamen in Budweis sogar ihre alte Befehlsgewalt über uns zurück. Was befahlen sie als erstes? In der Zeit zwischen den Mahlzeiten wurde exerziert – zur Aufrechterhaltung der Manneszucht (wie es so schön vor und während

des Krieges hieß). Das war der Gipfel! Wir Unteroffiziere sorgten allerdings für den nötigen „Ernst bei der Sache“, sodass den Herren nichts anderes übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Am Bahnhof Budweis wurden wir in Güterwaggons verladen: zwei schmale Fenster oben quer – und ein Blechtrichter auf einem Loch im Boden neben der Schiebetür; das war die Behausung für sechzig Gefangene während der nun beginnenden achtwöchigen Fahrt. Mit Spannung verfolgten wir die Route: sie führte über Wien, Budapest und Bukarest nach Constanza südlich der Donaumündung ins Schwarze Meer. Zweimal war Etappe. Lebhaftige Erinnerungen kamen bei mir auf an Berichte von Gefangenentransporten in sibirische Strafärbeitslager, wie sie Edwin Erich Dwinger in seinem Buch „Wenn die Dämme brechen“ beschrieb. Nun waren die Dämme gebrochen. Und die Fluten trugen uns nach Osten. Wohin? Noch erkannten wir nicht, dass mit der Gefangenschaft für uns auch eine Befreiung begann von dem „glorreichen Schwindel“ und den unsagbaren Verbrechen des Dritten Reiches. Dass wir den Krieg einmal verlieren könnten, das war für uns während der Dauer des Krieges schlechterdings unvorstellbar. Jetzt war es Wirklichkeit. Und wir fühlten uns immer noch im Recht. Denn noch war uns zum Beispiel der ganze Umfang des Völkermordes nicht bekannt, den wir ausgelöst hatten.

Die erste Etappe war in Ungarn, und in diesem Lager herrschten unter sowjetischer Regie ungarische Gefangene, die an uns Deutschen ihr Mütchen kühlten. Offenbar wollten sie den Russen zeigen, wie sehr sie uns hassten und eigentlich nur von uns zur Teilnahme an dem Krieg gezwungen worden waren. Der dicke Knüppel war die Lagerordnung. Oft nur im Dauerlauf ging es von der Dusche zur Entlausung und von dort zum Essenempfang. Die Nacht verbrachten wir dicht gedrängt auf mehrstöckigen Pritschen, sodass wir froh waren, als wir wieder zur Weiterfahrt verladen wurden.

Fast hätte ich ein wichtiges Ereignis vergessen: die Filzung. Was würden sie uns denn noch alles abnehmen? Ob wir noch

Waffen hätten? Wenn sie doch gewusst hätten, wie froh wir waren, die wenigstens los zu sein; obwohl auch immer wieder in uns der Gedanke hochkam: Wenn wir jetzt nur nicht wehrlos wären! Es stellte sich schnell heraus, dass weniger die Waffen interessierten. Wo sollten sie denn auch herkommen? Wertgegenstände wurden gesucht. Vor allem Uhren. „Uhr“ war wohl eines der ersten deutschen Wörter, das die Russen gelernt hatten. Wozu ich eine Bibel brauchte? Als man uns die abnehmen wollte, beriefen wir uns – mit Erfolg – auf die Verfassung der UdSSR. Als das einmal nichts nützte, gelang es mir einmal, meine Bibel nach Absprache mit einem Kameraden auf ganz raffinierte Weise durchzuretten. Als er die Linie der Filzer hinter sich hatte, warf ich ihm meine Bibel über die Köpfe der nach Uhren usw. Suchenden in hohem Bogen zu. Das war ein Triumph! Zum Glück beließ man uns wärmende Kleidungsstücke.

Jetzt erst fielen mir die Eisenbahntransporte der gefangenen Russen in den ersten Monaten des Krieges im Osten ein. In offenen Güterwagen, dicht bei dicht, standen sie und mussten ihre Notdurft in das Gefäß verrichten, in das man ihnen gelegentlich eine Wassersuppe genehmigte. Wer den Kopf allzuweit über die Bordwand streckte, musste damit rechnen, von den Wachmannschaften erschossen zu werden.

Da waren wir mit unserem Blechtrichter – so primitiv er auch war – doch besser dran. Der daneben liegende Gefangene war nicht zu beneiden, noch dazu, wenn er den Spott der anderen hinnehmen musste: Er solle acht geben, dass er keine Sommersprossen bekäme! Beim Halt des Zuges auf einer Station kontrollierten die Wachmannschaften, ob nicht etwa ein Loch in den Waggonboden geschnitten war, durch das einer hätte entfliehen können. Oft mussten wir auch den Waggon zu einem Zählappell verlassen. Das war, wenn es nicht zu lange dauerte, eine Erholung: endlich wieder einmal den Himmel über sich sehen, sich die Füße vertreten und die Sonne genießen.

Es gab auch immer wieder warme Verpflegung. In der Suppe fanden wir sogar Fleischstückchen. Jetzt wussten wir auch,

warum im vordersten Waggon Pferde mitfuhren. Sie wurden geschlachtet, obwohl sie so dürr waren wie wir allmählich auch. Es gab auch Brot, das im Waggon geteilt wurde. Im Allgemeinen schoben wir aber entsetzlich Kohldampf. Wie wertvoll wurde allmählich in unserem Waggon meine Bibel. Sie ging von Hand zu Hand, und alle waren froh, wenn sie wieder mal durch eine Filzung hindurch gekommen war. Denn anderes Lesematerial existierte nicht. Alles Gedruckte wurde unbarmherzig konfisziert. Es konnte ja faschistisches Werbematerial sein! Diesem Drang fielen auch unsere Ausweispapiere wie zum Beispiel das Soldbuch zum Opfer. Ein Wunder, dass man uns Fotos beließ. Ich besaß ausser den Bildern meiner Eltern und meines Bruders zwei Aufnahmen aus meiner geliebten Bulau – des Waldes bei Hanau, durch den wir als Buben und Pfadfinder einst gestreift waren. Ein Stück Heimat; wann würden wir sie wiedersehen – und ob überhaupt?

Zur zweiten Etappe waren wir schon in Rumänien. Hier quälten uns in derselben Weise und mit derselben Begründung wie in Ungarn unsere anderen früheren Bundesgenossen. Sie waren eigentlich noch eifriger, und ich muss heute denken, wie teuer sie später die neue Freiheit bezahlen mussten. Übrigens: Die Haare waren uns schon in Budweis geschoren worden, und zwar nicht nur die auf dem Kopf. Wie bin ich vor mir selbst erschrocken, als ich mich danach in einer Wasserpfütze sah. Trotzdem, Läuse hatten wir doch, nein – sie hatten uns. Und Flöhe! Die Hauptbekanntschaft mit Ungeziefer stand uns aber noch bevor: die Wanzen. Doch die waren offenbar keine Freunde der Eisenbahnfahrt.

Schließlich war auch dieses Intermezzo zu Ende. Die Fahrt ging weiter. Wohin? Wie sehr habe ich mich geärgert, dass ich im Erdkundeunterricht bei Osteuropa nicht besser aufgepasst hatte. Das hätte ich unserem lieben Bongt jetzt gerne einmal gesagt. Denn bei besserer Geographie-Kenntnis wäre uns wenigstens das *eine* Tröstliche klar geworden: die Reise geht nicht nach Sibirien. Es war schon Juli, und im Waggon wurde es bei der Hitze immer schlimmer. Da wachten wir eines

Tages auf und stellten fest: der Zug stand in einem Hafengelände. Es war Konstanza, der rumänische Schwarzmeer-Hafen. Wir wurden aus unseren Waggons getrieben, zum x-ten Mal Zählappell: Nein, es fehlte keiner.

Auf dem Weg zum Schiff sahen wir links und rechts Berge von Beutematerial aus den von den Sowjets besetzten deutschen Gebieten: Wild zu Haufen aufgeschichtet lagen da Werkzeugmaschinen, vor allem Drehbänke (an denen aber meist das wichtigste Teil fehlte, das „Herzstück“). Sogar Berge von Haushalt-Nähmaschinen rosteten vor sich hin, als seien sie direkt von Güterwaggons herunter geschmissen worden. Ob sie überhaupt jemals weiter transportiert wurden?

Nun stand uns eine Schiffsverladung bevor. Ein großer „Kahn“ lag vor uns, die „Transsylvania“. Mit dicken Gummischläuchen links und rechts vom Fallreep sorgten russische Matrosen dafür, dass wir schnell genug ins Schiff kamen. Nur keinen Schlag mit dem Schlauch kriegen! Das war jetzt unser einziger Gedanke. Und so rannten wir die Schrägung hinauf, als ginge es um unser Leben. Was für ein Glück hatte ich schon wieder: Ich war bei denen, die einen Platz an Deck zugewiesen bekamen und nicht irgendwo im Bauch des Schiffes. Dort gab es nämlich bald nach Abfahrt die ersten

Bewusstlosen, weil sie nicht genug frische Luft bekamen. Nicht weit von der Reling, an eine Wand angelehnt, erlebte ich meine erste See-Schiffsreise. Wenn es doch eine Urlaubsreise gewesen wäre!

Nach einem lauten Signal legte endlich die Transsylvania ab und nahm Kurs nach Osten auf. An Deck wurde es immer enger, da weitere Bunker im Schiff geräumt werden mussten. Die frische Seeluft tat unseren Lungen gut, die lange genug den Mief in dem Waggon ertragen hatten. Gegen Abend kam Land in Sicht. Wir fuhren in eine Bucht ein. Wir waren in Sevastopol. War es nur ein Zwischenhalt, oder ging es weiter? Nein, wir mussten das Schiff verlassen. Wieder ging es im Trab: „Dawaj, dawaj!“ Dieser Ruf verließ uns so schnell nicht mehr. Mittlerweile war es duster geworden. Wir wurden zu einem Wiesenhang geführt, an dem wir uns lagerten. Nun war es schon Nacht. Zu essen hatte es nichts gegeben. Unser Magen hatte das Knurren schon längst aufgegeben. Da die uns begleitenden russischen Wachposten sich für die Nacht einrichteten, taten wir das gleiche, rückten so eng wie möglich zusammen und versuchten zu schlafen. Die russischen Posten beneideten wir um ihre warmen dicken Mäntel. Sie waren wohl auch ein raues Leben eher gewöhnt als wir zivilisierten Westler.

*Sevastopol*

# Sevastopol



Am nächsten Morgen wurde wieder gezählt. Es waren noch alle da! Dann marschierten wir durch die zerstörte Stadt, von den Bürgern nicht gerade freundlich beobachtet. Inmitten eines Ruinenviertels befand sich unser Lager 241/12, das Stadtlager. Die Unterkunft war notdürftig hergerichtet, dreistöckige Holzpritschen waren unsere Bettstatt. Zunächst gab es eine „Kammisi“, einen Gesundheitsappell. Im Adamskostüm traten wir einer nach dem anderen vor die Kommission, die aus einem Offizier, einigen Ärztinnen und einem Arzt, einigen „Med-Schwestern“ und einem Schreiber bestand. Letzterer war Gefangener und offenbar als

Dolmetscher tätig. Wir lernten die russische Methode der Gesundheits-Überwachung kennen, die uns äußerst befremdete, die sich aber auf Dauer doch als einigermaßen nützlich herausstellte.

Immer wieder aber musste ich an die russischen Gefangenen in unseren deutschen Lagern denken. Sicher wären sie froh gewesen, wenigstens eine solche Behandlung zu erfahren. Da wir im Laufe des Krieges oft im jeweils nächsten Gefangenen-Lager Hilfskräfte holten, die wir mit allen möglichen Arbeiten betrauten, weiß ich, wie es dort zuging. Der Hunger zum Beispiel war manchmal so groß, dass es zu Formen

von Kannibalismus kam. Voller Verachtung waren wir damals. Jetzt verstanden wir manches besser und wussten auch, woher bei uns die übertriebene Angst vor der russischen Gefangenschaft kam.

Vor dem Chefarzt traten wir in einen auf den Boden gezeichneten Kreidekreis und wurden begutachtet. Dann hieß es „Kehrt!“ Da kniff uns der Arzt mit Daumen und Zeigefinger in die A. . . .-backe und rief dem Schreiber eine kurze Bemerkung zu, die wir anfangs noch nicht verstanden. Es waren die Zahlen 1 – 3 („perwoij, ftaroi, dretje“ = arbeitsfähig), dann „OK“ (eine Art Genesungskompanie ohne Arbeitszwang) und „Dystrophie 1 – 3“ (Abmagerung in drei Kategorien). Was der Arzt bei mir rief, hatte der Schreiber wohl nicht verstanden. Er fragte mich. Ich meinte so etwas wie „dretje“ verstanden zu haben. Da sah er mich an und muss wohl „Dystrophie 3“ eingetragen haben, denn ich wurde nach der Untersuchung mit einigen anderen Mitgefangenen aufgerufen und sofort auf eine Sonderpritsche verwiesen. Eine Ärztin versuchte uns zu erklären, wir seien extrem schwach, dürften nicht auf die Baustelle und müssten nur liegen und essen.

Während am nächsten Morgen die Arbeitsfähigen zur Arbeit ausrückten, blieben wir mit den OK-Leuten im Lager. Das mit dem Essen war äußerst problematisch, denn die Rationen waren sehr knapp bemessen. Auch das Wasser war rar, und ich lernte mit der Menge *eines* deutschen Kochgeschirres, das ich noch besaß, mich von oben bis unten zu waschen. Noch besaßen wir einiges von unserer Bekleidung. Vor allem hatte ich noch meine Lederschuhe und eine fast neue Uniform. Die hatte ich vor der Sprengung unseres Werkstattzuges noch gerettet. Als lufthungriger Mensch ergatterte ich einen Schlafplatz direkt am Fenster. Dort war nicht nur frische Luft; man konnte auch die stark zerstörte Stadt gut überblicken.

Mein Hunger war durch die schmale Kost nicht zu stillen. Der Lagerdolmetscher hatte irgendwie herausbekommen, dass ich noch eine Uhr besaß. Da entschloß ich mich, bevor sie mir doch noch abgenommen wurde, sie zum Preis eines Laibes Brot zu

tauschen. Trotz sorgfältiger Einteilung hielt das aber nicht lange vor. Auch die Roterüben, die in einem Verschlag gelagert waren und von denen ich zwei stibitzte, brannten im Gaumen ganz wild und bescherten mir nur Durchfall.

Das Fenster mit der frischen Luft (und der schönen Aussicht) wurde mir zum Verhängnis. Vielleicht war es auch mein Glück - wie so manches unangenehme Ereignis, das sich später als eine segensreiche Fügung herausstellte. Ich erkältete mich in dem ständigen Luftzug und bekam eine deftige Halsentzündung. Angesichts meines abgemagerten Körperzustandes war die Ärztin – die übrigens rührend im Maße ihrer Möglichkeiten für uns Gefangene sorgte – der Meinung, ich sollte besser ins Lazarett kommen.

So musste ich also dem Stadtlager und „Raboty“, dem Natschalnik, Ade sagen – so nannten wir den russischen Lagerchef, weil dieses Wort (Arbeit) so oft bei ihm vorkam. Einfach war der Abschied nicht. Fast alles, was ich besaß an Bekleidung, vor allem meine guten Lederschuhe, Mantel, Ersatzwäsche, ja sogar die Wäsche, die ich trug – alles musste ich abgeben. Dafür bekam ich eine zerschlissene Russenhose (in der Art unserer Wanderhosen) und eine schmutzige Bluse, an den Füßen Brettchen mit Stoffriemen und auf dem Kopf eine Militärmütze, die über die Ohren ging (wichtig im August!) mit der typischen Spitze, wie sie damals schon nicht mehr von russischen Soldaten getragen wurde. Leider hatten wir keinen Spiegel und schon gar nicht einen Fotoapparat. Aber man sah ja die anderen, die mit von der Partie in Richtung „Zentralnij Lasarett“ waren.

Das einzige, was ich retten konnte, war meine Bibel, ein Löffel und mein Wehrmachts-Kochgeschirr. Meine Uhr – wenn ich sie noch besessen hätte – wäre jetzt bestimmt weg gewesen, und ich hätte kein Brot dafür erhalten. Ein Schwerkranker brach schon kurz nach Verlassen des Lagers zusammen, musste mit einer Trage transportiert werden und starb bald nach der Ankunft im Lazarett. Wir waren zirka zehn Gefangene und ein Bewachungsposten mit Gewehr und zogen in langsamem Tempo

zur Anlegestelle der Fähre. Sie brachte uns auf der „Bucht Hollandija“ an ihre äußerste Anlegestelle. Dort ging es den Hang hinauf zu einem Riesen-Gebäudekomplex aus der Zarenzeit. Er soll früher eine Marine-Akademie gewesen sein.

Darin untergebracht waren außer der russischen Garnison das Zentral-Lazarett, eine große „OK-Abteilung“ und ein kleines Arbeitslager, alles unter der Nummer 241/16. Es sollte für die meisten Gefangenen auf der Krim noch zu einer Art Mekka werden. Fast jeder Gefangene wurde nämlich in der Gesamtzeit seiner Gefangenschaft wenigstens einmal so abgemagert oder gar krank, dass das oft kleine Krankenrevier der einzelnen Arbeitslager die Verantwortung ablehnte und ihn hierher abschob.



*Lagergebäude in der Bucht Hollandija (2002)*

Nach einer ersten Untersuchung kam ich in das Krankenzimmer 1A. Das klang gut; mein Metallbett hatte zwar einigermaßen saubere Wäsche, aber irgendwann muss es einmal eine große Brandkatastrophe mitgemacht haben, denn die ausgeglühten Stahlfedern waren ersetzt durch ein hin und her gespanntes Telefonkabel. Der Strohsack – besser Spreusack - und damit auch ich lagen also nur auf etwa 15 Linien. Ein rumänischer Sani betreute an die 20 Kranke und machte seine Arbeit so la-la.

Die Deutschen waren ihm keine besondere Mühe wert. Er hatte auch eigentlich nur für Sauberkeit im Zimmer und für das Essen zu sorgen. Für die die Pflege und das Verteilen der Medikamente waren russische Schwestern zuständig.

Meine Halsentzündung hatte schnell ihren Höhepunkt hinter sich. Das Fieber war im Abklingen. So machte mir das Liegen auf den Drähten nicht viel aus, es war besser als dicht bei dicht auf den Pritschen des Arbeitslagers. Da ich aber stark abgemagert war, durfte ich noch einige Tage länger verbleiben. Dann wurde ich zur OK entlassen. Die war in einem großen Saal auf mehrstöckigen Pritschen untergebracht. Auf der einen Seite des Saales lagen Stapel von Leinen-Strohsäcken. Bei der Entlassung aus dem Lazarett erhielt ich nicht mehr die Bekleidung meiner Einweisung. Ihr brauchte ich nicht nachzuweinen. Die ich aber jetzt hatte, war auch nicht viel besser. Leider fehlte mein Kochgeschirr. Nun besaß ich nur noch meinen Löffel und meine Bibel, und – beinahe hätte ich sie vergessen – eine Nähnadel.

Die wurde jetzt äußerst wichtig, denn ich beschloss, da ich kein Hemd hatte, mir eines aus den Strohsäcken zu fertigen. Dies war von einfachster Art. Ich besaß ja keine Schere, noch nicht einmal ein Messer. So blieb mir nichts anderes übrig, als einen Strohsack so zu zerreißen, dass ich einen Schlauch vom Durchmesser meines Körpers (plus Zugabe) erhielt. Fäden zog ich mir aus dem Stoff und schloss den „Schlauch“ auf der einen Seite so, dass der Kopf noch hindurchging. Für den linken Arm ließ ich beim Nähen des Schlauches ein Stück frei, auf der anderen Seite öffnete ich eine Lücke für den rechten. Das Ganze war etwas zu lang geraten. So nahm ich unten einen Streifen ab und hatte auf diese Weise noch ein paar Lappen, ein wichtiges Besitztum für einen Gefangenen. Die

sonstigen Überreste meiner Übeltat (Diebstahl sozialistischen Eigentums!) versteckte ich unter dem Stapel Strohsäcke.

Am nächsten Morgen zum Zählappell wurde ich zur OK-Gruppe eingeteilt. Es ging dann um die Verteilung der Neuzugänge auf die verschiedensten Arbeitsstellen innerhalb des Lagers. Zur Auswahl standen: Küche, Brotschneide-Raum, Schlosserei, Schreinerei, Schneiderei und Sanitäter im Lazarett. Küche und Brotschneider kam für mich nicht in Frage. Da wäre ich zu schnell wieder wohlgenährt und damit arbeitsfähig geworden. Ich scheute keineswegs die Gesundheit, aber die Schnelligkeit und damit Güte meines körperlichen Zustandes. Da schien mir das langsame Zunehmen der bessere Weg. Die Wahl für mich lag zwischen Schlosserei und Lazarett. Bei letzterem lockte mich nicht nur die sinnvollere Aufgabe im Umgang mit Menschen; denn ich glaubte, manches doch etwas besser machen zu können als mein Sani von 1A. Die ständige Bewegung versprach ein solides Zunehmen an Körpergewicht. Im Ganzen gesehen muss ich heute sagen, dass diese Rechnung in wunderbarer Weise aufging.

Ich meldete mich also bei dem Obersani Grigoriasch, einem Rumänen. Er übergab mir die nach seiner Meinung wohl anstrengendste Arbeit: kein eigentliches Krankenzimmer, sondern die Betreuung der Dystrophiker. Sie lagen in einem größeren Saal des obersten Stockwerkes auf Metall-Doppelbetten (s. Zimmer 1A – Telefondraht), Zahl zwischen 80 und 100. Meine Freude über diese „schwere Arbeit“ zeigte ich ihm natürlich nicht, denn etwas Besseres konnte ich kaum finden. Die Essensausgabe war drei Stockwerke weiter unten. Das Küchenpersonal bestand einschließlich dem Chef aus Rumänen und Ungarn – nur ein einziger Deutscher war darunter, Rudi Schmidt, ein Sachse wie er im Buche steht.

Von meinem Vorgänger erbte ich ein kleines Tablett zum Transport der gefüllten Schüsseln oder der Essensportionen, wie sie in der Regel der Chef selbst austeilte. Die Schüsseln waren von Klempnern aus „Oskar-Meyer“-Fleischbüchsen kunstvoll durch Bördeln hergestellt. Sie stammten aus

amerikanischen Beständen noch aus der Kriegszeit und verirrten sich offensichtlich auch gelegentlich in unsere Lazarettküche. Ich baute mir aus einer Sperrholz-Türfüllung ein großes Tablett, das man mir nach dem Austeilen der Rationen auf den Kopf helfen musste. So wankte ich die drei Etagen hoch, wo mich mein Hilfssani erwartete. „Wankte“ deshalb, weil ich eigentlich fast ebenso schwach war wie viele meiner Patienten. Diese Bezeichnung vermied übrigens die Ärztin, die täglich zur Visite erschien. Sie war eine sehr junge blonde Ukrainerin und belehrte mich sofort, dass wir es nicht mit Kranken, sondern mit Schwachen („slabij tscheloweck“) zu tun hatten. Zum Beweis zeigte sie mir die Haare eines Gefangenen und meinte: „Kak baby“ (wie ein Säugling so dünn). Ihr imponierte meine Tablett-Neukonstruktion, und sie ermunterte mich, nur ja so viel wie möglich Essen darauf anzuschleppen. Denn das sei das einzige, was vonnöten sei. „Medikamente nje nada!“ So lernte ich auch schnell die russische Sprache, denn sie sprach etwas deutsch und konnte mir dies und das erklären.

Sie erläuterte mir auch, dass bei Dystrophie der Körper die Darmzotten abbaut, daher treten auch oft Durchfälle auf, gegen die man so gut wie wehrlos ist, denn sie regenerieren sich kaum. Gefangene mit „panoss“ (Durchfall) erhielten besondere Kost und vor allem nicht das feuchte, dunkle Russenbrot, sondern Weißbrot, und das noch geröstet. Es war rührend, wie sie die Einzelnen behandelte. Immer wieder traten ihr die Tränen in die Augen, wenn ein besonders dürres Knochengestell vor ihr stand, das sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sie war besonders befreundet mit der Lazarett-Chefin, Maria Petrowna, einer älteren würdigen Dame mit guten Umgangsformen, die sich durch sie im Lazarett auf die angenehmste Weise ausbreiteten. Insbesondere die Gefangenen-Ärzte behandelte sie mit größter Hochachtung.

Leider dauerte meine Tätigkeit im Lazarett nur kurze Zeit. Bei der nächsten Gesundheits-Kommission wurde ich zur Kategorie III (bedingt arbeitsfähig) erklärt und ins Arbeitslager versetzt. Zum Glück hatte ich vorher dafür gesorgt, dass ich ver-

nünftige Kleidung erhielt, vor allem wieder Lederschuhe. Die Ärztin hatte selbst darauf gedrungen, aber wie ich das anstellen sollte, wurde mir von keiner Stelle erklärt. So wandte ich mich an den Magazinverwalter, einen österreichischen Gefangenen, und der erfüllte alle meine Wünsche. Sogar mein Wehrmachskoppel vertauschte ich in einen vornehmen Offiziersgürtel mit zwei Dornen. Das Koppel eignete sich schlecht zum Halten der Hose. Außerdem konnte ich wieder an ein deutsches Kochgeschirr kommen.

Schon am nächsten Tag rückte ich mit einer Arbeitsbrigade aus, die im Hafen bei einer russischen Marine-Dienststelle eingesetzt war. Der Ausmarsch der Arbeitsbrigaden geschah übrigens in merkwürdiger Weise. Mir ist bis heute nicht klar, ob die Musikkapelle, die mit fröhlichen Weisen unseren Ausmarsch und abends unseren Einmarsch begleitete, ein echtes Geschenk oder ein Hohn war. Sie bestand aus Kriegsgefangenen, die sich die Instrumente (z. B. Geigen, Celli usw.) z. T. selbst gebaut hatten und als Kulturgruppe nicht zur Arbeit außerhalb des Lagers herangezogen wurden.

Als Neuling auf der Baustelle erhielt ich die einfachste und schwerste Tätigkeit zugewiesen: Erdarbeit. Die Norm, nach der im Sowjetstaat sämtliche nur denkbaren Arbeiten festgelegt waren, war nur bei leichtem Boden ohne Steine annähernd zu erreichen. Man musste sie nicht nur erfüllen, sondern „übererfüllen“, um die normale Essensportion zu erhalten. Hier aber war der Boden schwer und felsig, und selbst bei größter Anstrengung – zu der wir ja aufgrund unseres körperlichen Zustandes gar nicht fähig waren – konnte man die Norm nicht erfüllen, geschweige denn übererfüllen. Es war klar, dass man diese Arbeit bei *dieser* Verpflegung nicht lange ausführen konnte und man sehr schnell an Körpergewicht verlor. Daher versuchte ich, der ich ja Mechaniker gelernt hatte, in eine Spezialistengruppe zu kommen, die durch Brand ausgeglühte Heizungskörper demontierte. Diese wurden mit neuen Dichtungen versehen und wieder zusammengeschaubt, sodass sie wieder verwendet werden konn-

ten. Aber die Gruppe, alles Nürnberger, ließ das nicht zu, und so musste ich weiter schippen.

In unserer Nähe befand sich eine Küche, die das russische Personal versorgte. Aus ihren geöffneten Fenstern verbreitete sie einen verführerischen Duft. Die Köche mussten unsere sehnsuchtsvollen Blicke gesehen haben. Aber für uns fiel nichts ab. Es war ihnen ja auch verboten, mit uns in Kontakt zu treten. Als daher an einem späten Morgen auf den Fensterbänken Kuchenbleche mit wie gemalt aussehenden und irrsinnig gut duftenden „Äpfeln im Schlafrock“ abkühlen sollten, verstanden wir das als Angebot an uns arme „Plennis“<sup>20</sup>, uns selbst zu bedienen. Wir aßen sie mit dem größten Appetit und dankten still den lieben Köchen, die so menschenfreundlich an uns dachten. Da hatten wir aber buchstäblich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn plötzlich erschien der Küchenchef, fuchtelte mit einer Pistole herum, machte Anstalten, den nächstbesten Gefangenen über den Haufen zu schießen und schrie auf russisch: „Faschisten, Verbrecher, deutsche Lumpen, euch müsste man allesamt umbringen!“ Wir aber machten die unschuldigsten Mienen, zu denen wir fähig waren und erklärten dem Wachposten und unserem Brigadier, dass wir überhaupt nicht verstehen, was der Mann von uns will. Unser russischer Bewacher hielt eisern zu uns und bedachte den wildgewordenen Mann seinerseits mit russischen Beschimpfungen (da sind Russen ja äußerst leistungsfähig) und meinte, er solle uns in Ruhe lassen und auf sein Zeug gefälliger besser aufpassen. Er trollte sich dann auch weiter fluchend und schimpfend wieder in seine Küche.

Mit unserem Wachposten hatte ich ein paar Tage später erneut ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde: In der Mittagspause entfernte ich mich heimlich von der Gruppe, um am nahen Strand ein kurzes Bad zu nehmen. Ach, es war eine Wohltat ohnegleichen, zu schwimmen und mich, so gut es ging, wieder einmal zu waschen. Plötzlich erschien der Posten, legte das

---

<sup>20</sup> russisch für: Kriegsgefangene

Gewehr auf mich an und befahl, sofort zurück zu kommen. Ich kletterte also mühsam im Adamskostüm den Strand hinauf und begann, mich schnell zu bekleiden. Da verlangte er von mir den schönen Offiziersgürtel (mit den zwei Dornen). Ich fürchtete schon, jetzt einen Strick organisieren zu müssen, um meine Hose zu halten. Aber der Russki zog seinen Uniformgürtel aus den Schlaufen und übergab ihn mir. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich sah mich schon auf der Flucht erschossen. Diesen Gürtel trage ich heute noch an meiner Arbeitshose, und die Freude über ihn und seine Geschichte beflügelt meine Arbeit.

Die Unterkunft der Arbeitsbrigaden war äußerst einfach, um nicht zu sagen primitiv. Die Brigade hatte in einem großen Saal auf einer dreistöckigen Pritsche ihren Schlafplatz und musste zusehen, wie sie damit zurecht kam. Es war nachts so eng, dass man aufwachte, wenn der Nachbar auf die Toilette musste. Was heißt Toilette? Es war eine Latrine primitivster Konstruktion im Freien. Man musste das Gebäude verlassen und einen längeren Weg zurücklegen, an dem in größeren Abständen Wachposten hockten, meist Rumänen, die uns Deutschen bei jeder sich bietenden Gelegenheit eins auszuwischen suchten. Wehe, wenn man stehen blieb und es so aussah, als wolle man schon vor der offiziellen Stelle sein Wasser abschlagen. Mit großem Geschrei stürzte sich der „Planton“<sup>21</sup> auf den Säumigen, und wenn der nicht rechtzeitig weiter lief, bekam er den Knüppel zu spüren, den der Kerl schwang. Da man des nachts öfter diesen Weg machen musste, wiederholte sich der Vorgang mehrmals. Wenn man zur Schlafstätte zurückkehrte, war der Platz besetzt, und man musste sich ihn zurück erobern. In meinem schönen deutschen Kochgeschirr hatte ich vor allem meine Bibel verpackt. Zum Glück, denn eines Nachts vergaß offenbar mein Schläfer über mir, auf die Latrine zu gehen. Es tropfte von oben, und so blieb sie wenigstens trocken. Wenn ich mich auf die nächtliche Reise machte, entnahm ich die Bibel dem Kochgeschirr, steckte sie in die

Hosentasche und ließ den Behälter zurück mit dem Ergebnis, dass er auf einmal weg war. Er war nämlich ein kostbares Tauschobjekt bei den Russen auf der Baustelle. Wie gut, dass ich die Bibel nicht darin zurückgelassen hatte, denn dann wäre ich sie unweigerlich los gewesen. Da Papier sehr knapp war, wurde sie von manchen als WC-Papier benutzt, ein ja nicht sachgerechter Gebrauch des Gotteswortes.

Außer den Läusen und Flöhen, die uns Tag und Nacht plagten, quälten uns in der Nacht die Wanzen, die zu jagen völlig überflüssig war, denn sie waren zu zahlreich. Sie scheuten auch kaum das Licht, das im Schlafsaal ihretwegen die ganze Nacht brannte. Um sie zu beklämpfen, wurde der Schlafsaal eines Tages entwanzt. Man stellte halbierte Benzinfässer auf, in denen Schwefel abgebrannt werden sollte. Dazu wurden sämtliche Fenster und Türen mit Lehm abgedichtet und nach dem Anzünden des Schwefels auch die Türen verklebt. Wir mussten sehen, wo wir die Nacht zubrachten. Ich schlief zwei Nächte auf den Terrazzo-Steinstufen der Treppe – noch nicht einmal schlecht. Buchstäblich eimerweise trug man die Plagegeister hinaus, die sich besonders an den senkrechten Pritschen-Pfosten häuften

Das Ungeziefer an uns wurde in der Entlausung bekämpft, die ungefähr alle 4 Wochen einmal stattfand. Dazu wurden unsere Klamotten an einen Haken gehängt und in die eigentliche Entlausungskammer verbracht. Mit Schweröl betrieben erzeugte ein Brenner im Raum darunter die nötige Temperatur, in der die lieben Tierchen umkamen – oder auch nicht, wenn die Celsiusgrade mal nicht ausreichten. In der Zwischenzeit wurden wir in den Duschaum getrieben; jeder bekam ein Stück Seife so groß wie zwei Schokoladerippchen. Dann strömte – wenn man das so nennen konnte – von oben aus Rohren ein dünner Wasserstrahl. „Mama“, die Frau des Lagerfeldschers (ein medizinischer Dienstgrad zwischen Arzt und Sanitäter), flitzte zwischen den nackten Männern umher, und gab die für uns zunächst noch unbekanntem russischen Flüche von sich. Jetzt schrie sie: „Einseifen!“. Jeder versuchte so schnell wie

---

<sup>21</sup> rumänisches Wort für Wachposten

möglich den ganzen Körper mit dem kleinen Stück Seife einzureiben. Es sollte doch möglichst noch ein kleines Restchen für die tägliche Toilette übrig bleiben! Und schon lief wieder das Wasser – es war wirklich auch warm. Da begann der Kampf um einen Wasserstrahl. Jeder versuchte die Seife mit dem Schmutz vom Körper abzuwaschen, was nicht immer ganz gelang. Den Rest musste das kleine Tuch schaffen, das nach der Prozedur wieder abgeliefert wurde. Für „Mama“ und ihren Mann möchte ich gleich jetzt eine Stange brechen: Sie gehörte in ihrer ruppigen Art und er als freundlicher Helfer zu den menschlichsten Gestalten unter den Russen, mit denen wir es täglich zu tun hatten.

Der Hunger bei dem Dasein als normaler Plenny – noch dazu wenn er eine schlecht bezahlte Arbeit wie eben Erdarbeiten verrichten musste – war quälend. Eines Abends schlich ich ermüdet und hungrig noch etwas durch das Lagergelände. Da beobachtete ich, wie einige Kübel nach der Essensausgabe aus der großen Lagerküche herausgerollt wurden, wahr-

scheinlich um sie zu reinigen. Ich zückte meinen Löffel und begann, die Kascha-Reste (Kascha = Brei) heraus zu kratzen. Ich verschwand dabei fast in dem Gefäß. Auf einmal erhielt ich einen harten Tritt ins Hinterteil, sodass ich fast in den Bottich hineingefallen wäre. Da stand der vollgefressene Küchenchef, der mich wie einen rüdigen Hund davontrieb. Ich war tief beschämt darüber, dass ich mich so weit hatte gehen lassen.

Von einer täglichen Toilette zu sprechen, ist natürlich Hochstapelei. Auf dem Appellplatz stand ein langes Blechbecken, in das aus Löchern einer darüber befindlichen Röhre kaltes Wasser floss. Die Zahl der Strahlchen war viel zu klein für alle Gefangenen; es waren zuweilen an die 2000. Da verzichtete man lieber oder versuchte in der Nacht dran zu kommen. Denn auch nach der Rückkehr von der Arbeit war man viel zu müde und verkroch sich nach dem Essensempfang lieber auf die Pritsche. Da war zu diesem Zeitpunkt noch einigermaßen Platz.

# *Statt Heimkehr - Sanitäter*

## *Statt Heimkehr - Sanitäter*

Wie befürchtet (und doch erhofft), war ich bei der nächsten Kammisi wieder OK. Es war die Zeit, da einer der ersten Heimkehrer-Transporte zusammengestellt wurde. Bei der ersten Verlesung der Glücklichen war ich dabei. Es kamen nur Kranke und Schwache in Frage. Und ich gehörte dazu! Einige Tage des bangen Wartens gingen vorüber. Als endlich das Tor sich öffnete, die Heimkehrer verlesen wurden und das Lager verlassen konnten, da war ich nicht mehr dabei. Ich erfuhr nie, woran es lag. War ich gestrichen worden – und warum? Oder hatte man meinen Namen entstellt verlesen? Denn in der russischen Sprache klang mein Name: Günter, Wilhelm (Vatersname) Knopf so: „Gjunter, Wilgelm Knopf“. Hatte ich mich nur verhört? Ich blieb also mit einigen Leidensgenossen zurück.

Da meldete ich mich erneut als Sanitäter ins Lazarett und erhielt prompt wieder die Stelle bei „meiner“ Ukrainerin. Jetzt war ich mit dem Zunehmen *noch* vorsichtiger, hielt mich mit dem Essen – wenn's auch schwer fiel – eisern zurück und lief die vielen Treppen mit selbstquälerischer Freude. Auf diese Weise überstand ich die nächste Gesundheitsüberprüfung. Ich bin auch sicher, die Ärztin hat bei der Chefin ein gutes Wort für mich eingelegt, denn, als ich wiederum arbeitsfähig wurde, kam ich zur „Obsluga“ (die Gruppe der fest Angestellten im Innendienst).

Vielleicht hat auch folgende Begebenheit mitgeholfen: Da im Lager zu der Zeit so gut wie kein Lesestoff existierte, ging meine Bibel von Bett zu Bett, von Hand zu Hand und war außerordentlich begehrt. Bei einer Chefvisite fragte Maria Petrowna den Patienten, was er da habe? Ob ihm diese Bibel gehöre? Nein, die sei dem Sani. Kein Kommentar ihrerseits. Als ich bald darauf in der Kanzlei zu tun hatte, fragte sie mich, ob ich in der Hitler-Jugend gewesen sei. Ich bejahte diese Frage. Da meinte sie, ich sei der Erste, der dies zugebe. Ob ich Pfarrer werden wolle? Ich meinte, ich hätte das zur

Zeit nicht vor. Ob die Bibel mir gehöre und ob ich an Gott glaube? Ich sagte ja. Ende des Gesprächs. Sie kam nie mehr auf dieses Thema zurück, aber ich spürte, dass ich von diesem Zeitpunkt an einen Stein bei ihr im Brett hatte. Ich denke, dass sie insgeheim Christin war und es sich nur nicht anmerken ließ. Dieses Erlebnis gehört jedenfalls zu den großen und kleinen Wundern, die ich noch erleben sollte. Ein Wunder ist übrigens für mich nicht gleich ein übernatürliches Ereignis. Es reicht, dass man *sich wundert*. Und das tue ich heute noch, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. *Zufälle* gibt es für mich seitdem nicht mehr. Das habe ich bei Albert Schweitzer gelernt.

Es war übrigens auch höchste Zeit, dass ich wieder im Lazarett sein konnte. Denn es wurde immer kälter, und der Winter stand vor der Tür. Die Planstellen dort waren fest in rumänischer Hand und wurden verbissen und aggressiv verteidigt. Wehe, wenn einem nichtrumänischen Mitarbeiter ein Fehler unterlief, dann war er erledigt. Insbesondere der Küchenchef war ein Muster von Moralität. So sah es jedenfalls aus. In Wirklichkeit war er ein Fuchs, wenn nicht Schlimmeres. Sehr oft verfolgte er mich auf dem Weg vom Essensempfang nach oben zu meinem Saal, hielt mich an und begann die Portionen auf dem Tablett zu zählen. Manchmal gab der das Essen Austeilende eine Portion mehr für den Sani. Das war verboten, eine höhere Zahl zu nennen sowieso. Wenn er sich etwa verzählte, so musste man ihn darauf aufmerksam machen. Fand er trotzdem eine überzählige Portion, dann machte er ein großes Theater. Zuweilen meldete er es der Oberschwester, wenn nicht gar der Chefin. Auf diese Weise war er bei beiden gut angeschrieben.

Ein Sport war es geradezu, wenn Joschka, ein ungarischer Koch, hier und da das Essen aus einem Kübel oben bei uns vor der Tür zum Krankensaal ausgab. Er hatte Schwierigkeiten beim Zählen in russisch. Das war für uns eine Gelegenheit,

ihm eine Reihe Suppen zusätzlich abzuschneiden; sie verschwanden hinter dem Vorhang eines Regals und wurden sofort, wenn er gegangen war, unter den Patienten verteilt oder selbst verspeist. Wenn dann der Chef zur Kontrolle auftauchte, waren sie längst aufgegessen.

„Dawaj na produkty!“ – das war die Aufforderung des Obersanis, für das Lazarett Lebensmittel und vor allem Brot zu holen. Dazu diente ein Pferdewagen vom Tross der ehemaligen Deutschen Wehrmacht. Ein Sanitäter übernahm die Deichsel, die anderen schoben. Die Fahrt ging zunächst zum Lagertor. Dort musste der diensthabende Posten die Genehmigung einholen, dass wir die Zone verlassen durften. Das Magazin und die Bäckerei befanden sich zwar in demselben Gebäude unseres Lagers, jedoch außerhalb des Stacheldrahtes. Im Magazin wurden die Lebensmittel auf einer Dezimalwaage mit Gewichtsteinen abgewogen. Das dauerte eine Weile. Wenn wir in dieser Zeit irgend etwas Essbares aufgabelten, etwa einen Apfel oder eingemachte Gurken, so war es erlaubt, davon zu essen. Nur Mitnehmen war verboten. Da musste ich an das Bibelwort aus 5. Mose 25 denken: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ und war erstaunt darüber, dass sich die atheistischen Sowjets immer noch an die wohl aus der Zarenzeit stammende fromme Regel hielten.

Dies galt auch, wenn einmal – und das war selten – Sanitäter in der Küche helfen sollten. Das machten wir gerne, obwohl dabei die Rumänen immer den Vortritt hatten. Ich war einmal dabei, als amerikanische Schweinefleisch-Konserven geöffnet und verarbeitet wurden. Dies war natürlich für uns die Gelegenheit, uns gemäß der bekannten Maxime an Dosenfleisch gütlich zu tun. Aber wir „Ochsen“ hatten nicht bedacht, dass wir in diesem Fall unseren Kameraden oben im Lazarett die Fleischportion schmälerten. Hier war wohl auch ein Grund dafür, dass wir Gefangenen nicht die gleiche tägliche Essensration bekamen wie die russischen Zivilisten. Nach den offiziellen Verlautbarungen sollte es eigentlich so sein. Womöglich waren auch noch andere

Mitesser dabei. Die Zivilbevölkerung hatte auch den Vorteil, dass sie hier und da sicherlich etwas außer der Reihe ergattern oder – wie bei uns während und nach dem Krieg – hamstern konnten.

Es war schon empfindlich kalt, da lagen draußen vor dem Lager, also vor der Garnison, Kartoffelmieten, von denen sich nächtlicherweise unsere Bewacher trotz Verbotes beträchtliche Mengen holten. Plötzlich standen Militärposten des Nachts Wache. Es half nichts. Im Gegenteil: Wie es ein russischer Schriftsteller vom Basar in Nischnij-Nowgorod zur Zarenzeit beschrieb, konnte jetzt sogar unter Bewachung geklaut werden. In unserem Fall wurden darauf eines Nachts Gefangene beauftragt, die Kartoffeln zu bewachen. Als Waffe hatten sie einen Knüppel. Das half – etwas. Denn wenn ein russischer Soldat erschien, der tagsüber mit uns menschlich und freundlich umging, dann drückte der Gefangenen-Posten beide Augen zu. War es ein scharfer Hund, dann jagten wir ihn zurück.

Aber ich wollte ja eigentlich berichten, wie es zugeht, wenn wir „produkte“<sup>22</sup> holten. Beim Brottransport fielen merkwürdigerweise immer wieder Krusten oder sonstige Teile des Brotes ab. Und wenn es Weißbrot statt des russischen feuchten Schwarzbrot gab, war dies besonders oft der Fall. Auch hier galt: Essen durfte man, aber nicht mitnehmen. Die Bäckerei wurde von Gefangenen betrieben. Der Chef war ein Mitgefangener aus Kulmbach, den ich schon vom Stadtlager her kannte. Der steckte mir zuweilen ein ganzes Weißbrot extra zu, denn er wußte, dass ich für diesen Zweck einen deutschen Kraftfahrer-Mantel trug, in dessen Futter ich unterhalb der Tasche ein Loch geschnitten hatte. Der Laib fiel bis zum besonders tiefen Saum. Wenn uns bei der Rückkehr ins Lager der Posten am Tor abklopfte, tat er das nur in der Höhe der Taschen. Weiter unten kontrollierte er nicht.

Geheizt – das heißt die größte Kälte abgewehrt – wurde im Lazarett mit Sägespänen in selbst gebastelten Öfen aus Benzinfässern. Wenn es sehr kalt war, gab es auch einmal Kohlen. Sie wurden vom Ver-

---

<sup>22</sup> russisches Wort für Lebensmittel

sorgungsoffizier allein verwaltet und ausgegeben. Er hieß Ölkind. Als ich erschien und er meinen hessischen Dialekt erkannte, fragte er mich, wo ich herkäme. Ich antwortete: „Aus Frankfurt“, da ich annahm, dass diese Stadt ihm eher bekannt sein würde als Hanau. Da bekam er große Augen und sagte in gutem Deutsch, er sei auch aus Frankfurt. Wahrscheinlich war er als Jude rechtzeitig nach dem 30. 1. 1933 in die Sowjetunion emigriert. Von Stund an begrüßte er mich jedesmal mit „Da kommt ja unser Hanauer!“ Ich hatte ihm inzwischen meinen richtigen Heimatort genannt. Bei ihm bekam ich immer gute Kohle und nicht Kohleschiefer, der eigentlich für die Gefangenen bestimmt war und schlecht brannte.

Eine traurige Arbeit war es, verstorbene Gefangene aus dem Lazarett zu bringen. Spliternackt auf einer Trage transportierten sie zwei Sanitäter zuerst zum Tor hinaus und dann um das ganze Lager herum auf die Rückseite desselben. Dort standen einige Ruinen von Wohnhäusern. In einem der Keller wurden die Leichen gesammelt, bis ein Beerdigungskommando sie in der Nähe auf einem kleinen Gefangenen-Friedhof zur letzten Ruhe bestattete – besser gesagt verscharrte. Am Armgelenk war eine Blechmarke angebunden, lediglich mit einer Nummer versehen, die dann an einem Holzstückchen auf das Grab gesteckt wurde. Ich nehme an, dass mit deren Hilfe die Ruhestätte des einzelnen Gefangenen identifiziert werden konnte.

Schwerkranke und Fälle, bei denen eine größere Operation zu erwarten war, mussten ins Spezial-Lazarett verbracht werden. Es befand sich in Simferopol, der Hauptstadt der Krim, ungefähr achtzig Kilometer von Sevastopol entfernt. Die Straße dorthin war in schlechtem Zustand. Der Transport war also ein großes Problem. Es stand nämlich auch kein Sanitäts-Kraftwagen zur Verfügung. Da war es ein Glück, wenn es wenigstens ein Lkw mit Plane war, zumal im Winter. Wer diese Fahrt überstand, war entweder so geschwächt, dass er keine Chance mehr hatte; oder er war so robust, dass die Fahrt wie eine Bewährungsprobe erfahren wurde.

Ähnlich war ja auch die Situation der Neuzugänge aus den verschiedensten Lagern auf der Krim, für die wir zuständig waren. Zum Beispiel Kranke mit Lungenentzündung – selbst die, die aus nächster Nähe kamen – waren bei großer Kälte und auf offener Pritsche völlig durchgefroren, tauten buchstäblich auf und starben, bevor sie ins Krankenzimmer kommen konnten. Darüber war die Empörung bei uns Kriegsgefangenen selbstverständlich groß. Wir übersahen damals aber, dass es im zivilen Bereich nicht besser war. Das Land war durch den Krieg völlig ausgepowert, nicht nur durch die Kriegshandlungen selbst, sondern besonders durch unsere Taktik der „Verbrannten Erde“ beim Rückzug im Osten. Wir waren gewissermaßen selbst die Opfer unserer unmenschlichen Kriegsführung geworden.

Hinzu kam auch noch der allgemeine Rückstand der Russen in der Zivilisation gegenüber den westlichen Ländern. Viel ging vor allem auf dieses Konto, und das konnten (und wollten) wir nicht begreifen. Es gab sicher in vielen Kriegsgefangenen-Lagern fürchterliche Zustände. Die bei Russen hier und da verständliche Wut und der Hass auf uns, die Okkupanten, auf unseren Hochmut, spielten selbstverständlich eine erhebliche Rolle. Leider haben wir zumeist auch Zivilisation mit Kultur verwechselt. Es ist doch eigentlich – wie man in meiner Heimatstadt sagte – „Wasser in den Main getragen“, wenn ich hier daran erinnere, dass das russische Volk eine hohe Kultur besitzt.

Das gilt gerade für die russische Sprache, die zu erlernen die meisten meiner Kameraden ablehnten. Sie sei keine Sprache, sondern ein Kauderwelsch – ein typischer Fall von Vorurteil! Diese Einstellung entsprach so recht der nationalsozialistischen Herren-Ideologie, der die meisten von uns – eigentlich auch ich – verfallen waren. Was ich aber hier und da an bewegender Menschlichkeit erlebte, hat mich nachdenklich gemacht. Es ist durchaus die Absicht meines Berichtes über meine Gefangenschafts-Erlebnisse, dies so gut ich kann zu würdigen.

Für mich war auch der Umgang mit meinen Patienten ein großes Erlebnis, vor allem die guten Gespräche, meist ausgelöst durch meine Bibel (die – wie berichtet – von Hand zu Hand ging). Dabei outete sich mancher, der vielleicht lieber mit seiner Gesinnung im Land des Atheismus zurück hielt. Hier und da wurden dadurch auch Mitglieder für unsere Lagergemeinde gewonnen, die sich unter dem ehemaligen Divisionspfarrer Werner Reininghaus gebildet hatte. Die Zusammenkünfte fanden im Umkleideraum der Entlausung statt – ein wahrhaft würdiger Ort!

Manche Freundschaft über die Gefangenschaft hinaus entstand hier, so bei mir vor allem (außer mit Werner Reininghaus) mit Pfarrer Helmut Pfothhauer, Dystrophiepatient bei mir im Saal. Er fand mit seinen Gedichten Beachtung bei vielen Gefangenen. Sie sprachen unsere Misere sehr deutlich aus, auch in oft lustiger Weise die Charaktere vieler Mitgefangener. Die meisten brachten uns zum Nachdenken, weil sie unsere Situation schilderten. Hier ein paar Proben:

...Unser täglich Brot

In schlichtgläubigem Kindersinn  
falteten einst wir die Hände  
und beteten willig zum Himmel hin,  
dass er uns Hilfe sende.

Wir beteten um täglich Brot,  
nicht ahnend die Größe der Bitte.  
Was wussten wir schon von Lebensnot?  
Wir ahmten nur nach die Sitte!

Das änderte weder der Jahre Zahl  
noch wachsende Weisheit und Würden,  
bis Gott uns in seine Schule nahm,  
und wir Entbehrung spürten.

Zu Ende die Zeit des satten Verzehrens  
aus randvollen Schüsseln und Tassen!  
Vorbei die Gewohnheit fetten Begehrens  
nach üppigem Leben und Prassen.

Hinweggefegt vom Kriegeswahn  
der Vorrat aus Kellern und Speichern,  
selbst Siegervölker wurden arm,  
und wir erlernten das Hungern.

Verbannt vom eignen Hof und Herd,  
verdammte in knechtsselige Not,  
nichts mehr, was uns selber gehört,  
kein Anspruch auf Leben und Brot.

Alles, was früher sichrer Besitz,  
ist bis zum Gerippe zerronnen.  
Da hilft kein eiserner Wille noch Witz,  
in Banden wird gar nichts gewonnen.

Eingezäunt im Stachelgefängnis,  
gezwungen von eisernem Stabe,  
wurde uns allen die tiefe Erkenntnis:  
dass jede Habe nur Gabe.

So haben wir still unsern Stolz gebeugt,  
aufs neue die Hände gefaltet,  
und wie Kinder vertrauend zum Vater geschaut:  
„Unser täglich Brot gib uns heute!“

Pfothhauer war zu uns aus dem Lager Chersones gekommen. Dies ist ja das antike Tauris, wohin nach der griechischen Mythologie Iphigenie, die Tochter Agamemnons und Klytämnestras, entführt wurde. Ihr Schicksal konnten wir sehr gut nachempfinden. Goethe beschrieb dies in seinem Schauspiel „Iphigenie“. Das Gemälde von A. Feuerbach schildert sehr gut die Szene: „Und an dem Ufer stehe ich lange Tage, *das Land der Griechen mit der Seele suchend*“. Unsere Gedanken gingen natürlich nicht in das Land der Griechen, sondern in unser fernes Heimatland. Dieses Kap an der westlichsten Stelle der Krim ist ein wunderschönes Stückchen Erde. Es ist aber auch die Stelle, wo die deutsche Besatzung der Krim auf engstem Raum zusammen gedrängt versuchte, auf Schiffen zu entkommen, die vor Chersones vor Anker lagen. Es müssen sich dort in jenen Tagen des Mai 1944 fürchterliche Szenen abgespielt haben. Davon zeugten die grauenvollen Reste, die vor allem durch deutsche Gefangene auf diesem Schlachtfeld aufgeräumt werden mussten. Pfothhauer war dabei. Er hat seine Erlebnisse bei dieser schlimmen Arbeit in einigen Gedichten festgehalten:

Begegnung

Du warst ein Mensch – wie ich.  
und nun gebleicht Gebein.  
Gelöst – nur Rest; sonst nichts?  
so erdenah – fast Stein!

Rings Steine ähnlich grau,  
doch immer wesenlos  
wie tot – und niemals du –  
ganz jenseits Lieb und Hass.

So weil´ ich zwischen Bein  
und Stein: Frei ward ich nicht.  
Mich bangt vergangnes Sein.  
Das Unbegrabne spricht:

Erkennst du mich, du dich?  
Ich war einst, was du bist:  
Ein Mensch – wie du – ein Mensch!  
Wirst anders als du warst.

Ja, anders, aber wie?  
Und wer und was? Ein Mensch!  
Ein Sein, das sterbend schrie?  
Was warst du für ein Mensch?

Ist dies vielleicht die Hand,  
die oftmals mich beglückt?  
Bist du wohl gar der Kopf,  
dem ich den Tod geschickt?

Wer weiß, mein Freund? Mein Feind  
Ein Leider, Streiter, Held?  
Ganz gleich – denn dich beweint  
beklagt dein leidend Land.

Wer du auch bist: Der Schmerz  
geliebter Herzen sucht  
dich Lieben – und du schweigst  
das Schweigen ewger Nacht.

Abgrundtief Geheimnis  
menschlicher Wesenheit:  
Gottes Ebenbildnis  
vereint Erbärmlichkeit.

Geballter Widerspruch  
aus Fleisch und Seel´ und Geist;  
des Blutes Zwang mengt sich  
mit freier Willenskraft.

Vernunftbegabt Geschöpf  
zugleich auch reißend Wild –  
erhaben Maß der Ding  
und maßlos Zerrgebild!

So machtest du die Fahrt.  
Dich trieb der Sturm der Zeit.  
Und was hast du erreicht?  
Des Todes Einsamkeit!

Einsam und nie allein?  
Wohin der Blick auch fällt:  
Gebein! Gebein! – Gebein.  
Die Welt ein Friedhofsfeld.

Doch über allem Weh  
im dunklen Schmerzenstal  
wölbt sonnig helle Bläu  
unendlich heitrer Himmel.

Sieh hier, schau da, überall  
duftvolle Blütenpracht!  
Ade Gedankenqual,  
denn Gottes Schöpfung lacht!

Sie lacht und singt – frohlockt  
trotz der Vergänglichkeit.  
Hat auch mein Herz gerückt  
ins Licht der Ewigkeit.

Ich steh ja nicht allein  
auf todbedrohtem Stand,  
darf stets geborgen sein  
in meines Schöpfers Hand.

Mein Leben schuf nur ER.  
Mein Werden ward durch IHN.  
Mein Sein ohn IHN ganz leer.  
ER bleibt mein letztes Ziel.

Der Mensch ist nie nur Staub.  
Er bleibt nie nur Gebein.  
Gott blies uns Seinen Hauch  
in unser Wesen ein.

Das gibt Menschen Hoheit,  
leiht Würde, Ehre, Mut,  
des Menschen Niedrigkeit  
gilt immer nur vor Gott.

Sonst ist er ständig Herr.  
Für ihn schuf Gott die Welt.  
Denn Erde, Luft und Meer  
sind ihm zum Dienst bestellt.

Ein jeder neuer Tag  
ist ihm ein neu Geschenk.  
Leben, das ist Arbeit –  
und Arbeit ist sein Dank.

Der Dank des Heimatlosen:  
Gott schuf ihm Ewigkeit.  
So mag die Hölle toben;  
der Herr hat ihn befreit.

Mein Bruder, lebe wohl!  
Sehr kurz währt´ unsre Rast.  
Wir fahrn der Heimat zu,  
hier bleibt ein jeder Gast.

Zwei Sommer waren ja inzwischen  
über dieses geschundene Land hinwegge-  
gangen. Wie einen gnädigen Schleier hatte  
die Natur ihr Grün und ihre Blumen darüber  
ausgebreitet. Dies kommt im folgenden  
Gedicht zum Ausdruck:

Grüße Gottes

Welche Labsal für die Augen,  
lind Erquicken durst´ger Seele!  
Welch ein Trinken, gierig Saugen  
selt´ner Schönheit dieser Öde!

S´ist, als hab der Herr geweint  
über dies verdorrte Land,  
dessen Leben wie versteinet  
und Herzensfrohsinn ausgebrannt.

Tränen netzen trocknen Schoß,  
Erbarmen küsste sanft die Erde.  
Zwischen Trümmern, Menschenhass,  
Blumen väterlicher Liebe.

Hier verborgen, duftig zart,  
dort knallfarbige Fülle –  
Mildes Streicheln, stiller Trost,  
ewig gütiger Himmel!

Bei deiner Lerchen Jubelschlag  
und lieben Blüten Süße  
wächst Hoffen in den Sonntagag  
als Dank für Gottes Grüße.

Der amerikanische Staatssekretär Byrnes hatte am 6. September 1946 eine Rede gehalten, die, wenn nicht in ihrem Inhalt, so doch in ihren Akzenten eine vollkommene Änderung der amerikanischen Politik in Deutschland ankündigte. Damit war die Waffenbrüderschaft der USA mit der Sowjetunion nicht nur beendet – vielleicht war sie sogar der Anfang des „Kalten Krieges“. Als wir davon hörten, gaben wir jegliche Hoffnung auf, bald – oder überhaupt – heimkehren zu können. Viele ließen ihren Heimatort umschreiben in eine Anschrift der späteren DDR. Denn für uns aus den Westzonen war schlecht vorstellbar, dass man uns, die wir ja immer noch recht feindlich der UdSSR gegenüber eingestellt waren, zum Amerikaner entlassen würde. Schon vor dem Kriegsende ging in der Deutschen Wehrmacht die Parole um, dass wir womöglich noch gemeinsam mit der USA und ihren Verbündeten gegen die Sowjetunion Front machen würden. Und das wussten die Sowjets sehr wohl.

Trost im Leid

Wenn es so noch lange dauert,  
wenn es so stets weitergeht,  
wenn sich niemand um uns kümmert,  
ist es bald einmal zu spät!

Wie der Leib so abgenommen,  
wie der Geist so völlig matt,  
wie der Wille fast zerronnen,  
weil sich, ach, so gar nichts tut!

Wann wird unsre Sonne scheinen?  
Wann scheint uns ein neuer Tag?  
Wann wird enden langes Stöhnen,  
dass neues Freuen werden mag?

Ach, das ist ein quälend Fragen,  
der Schrei Verschlagner nach dem Heim.  
Herzen möchten Frieden haben,  
gewisse Hoffnung, lichtvoll Sein!

Brüder, trotzet Tod und Teufel,  
verzehrt euch nicht im eignen Gram,  
lasst die sorgenschweren Zweifel,  
hasst Geschwätz und hohlen Wahn!

Seht nicht in die schwarzen Wogen,  
fürchtet nicht den wilden Wind!  
Farbig helle glänzt der Bogen  
am wetterdunklen Firmament.

Der Bund Gottes mit Gestraften  
kündet Heil, gibt Zuversicht,  
erhebt die Glieder der Gebeugten,  
schenkt dem Glauben neues Licht.

Drum schickt mit mir ein still Gebet  
zum Herrscher aller Enden,  
und seid getrost, denn unsre Zeit  
steht fest in Gottes Händen!

Ein letztes Gedicht zu der Situation der Kriegsgefangenen „Neue Zeit“ schließt mit dem Vers:

Verzage nicht in diesem Streit.  
Du stehst nie ganz allein!  
Der Ewge will in neuer Zeit  
wegweisend Helfer sein!

Pfotenhauer ist bald danach wegen seines körperlichen Zustandes mit einem Krankentransport nach Hause gefahren. Er hat meine Bitte erfüllt, dem Leiter unserer evangelischen Jugendarbeit, Paul Both, einen Bericht über mein Gefangenenleben und meine Tätigkeit zu geben.

Mit Werner Reininghaus verband mich immer mehr eine enge Freundschaft. Er war vor dem Krieg Pfarrer in Heilbronn gewesen und mit einer Gebirgsjäger-Division in sowjetische Gefangenschaft geraten. Sein Ausgangslager war Brünn. Dort hatte er Gottesdienste gehalten. Er berichtete davon, vor allem von dem erstaunlichen Erlebnis, dass so viele Gefangene erschienen, dass Platzkarten ausgegeben werden und mehrere Gottesdienste hintereinander gehalten werden mussten. Diese Begeisterung hat nicht lange vorgehalten. In den Lagern auf der Krim war davon zunächst überhaupt nichts zu spüren. Schlimme

Lethargie und Trostlosigkeit hatten die meisten erfasst. Der Hunger beherrschte weit hin das Denken.

Ich selbst habe durch die Arbeit im Lazarett dieses Elend ja nur kurze Zeit am eigenen Leib erfahren. Umsomehr sah ich die Verpflichtung, beim Aufbau einer Lagergemeinde nach Kräften mitzuhelfen. Werner stand aufgrund seiner Tätigkeit als Kriegspfarrer im Rang eines Offiziers, zuweilen sogar eines Staboffiziers (russisch: „kak major“ – wie ein Major). Über diesen russischen Titel haben wir oft herzlich gelacht. Es war aber keineswegs nur eine Formsache; denn ab Major brauchten gefangene Offiziere – und damit auch er – nicht zu arbeiten. Hinzu kam die bessere Verpflegung, mit der Werner gut leben konnte. Zuweilen hat er sogar an gefangene Landser abgeben können. In der Zeit, wo er nur als Hauptmann anerkannt war, arbeitete er als Normerowtschik, das heißt, er war einer Arbeitsbrigade zugeteilt und musste anhand des Arbeitsnormen-Buches die Arbeitsleistung der einzelnen Gefangenen und der gesamten Brigade berechnen. Dazu war er in der Lage, da er sehr schnell russisch gelernt hatte. Er verfasste später eine russische Grammatik für Deutsche, ein dickes Buch, weil es von Hand auf Zementsackpapier (gebügelt!) geschrieben war. Anderes Papier stand uns nicht zur Verfügung. Selbst die Ärzte mussten ihre Krankenberichte auf Zeitungspapier, auf den Kopf gestellt, zwischen die Zeilen schreiben: moderne Palimpseste!

Es war etwa Juni/Juli 1946, als wir die ersten Postkarten erhielten, um den Angehörigen in der Heimat mitzuteilen, dass wir noch am Leben seien. Mehr als fünfundzwanzig Worte waren auf diesen Karten des „Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes“ nicht erlaubt. Wir aber erfanden viele zusammengesetzte Wörter und durchkreuzten dadurch dieses Gebot. Es war eine Antwortkarte angehängt, mit der eine entsprechende Nachricht zurückgeschickt werden konnte.

Was ich die ganze Zeit befürchtete, das erfuhr ich so über meine Verwandtschaft in Hanau: Meine lieben Eltern hatten mit einem Teil der Verwandten den Krieg

nicht überlebt. Kurz vor dem Kriegsende – die Amerikaner standen schon am Rhein – wurde Hanau am 19. März 1945 durch einen weiteren Luftangriff bis zu achtzig Prozent zerstört. Es muss eine fürchterliche Nacht gewesen sein. Viele Gebäude, die die seitherigen Angriffe – wenn auch beschädigt – so doch überstanden hatten, fielen in Schutt und Asche. Unsere schöne Niederländisch-Wallonische Kirche, in deren unmittelbarer Nähe meine Eltern mit meinem Onkel Karl, seiner Frau und Tochter im Keller umgekommen waren, muss mit ihrem Holzgebälk (siehe Seite 10) eine grandiose Fackel gewesen sein. Feuerstürme rasten durch die anliegenden Straßen und erstickten die Bewohner, wenn sie nicht schon durch Feuer oder Sprengbomben umgekommen waren. Sie alle ruhen mit vielen anderen Hanauer Bürgern auf dem Ehrenfriedhof. Viele konnten gar nicht mehr identifiziert werden, da ihre Körper entweder verbrannt oder zu Puppengrößen zusammengeschrumpft waren. Das also war das Ergebnis dieses Krieges für mich: Von einer vierköpfigen Familie war ich der einzige Überlebende und wusste noch nicht, wie dieses letzte Kapitel „Russische Gefangenschaft“ enden würde.



*Blick über die Hafeneinfahrt (2002)*

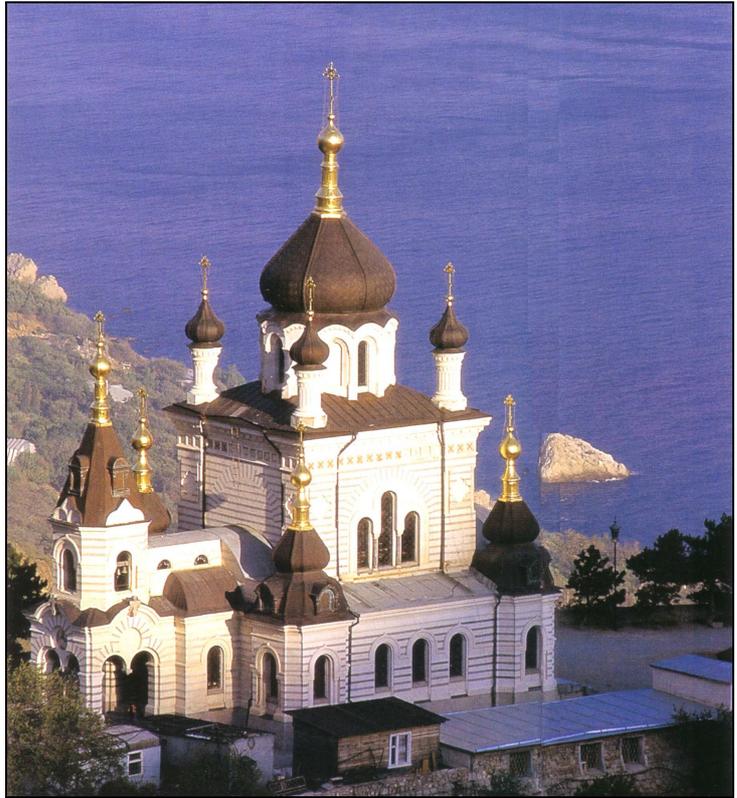
Zwei Unternehmungen erlaubten mir, das Lager zu verlassen und etwas mehr von der Halbinsel Krim zu sehen als nur den Blick auf die große Hafenbucht. Dort lagen zahllose Kriegsschiffe, von denen das Glasen der Schiffsglocken zu uns herauf tönte. Mit einem Lkw sollten wir Bekleidung in

Jalta holen. Die Fahrt führte an Balaklawa vorbei, wo sich ein Lager unserer Abteilung befand, bergauf zu einem Pass über den westlichen Teil des Aj Petri-Gebirges. Ich entsinne mich noch des herrlichen Ausblickes an der höchsten Stelle. Hier verlief die Straße wie durch eine Schlucht und gab plötzlich den Blick frei auf das Schwarze Meer. Da lag vor uns eine pittoreske russische Kapelle.

Über Foros ging es die Küste entlang über Alupka nach Oreanda. Zuvor genossen wir noch den Blick auf das „Schwalbennest“, ein maleirisches Schlösschen auf einem Felsen im Meer, einer Steilküste vorgelagert. Die Namen der Orte waren mir damals nicht bekannt. Ich lernte sie erst kennen, als ich 1995 mit meinem ältesten Sohn Werner vierzehn schöne Tage dort unter besseren Voraussetzungen verbringen konnte. Von Jalta selbst sahen wir Gefangenen nichts, denn nach dem Verladen ging es schnell wieder zurück. Auf der Rückfahrt bei untergehender Sonne sahen wir so gut wie nichts von der Landschaft. Wir waren auch zu sehr damit beschäftigt, aus den Ballen von Bekleidung unsere eigene Montur so gut es ging zu vervollkommen.

Bei der zweiten Fahrt brachten wir Psychose-Kranke in eine zivile Heil- und Pflegeanstalt nach Simferopol. Leider fuhren wir auf einem Lkw mit Plane. Die hinteren Sitze hatten unsere Bewacher besetzt. Uns kam die Aufgabe zu, die Kranken zu beaufsichtigen – und das war nicht einfach, denn es waren einige aggressive Fälle dabei, die uns auf Trab hielten. Aber auf der Rückfahrt machten wir Halt in Bachtschisaraj, dem ehemaligen russischen Tatarenzentrum mit seinem reizenden Schlösschen (die Tataren hatte Stalin wegen ihrer deutschfreundlichen Einstellung während des Krieges umgesiedelt). Hier ließen uns unsere Posten sogar ein wenig frei herumlaufen.

Interessant war die politische Einstellung der Russen zu uns, zu ihrer Regierung und zu dem Westen – vor allem zu den Amerikanern. Allgemein ließen sie sich



*Kirche von Foros*

nichts anmerken. Ihr Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ hatte sie stolz auf ihr Land gemacht. Die Schwierigkeiten, besonders in der Versorgung der Zivilbevölkerung nach Kriegsende, wurden zunächst wohl nicht zu Unrecht den Kriegsfolgen zugeschrieben. Wir waren die bösen Faschisten, vor denen höchste Wachsamkeit geboten war. Viele Äußerungen von unserer Seite wurden abgetan mit dem Hinweis, dass wir zunächst einmal wieder ganz bescheiden werden müssten. Dieses Verhalten änderte sich allmählich, besonders gegenüber den Kriegsgefangenen, mit denen sie sie sich unterhalten konnten. Hinzu kam, dass Deutschkenntnisse bei ihnen nicht selten waren, und es war unklug von vielen unter uns, abfällig von ihnen als den „Kanaken“ zu sprechen.

Sie bewunderten uns wegen unserer oft guten Allgemeinbildung, staunten aber auch über manches bei uns vorhandene Spezialistentum. Sicher hätten sie dieses Kapital besser ausbeuten können, wenn sie uns mehr nach unseren beruflichen Qualifikationen eingesetzt hätten. Aber so ließen

sie manchen beruflich hoch Qualifizierten Arbeiten für Ungelernte – oft körperlich schwere Arbeit – leisten, mit der sie physisch und psychisch herunter gewirtschaftet wurden.

Im Improvisieren waren sie uns weit überlegen. Wo wir mit unserem „Deutschen-Industrie-Norm“-Wissen wie vor einer Mauer standen, da wussten sie meist noch einen Weg. Natürlich zeigte sich oft, dass sie mit ihrer „Kordelkram-Technik“ – so hätte es mein Geselle Wilhelm Schleich während meiner Schlosser-Lehre genannt – nicht weit kamen. Den hätte ich überhaupt gerne manchmal dabei gehabt, um ihm sein Arbeiterparadies vorzuführen. Ihm habe ich allerdings auch gelegentlich still Abbitte getan, wenn ich so manchem Russen in seiner Schlichtheit und Geradheit begegnete.

Platt war ich, als ich erleben musste, wie einige unserer russischen Ärztinnen und Schwestern, die besonders in ihrer äußeren Erscheinung so gar nicht in das Sowjetbild passten, immer wieder an das Fenster mit dem Ausblick auf die Bucht und in der Ferne auf das Meer rannten und miteinander tuschelten. Was war nur in sie gefahren? Sie trauten sich zunächst nicht zu äußern. Aber dann hörte ich sie flüstern: „Die Amis kommen!“ Auch viele von uns glaubten, dass uns eines Tages der Amerikaner hier herausholen würde. Denn eine normale Heimkehr konnten wir uns nicht vorstellen. Welch eine Verrücktheit! Noch war den meisten von uns nicht klar, dass wir zwar den Krieg verloren hatten, aber zugleich glücklicherweise vom Wahnsinn Hitler-Deutschlands befreit waren.

Langsam normalisierten sich die Verhältnisse im Lager. Es gab nicht nur einen Gefangenen-Lagerführer, zunächst ein Rumäne, sondern auch einen Politruk<sup>23</sup>. Er war ein Deutscher. Er spielte sich als alter Kommunist auf und hatte die Aufgabe, uns umzuerziehen. Er war in der Regel die verlängerte Hand des russischen Polit-Offiziers und war mit Vorsicht zu genießen. Denn hinter ihm stand die NKWD – später MWD,

die sowjetische Geheimpolizei. Und mit denen war nicht gut Kirschen essen. Sie suchten unter uns vor allem SS-Soldaten und Kriegsverbrecher.

Nicht nur politische Erziehung war die Aufgabe, sondern auch die Kulturarbeit im Lager. In deren Rahmen bestand zum Beispiel die Musikkapelle. Sie spielte nicht mehr nur beim Aus- und Einmarsch der Arbeitsbrigaden, sondern gab auch sonst abendliche Konzerte. Es entstand sogar eine Theatergruppe. Die ersten Bücher in deutscher Sprache tauchten auf. Selbstverständlich hatten sie eine Kontrolle durchlaufen. Es waren zumeist deutsche und russische Klassiker. Heinrich Heine (russisch: Geinrich Geine) fehlte nicht. Zunächst wunderten wir uns, dass auch Mark Twain dabei war. Dann wurde uns klar, warum. Es war die nicht nur lustige Geschichte „Die Million Pfund-Note“, denn in ihr geht es ja darum, dass der Mensch nur einen großen Geldbetrag besitzen muss, um anerkannt zu werden. Es war also eine Erzählung, die geeignet ist, den American Way Of Life ad absurdum zu führen. „Nachtigall, ick hör dir trapsen!“

Ein Gerücht, das schon lange umherging, bewahrheitete sich eines Tages: Das Simferopoler Spezial-Lazarett verlegte nach Sevastopol. Das bedeutete für uns, das Zentral-Lazarett: wir mussten uns verkleinern, vor allem uns an Raum einschränken. Die Grenze zwischen beiden Hospitälern verlief mitten durch das Gebäude. Es gab kein Herüber und Hinüber. Türen wurden verbarrikiert. Im Freien trennte uns ein Stacheldraht, in dem nur ein kleines Türchen vorgesehen war, durch das Schwerkranke von uns nach drüben verbracht wurden. Das war ein Vorgang, als wenn es sich um einen Grenzverkehr zwischen zwei Staaten gehandelt hätte.

Für uns galt der Befehl, dass bei uns ab sofort kein Kranker mehr sterben durfte. Das hatte zur Folge, dass bereits ernster Erkrankte nicht bei uns verblieben. Beim Transport auf einer Trage hinüber entstanden grotesk-makabre Situationen. Irgendwann muss einmal ein Kranker drüben nicht lebend angekommen sein. Vielleicht war er tatsächlich schon bei uns gestorben.

---

<sup>23</sup> russische Silbenabkürzung für „Politischer Leiter“

Seitdem fragte der Wachposten an der Pforte zum Spezial-Lazarett jedesmal mit lauter Stimme: „Lebt er noch?“ – „schiwjot?“ „Da, konjeschna!“ – „Ja, selbstverständlich!“ war die Antwort.

Aus den letzten Tagen im großen Zentral-Lazarett wurde auf einmal bekannt, dass rumänische Sanitäter Leichenfledderei betrieben hätten. In solchen Fällen kannten die Russen keine Gnade. Sofort wurden sämtliche rumänische Sanitäter aus dem Lazarett entlassen. Ein Volksdeutscher aus Ungarn wurde Obersanitäter. Der Sanitäter in der Abteilung für Lungenentzündungskranke war Volksdeutscher aus Rumänien. Er sprach Rumänisch, Ungarisch, Deutsch und Russisch, und er war zugleich Dolmetscher bei der in dieser Abteilung arbeitenden russischen Ärztin, Dr. Sibitewa. Auch er sollte rausgeworfen werden. Wer aber sollte Dolmetscher am Krankenbett sein? Denn Dr. Sibitewa sprach kein Deutsch. Es gibt ein Sprichwort: „Unter Blinden ist der Einäugige König“. Also hieß es: „Knopf, das machst du!“ Ich gab zu bedenken, das dann womöglich Kranke an Übersetzungsfehlern sterben, die ich mir geleistet hatte. Die Chefin ließ nicht locker. „Das schaffst du schon!“ hieß es. Ich tat es unter der Bedingung, dass Frencule – so wurde der seitherige Sani gerufen – noch vier Wochen im Lazarett bleiben und ich bei ihm während der Visite hospitieren durfte. Das wurde genehmigt.

Diese Zeit habe ich am Krankenbett zugehört, mir neue Vokabeln auf Zementsack-Papier aufgeschrieben, die deutsche Bezeichnung erfragt und dann Abend für Abend Vokabeln gepaukt wie in alten Zeiten als Gymnasiast. Zugleich übernahm ich auch als Sanitäter die gesamte Verantwortung für die „Pneumonie“. Dr. Sibitewa und ich wurden ein ganz gutes Team, und für mich war es so etwas wie eine Beförderung.

An arbeitsfreien Sonntagen hielt Werner fast regelmäßig Gottesdienste. Die Predigt musste er zuvor bei dem russischen Politruk zur Genehmigung vorlegen. Stundenlang stand er dann oft am Lagertor und wartete, manchmal bis wenige Minuten vor Beginn des Gottesdienstes. Erinnerungen an ähnliche Schikanen im Reich Adolf

Hitlers wurden da wach. Nach der Konfessionszugehörigkeit wurden Gottesdienst-Besucher nicht gefragt. Gelegentlich feierten wir auch das Abendmahl. Wein hatten wir nicht, noch nicht einmal Tee. So wurden schwarze Brotrinden zu Pulver verrieben und das Wasser gefärbt. Ein Kelch stand natürlich auch nicht zur Verfügung. Ein Trinkbecher aus einer Fleischbüchse tat denselben Dienst. Eindrücklicher als damals habe ich kein Abendmahl mehr gefeiert. Wenn ich heute das Theater um Eucharistie und Abendmahl erlebe, dann kann ich nur den Kopf schütteln. Was muss noch alles geschehen, bis wir solche Unterschiede endlich als letztlich zweitrangig erkennen?

Ein regelrecht feierlicher Akt war das tägliche Teilen des Brotes bei den Arbeitsbrigaden. Vor dem Essenfassen hatte der Brotholer am Schalter des Brotschneiderraumes die gesamte Ration abgeholt. Jetzt musste es geteilt werden. Dieser Vorgang wurde von allen argwöhnisch verfolgt. Manche hatten sich eine kleine, kunstvoll gebaute Waage gebastelt, damit ja jeder ein gleich großes Stück bekam. Wehe, wenn das nicht genau stimmte! Da entstanden oft peinliche Streitereien. Ein großes Problem ergab sich mit dem Kanten, da er bei der Feuchtigkeit des Brotes besonders nahrhaft war und weniger wog als der nasse Teil. Da wurde hier und da regelrecht Buch geführt, „wer heute dran ist“. Damit es ja gerecht zuging, wurden die Portionen nun verlost. Von unserer Offiziersgruppe ging die Mär, dass man es bei ihr besonders genau nahm. Im Lager kursierte der Slogan: „Herr Oberst, heute sind Sie am Kanten!“ Der Satz wurde zum geflügelten Wort.

Sonntags hockten oder lagen die Männer der Arbeitsgruppen bei gutem Wetter auf dem Lagerhof herum, schliefen oder dösten. Zuweilen knackten sie auch Läuse, die die Entlausung überlebt hatten, oder sie jagten Flöhe. Die mittlerweile entstandene Kulturgruppe bot hier und da ein kleines Programm. Es wurden auch gelegentlich Gedichte vorgetragen, deren sich mancher erinnerte – meist in Zusammenarbeit („Wer kennt den x-ten Vers aus Schillers Glocke?“). Ein mehrstimmiger Chor hatte sich gebildet und sang unter der Leitung

eines alten Kantors. Das BK-Liederbuch, das mir ein Kranker übergeben hatte, bevor er mit einem Transport nach Hause fuhr, lieferte mit seinen mehrstimmigen Sätzen bekannter Choräle und Volkslieder die Grundlage eines beachtlichen Repertoires.

Besondere Erregung bemächtigte sich der Gefangenen, als eines Sonntags einer unserer deutschen Offiziere als Hypnotiseur auftrat. Was der alles fertigbrachte, da konnte man wirklich nur staunen. Auf einer Terrasse bot er seine Kunststücke dar: Zehn Gefangene saßen auf Stühlen dicht hintereinander. Sie ließ er eine Reise mit dem Flugzeug antreten. Als die Maschine startete, duckten sich alle Zehn. Luftlöcher erschreckten die Reisenden im Trancezustand. Mit zunehmender Höhe wurde es immer kälter. Sie begannen zu frieren und zogen die Köpfe in die Jacken zurück. Kurz darauf schien die Sonne in tropischer Landschaft. Da begannen alle wie auf Befehl die Jacken auszuziehen. Wer weiß, welche Bekleidungsstücke sie noch abgelegt hätten, wenn es noch heißer geworden wäre?

Die tollste Vorführung war eine Massenhypnose. Dazu bat er alle Kriegsgefangenen – mehrere hundert Menschen – aufzustehen, sich vorzubeugen und mit dem Zeigefinger einer Hand den Boden zu berühren. Dann befahl er, den Finger ganz

fest auf den Boden zu drücken, ganz fest! Dieses „Ganz fest!“ wurde übrigens sein Spitzname. Dann rief er: „Jetzt kommt keiner mehr vom Boden los!“ Keiner sollte mit Gewalt versuchen, dies zu tun, da Verletzungen zu befürchten seien. Bis auf ganz wenige Ausnahmen tanzten alle um ihren Zeigefinger herum, schimpften und kamen nicht vom Boden los. Mit einer weit ausholenden Handbewegung befreite er schließlich alle. Mancher hielt sich – vorwurfsvoll zum „Ganz fest“ schauend – seinen Zeigefinger, der wohl deshalb etwas schmerzte, weil doch versucht worden war, den Finger vom Boden zu lösen.

Von dem Tag an betrachteten alle diesen Offizier in einer gewissen Mischung von Achtung, Misstrauen und Angst. Selbst den Russen an der Wache war er nicht ganz geheuer. Sie wurden unruhig, wenn er sich bei einem Spaziergang ihrem Wachhäuschen näherte. Die Ärzte im Lazarett wollten mit ihm einen Experimentierabend veranstalten und baten mich, als Medium zu dienen. Ich aber sagte dankend ab. Auch bei der Massenhypnose habe ich mich innerlich geweigert mitzumachen. Sie hatte daher auch bei mir keine Wirkung. Heute bereue ich das, denn es wäre doch recht interessant gewesen, wenn ich diese Vorgänge nicht nur als Zuschauer erlebt hätte.

*Vom Dolmetscher  
zum Obersani*

## *Vom Dolmetscher zum Obersani*

Der neu ernannte Obersanitäter arbeitete nicht zur Zufriedenheit der Lazarettleitung. Er sorgte nicht für Sauberkeit und beaufsichtigte die Sanitäter nicht genug. Bei der nächsten Gesundheits-Kommission wurde er entlassen und musste zu den Arbeitsbrigaden. Da erhielt ich den Auftrag, seinen Posten zu übernehmen. Ich war lange genug Sanitäter, um zu wissen, was im Lazarett nötig war und geändert werden musste.

Zuerst schaffte ich die Unsitte ab, dass die Kranken beim Eintritt ins Lazarett ihre gesamte Bekleidung auf Nimmerwiedersehen abgeben mussten. Das geschah nämlich keinesfalls auf Befehl der Russen. Sie durften ab sofort auch ihre wenigen Habseligkeiten mit aufs Zimmer nehmen, wenn dies aus hygienischen Gründen zu verantworten war. Früher wurden sie von den Rumänen gefilzt, wobei diese sich oft genug bereicherten. Dabei tat sich besonders der Friseur hervor, Volksdeutscher aus dem Grenzgebiet von Rumänien und Ungarn. Er hatte die ungarische Staatsangehörigkeit und war daher bei dem Rauschmiss der Rumänen nicht betroffen, ein unfreundlicher Typ und von den Gefangenen gefürchtet. Ich erreichte, dass er durch den freundlichen deutschen Friseur ersetzt wurde, der ihm seither – wenn viel Arbeit vorlag – bei der Arbeit geholfen hatte. Das war nicht ganz leicht, da der Verdacht in der Luft lag, ich wolle ihn nur deswegen nicht mehr haben, weil er Rumäne war.

Inzwischen hatte ich auch gelernt, nach welchen Methoden bei den Russkis gearbeitet wurde, bei denen es nach unseren Begriffen nicht immer ganz korrekt zuing. Zumal als Gefangener meinte ich allen Grund zu haben, vor allem unseren Vorteil zu suchen. So fehlten beispielsweise immer wieder Fieberthermometer. Die Lazarettleitung konnte sie nicht beschaffen. Einer meiner ehemaligen Kranken, der auf einer Baustelle im Marine-Lazarett arbeitete, besorgte sie. Die Chefärztin staunte. Sie

wusste sicher, dass die Angelegenheit nicht ganz sauber war. Aber sie sagte nichts.

Ähnlich verlief die Aktion „Bettbretter“. Die Telefondraht-Gestelle war ich leid. Ich hatte ja selbst darauf liegen müssen. Wiederum erklärte sich ein ehemaliger Patient bereit uns zu helfen. Er war Brigadier in einem Sägewerk. Auch ihm waren die Lazarettbetten in übler Erinnerung geblieben. Die Angelegenheit war etwas komplizierter als bei den Thermometern: Das Sägewerk lieferte für die Öfen unserer Lagerküche Sägespäne. Mit dem Küchenchef, früher Koch in der Lazarettküche (der lustige dicke Sachse) schlossen wir folgenden Handel ab: Unter den Sägespänen wurden immer wieder Bretter für das Lazarett versteckt und ins Lager geschmuggelt. Dafür erhielt der Küchenchef nicht nur Sägespäne, sondern auch größere Holzabfälle mitgeliefert.

Zahlungsmittel waren Essensportionen, für den Küchenchef kein Problem. Für uns im Lazarett war die Sache auch nicht sehr schwierig. Oft kamen Reste aus den Stuben zurück. Für diesen guten Zweck verrechneten sich die Köche hin und wieder ganz gern bei der Essensausgabe. Toni, so hieß der Sägewerks-Brigadier, oder einer seiner Männer, erhielten also abends von der Lagerküche und von uns Suppe oder Kascha (deutsch: Brei). Suppe und Brei – das sind ja die Hauptelemente der russischen Ernährung. Dies sagt schon ein altes Sprichwort: „Schtschi da kascha – pischtscha nascha“ (Kohl- und Brei – das ist unsere Nahrung). Es stimmt übrigens nicht ganz: Brot gehört auch dazu.

Als die erste Lieferung im Lager ankam und wir die Bretter ins Lazarett brachten, kam uns plötzlich der russische Lager-Natschalnik (Lagerchef) entgegen. Mir fiel das Herz in die Hose. Unter deutschen Verhältnissen war damit zu rechnen, dass er mich fragte, woher ich die Bretter hätte. Ohne mit der Miene zu zucken, ließ er uns vorbeigehen und sagte keinen Ton. Als Wochen danach ein hoher russischer Sani-

täts-Offizier unser Lazarett inspizierte, hob der Lager-Natschalnik den Strohsack eines Krankenbettes hoch und zeigte ihm seine neueste Errungenschaft: die Bettbretter. Mir hat er dabei nicht einmal zugeblinzelt.

Auf diese Weise lernte ich weiter im Problem Materialbeschaffung hinzu. Die Bretterlieferung ging immer weiter. Wir begannen Möbel zu bauen. Dazu wurde ein Schreiner nach seiner Genesung nicht gesund geschrieben. Die Natschalnika spielte mit. Werkzeug kam auf die bewährte Weise. Es wurden Bänke, Tische – ja sogar Liegestühle hergestellt. Denn wir hatten eine balkonartige Terrasse, von der man einen wunderschönen Blick auf die Bucht genießen konnte. Die wurde möbliert. Auf der Rückwand entstand ein Monumental-Gemälde des „Wilden Kaiser“ aus den österreichischen Alpen, Der Künstler, ein deutscher Offizier, längst wieder gesund und doch weiter krank geschrieben, war froh, dass er nicht gleich wieder zur Arbeit musste. Außerdem wurde er noch in unserer „Währung“ entlohnt.

Die größte Toilette, acht Löcher im Boden mit Tritten nach französischer Art, reichte schon nicht mehr für das „Hock-Geschäft“. Es fehlte eine Möglichkeit zum Urinieren. Eine „Pi..rinne“ brauchten wir! Wo das Blech hernehmen? Den Klempner hatte ich schon. Er drohte bald gesund und entlassen zu werden. Da begannen wir, auf dem Dach die Blechabdeckungen der Sandsteinbalustraden abzubauen – bei Nacht, versteht sich. Als wir die neue Anlage einweihten, war die Chefin voll Lob über unseren Erfindungsgeist. Woher das Blech war, fragte sie nicht

Wir hatten also das derzeitige russische Beschaffungs-System erkannt und fuhren mit unseren Baumaßnahmen fort. Die Neuzugänge mussten sich auf primitive Art waschen. Wir hatten zwar einen Bademeister – aber kein Bad. Aus Regenfallrohren entstand – kunstvoll gebördelt – eine Wanne. Das warme Wasser wurde in einem Benzinfass erhitzt. Es wurde eine Badestube wie auf Darstellungen aus dem Mittelalter. Wohin aber mit dem Abwasser? Das Bad war im Kellergeschoss. Unter dem Boden befanden sich Fundamente, die wie

Geheimgänge aussahen. Dorthin lief das Badewasser. Niemand fragte uns nach dem Wie und Wohin.

Die Anstriche der Türen und Fenster waren katastrophal, Scheiben kaputt und durch Sperrholz ersetzt. Die Lazarettleitung zuckte mit den Schultern. „Knopp, ti snajesch!“ hieß es, (Knopf, du weißt es schon). Der Schmuggel mit Farbe begann. Glas und Kitt kamen ebenso von den Baustellen. Bei der Rückkehr von der Arbeit abends wurden gelegentlich Kontrollen durchgeführt. Farbübchen oder sonstige Renovier- und Baumaterialien wurden höchstens dann konfisziert, wenn die Garnison für ihren Bedarf mal etwas brauchte. Hier sahen wir also keine Gefahr. Pinsel waren Mangelware. Auf den Baustellen halfen sie sich schon mit aus Stricken selbstgebastelten. In der Farbtönung war die Auswahl gleich Null. Es gab fast ausschließlich nur ein helles Blau. Dieser Farbton war dort gang und gäbe; er ist überall – auch heute noch – zu sehen.

Nun war auch für unseren Lagerpfarrer der Weg ins Lazarett frei. Werner kam oft – nicht nur zu mir; auch die Kranken besuchte er. Nach Vorschrift erhielt er leihweise einen Chalat, einen gelben Umhang. Meist kam er abends, wenn es ruhiger geworden und weniger russisches Personal anwesend war. Die Schwestern wussten, um wen es sich handelte. Dass ich mit ihm befreundet war, ärgerte nur die Oberschwester, eine stramme Komsomolzen-Führerin<sup>24</sup>. „Was will der Pope hier?“, fragte sie mich. Ich antworte, er besuche Kranke, und das sei ja erlaubt bei Beachtung der Hygiene-Vorschriften. Sie war mein dienstliches Gegenüber. Denn jede Funktion der Gewahrsamsmacht hatte ihre Entsprechung bei den Kriegsgefangenen. Ich war also so etwas wie eine männliche Oberschwester. Sie war ungemein rührig. Man traf sie überall und nirgends. Meine Mutter hätte in diesem Fall gesagt: „Ein richtiger Feldwebel!“

Wenn sie Kranke beim Rauchen erwischte, konnte sie fuchsteufelswild werden, rief nach mir und verlangte, ich solle gründlichere Kontrollen durchführen. Das

---

<sup>24</sup> Komsomolzen: Sowjetische Jugendorganisation)

bedeutete, dass ich bei den Kranken das Bett untersuchen musste, ob irgendwo - meist unter dem Kopfkissen - Tabak, Machorka oder Seife zu finden war. Seife auch deswegen, weil es vorkam, dass sie verschluckt wurde, um Durchfall zu bekommen und abzumagern. In diesem Fall bestand die Chance, beim nächsten Heimtransport der Kranken dabei zu sein und damit endlich der Gefangenenmisere zu entgehen. Es war ein Spiel auf Leben und Tod, das hier und da auch schief ging. Die Aufgabe der Kontrolle war verständlicherweise für mich als Mitgefangener äußerst unangenehm. Die Rumänen hatten sie mit Eifer wahrgenommen. Das konnte ich nicht. Wenn eine solche Untersuchung stattfinden sollte, habe ich - wenn es irgend ging - die Sanitäter informiert, um die Kranken rechtzeitig zu warnen. Es gab leider auch sture Typen, die es darauf ankommen ließen. Ähnlich war es mit dem Rauchen. Die Toilette war manchmal total verqualmt, obwohl es andere Plätze gegeben hätte, dieser Leidenschaft zu frönen. Aber da wurde man angepöbelt: „Was willst du? Du bist auch nur Gefangener, blas dich nur nicht so auf!“

Die Sauberkeit war die Leidenschaft der Oberschwester. Das war an sich kein Fehler. Aber für Putzmittel mussten wir selbst sorgen. Wie? - „Knopp, das weißt du schon“ - Parotine hätte ihr Spitzname sein können (Spinnwebe). Sie sah welche, wo gar keine waren. Sie konnte allerdings manchmal auch recht freundlich sein, erkundigte sich angelegentlich nach meiner Vergangenheit: was wir als Jugendliche so gemacht hätten, was mein Vater von Beruf gewesen sei, was wir in unserer Freizeit getrieben hätten, welchen Sport usw. usw.

Der russische Oberarzt hieß Schotter-Georgewitsch, ein typischer Georgier, nassforsch und jovial in seinem Auftreten. Er war Chef der OK-Abteilung<sup>25</sup>, praktizierte aber auch oft im Lazarett. Ihm merkte man damals schon an, dass die Grusinier - wie sie von den Sowjets genannt wurden - den Russen nicht ganz „grün“ sind. Er gab sich, wenn es nur ging, westfreundlich und machte aus seiner Zurückhaltung keinen

Hehl. Er zeigte sich besonders fortschrittlich. Mit ihm hatte ich gerne zu tun.

Einen Gefangenen-Oberarzt hatten wir nicht, aber mehrere Ärzte. An den deutschen hatte ich selbstverständlich einen besonderen Rückhalt. Sie waren alle - auch die Rumänen - bei den Russen hoch angesehen. Die Deutschen waren Fachärzte für Inneres. Dr. Gerstner stammte aus dem Sudetenland, sprach tschechisch - und damit auch ganz gut russisch. Dr. Kühnel war ein ruhiger Vertreter. Er hatte die Besonderheit, dass er sich übertrieben hygienisch verhielt. Er wusch sich ständig die Hände, schon nachdem er eine Türklinke in die Hand genommen hatte. Ausgerechnet ihm musste es passieren, dass er in die Klo-Grube stürzte. Die Abdeckbretter waren gebrochen. Es soll nachts geschehen sein, und es gab keine Zeugen. Im Lager aber ging die bohrende Frage um, wie er sich wohl verhalten haben mag, um sich zu desinfizieren.

Lange Zeit hatten wir sogar einen Zahnarzt. Lothar Dupré hatte eine Bohrmaschine. Es war eine uralte mit Fußantrieb wie eine Nähmaschine. Die Patienten mussten einen Kameraden mitbringen, wenn gebohrt werden sollte. Er war sehr gefragt, denn die tägliche Zahnpflege ließ sehr zu wünschen übrig. Die Zahnbürsten waren weggefilzt oder altersschwach und nicht mehr zu gebrauchen. Behandelt wurde nur, wenn die Beschwerden auch zu sehen waren. Ohne dicke Backe - keine Chance. In seltenen Fällen wurde gebohrt, meistens gezogen; Betäubung gab es nur in besonders schwierigen Fällen.

Von den rumänischen Ärzten war Dr. Moisescu zuständig für die Tuberkulose-Abteilung. Er selbst sah tuberkulös aus und schlich mehr als er ging. Mit ihm wollten es die meisten nicht zu tun haben. Lag es an der Tuberkulose, die er behandelte, oder an seinem merkwürdigen Wesen? Wenn er mit jemandem sprach, so war dies fast nur sein rumänischer Kollege, Dr. Manoliu, der Chirurg. Der verstand sein Handwerk bestens. Zwei deutsche Sanitäter arbeiteten unter ihm, Erich und Schorsch (Georg). Sie hatten viel zu tun. Es gab nur wenig Verbandsmaterial; die Mullbinden mussten also

---

<sup>25</sup> frei übersetzt: Genesungs-Abteilung

gewaschen, getrocknet und neu gerollt werden.

Erich Lehbrink wirkte in der Kulturgruppe, Unterabteilung Theater, mit. Seine Toprolle war die English-Miss in einer Oper, die im Lager entstanden war. Leider ist mir der Titel entfallen. Ich erinnere mich nur eines Gesanges von Erich als überkandidelter älterer Dame. Ihr tolles Kleid bestand aus Mullbinden und Stoffresten aus der Kleiderkammer: „Der Männergesang ist meine Passion...“. In dem Saal, in dem die Aufführung stattfand, saßen in den ersten Reihen die Russen. Obwohl sie so gut wie nichts verstanden, waren sie begeistert. Und als unser Heldentenor Robert Löwe loslegte, verliebte sich in ihn doch prompt meine russische Ärztin Dr. Sibitewa. Es war eine Liaison, die sich Jahre hinzog, und in der ich z. T. eine gewisse Rolle mitspielte. („Kästchen nicht da!“, würde hier mein alter Physik- und Chemielehrer Jotfried Jraße sagen – siehe Seite 22).

Von den russischen Schwestern muss ich vor allem Sestra Marusia nennen. Ihr gehört eigentlich so etwas wie ein Denkmal gesetzt. Sie hätte Vorbild für eine Diakonie in einem deutschen Krankenhaus sein können. Freundlich und hilfsbereit war sie immer zur Stelle. Sie war keine Schönheit, ihr Haar hatte sie mit einem Zopf um den Kopf gewunden. Schon ihr Blick war immer fröhlich und liebevoll. Wie oft hat sie mich getröstet: „Knopp, du wirst eines Tages heimfahren, ein Mädchen heiraten und Kinder haben!“ Ihr konnte man auch manches Kritische sagen. Stellung genommen hat sie nie, aber sie meinte, so sei das eben bei ihnen in Russland. Sie hat oft etwas von ihrer Verpflegung für besonders schwache Gefangene zum Dienst mitgebracht, obwohl ihre Zuteilung bestimmt auch nicht üppig war. Ich habe mit ihr zusammengearbeitet bis fast ans Ende der Gefangenschaft. Unter den anderen – mehr weiß ich nicht mehr – waren recht hübsche dabei. Eine war so adrett, dass selbst die ausgemergelten Gefangenen die Köpfe nach ihr rumdrehten, während sie das sonst nur taten, wenn jemand mit einem Laib Brot durch das Lager ging.

Mit Werner, dem Lagerpfarrer, traf ich mich in der Folgezeit immer öfter. Er war mir ein wertvoller Berater in all den Fragen, die auf mich als neuer Obersani zukamen. Meist trafen wir uns auf dem Balkon des Lazarets, auf dem abends zu sitzen sehr gemütlich war. Neuerdings hatte er einen katholischen Priester neben sich, der aber nicht bereit war, Gottesdienste zu halten: Man habe ihm seine Stola abgenommen, und ohne die wolle er nicht aktiv mitwirken.

Eines Tages berichtete mir Werner von einem Gefangenen aus seiner Division, der als völlig Geschwächter zu uns in die OK-Abteilung gekommen sei. Er sei der Enkel von Bischof Zöckler, der in Galizien schon lange eine Arbeit betrieben habe wie Bodelschwing bei uns in Deutschland. Ob ich mich um ihn kümmern könne? Ich fand ihn unter den vielen Hungergestalten auf einer Pritsche im mittleren Stock heraus und nahm ihn zunächst einmal mit ins Lazarett. Eigentlich erübrigte sich die Frage, ob er etwas essen wolle. In der Spülküche im Regal standen immer einige Portionen, die übrig geblieben waren. Er hat im Laufe unseres Gesprächs an diesem Abend eine unvorstellbare Menge an Suppe vertilgen können. Es stellte sich heraus, dass er angefangen hatte, Medizin zu studieren, dann aber durch seine Einberufung zur Wehrmacht unterbrechen musste. Im Lager Oreanda wurde er nach einem gescheiterten Fluchtversuch von den eigenen Kameraden halb tot geschlagen, weil sie wegen dieser Unternehmung stundenlang in der Nacht zur Zählung antreten mussten. Er und sein Kamerad, mit dem er fliehen wollte, kamen daraufhin ins Straflager Jewpatoria. Schwerste Steinbrucharbeit hatten ihn vollkommen körperlich heruntergewirtschaftet. Als es absolut nicht mehr ging, kam er zu uns in die OK-Abteilung.

Die folgende Nacht konnte er in einem freien Bett meiner Abteilung schlafen, nachdem ich ihm zuerst einmal saubere Wäsche besorgt hatte. Sein begonnenes Medizinstudium brachte mich auf den Gedanken, dass er ja als Sanitäter besonders gut geeignet wäre. Vom Oberarzt war dazu die entsprechende Genehmigung zu beantragen. Wir meldeten uns also am nächsten

Morgen bei ihm. Er war gerade in einer Sitzung. Das war für uns besonders günstig, weil er da keine Zeit hatte, sich mit ihm genauer zu beschäftigen. Christel hatte nämlich auf seiner linken Gesichtshälfte starke Krätze. Ich prägte ihm also ein, dass er diese Seite auf keinen Fall ihm zuwenden solle. Unser Plan ging auf. Als wir nach dem Anklopfen den Sitzungsraum betraten, rief Schotter-Georgewitsch höchst ungnädig: „Knopp, was willst du denn jetzt schon wieder?“ – Ich stotterte mehr als ich sprach: „Das ist ein Medizinstudent. Er liegt bei OK. Das ist bestimmt ein guter Sanitäter!“ Christel stand wie verabredet die ganze Zeit so, dass man nur seine rechte Gesichtshälfte sehen konnte. „Mir egal!“, schrie er und fügte einen der berühmten russischen Flüche hinzu, die wir gelegentlich auch gebrauchten, die man sich aber im Deutschen wiederzugeben scheut.

Die Zeile eines alten Nazi-Liedes ging mir durch den Kopf: „Für uns war’s ein großer Sieg!“ Als nächsten Schritt gelang es mir, Dr. Gerstner als Verbündeten zu gewinnen. Er wollte ihn sogar sogleich in seiner Abteilung haben. So rückten wir zu dritt in die „Kanzelaria“ zu Maria Petrowna. Wiederum bekam sie nur die gesunde Seite von Christels Gesicht zu sehen. Sie fand die Idee mit dem Medizin-Studium sehr gut und war einverstanden.

Die Krätze war schnell nach bewährter russischer Methode mit Jod – dem Allheilmittel – verschwunden. Sorgen machten uns Christels Beine. Sie schwellen immer mehr an. Seine Körperschwäche und die vielen Suppen waren wohl daran schuld. Zum Glück hatte er bei der Chefin schon einen Stein im Brett. Sie schickte ihn nicht zurück zur OK, sondern übernahm ihn als Kranken ins Lazarett. Es dauerte auch nicht lange, da war er wieder arbeitsfähig.

Damit begann für uns eine in allem Gefangenen-Elend wunderbare Zeit. Werner war natürlich auch sehr froh, dass alles so gut geklappt hatte. Ab jetzt saßen wir nicht mehr nur zu zweit, sondern zu dritt zusammen. Es war viel, was wir uns zu erzählen hatten: Zunächst standen im Mittelpunkt unsere Herkunft, unsere Familien und unsere beruflichen Absichten angesichts

des verlorenen Krieges. Werner hatte einige Semester seines Theologie-Studiums in den USA absolviert und die Rückreise nicht auf dem direkten Weg über den Atlantik, sondern „hinten herum“ in der Form einer kleinen Weltreise über Japan und Indien durchgeführt. Da gab es viel zu erzählen.

Aus Christels Berichten sprach vor allem ein besonderes Verhältnis zu seiner Mutter, die sich schriftstellerisch betätigte und es wohl verstanden hatte, ein sehr harmonisches Familienleben zu gestalten, in dem auch Atti – Christels Vater – und seine Schwester Freudi eine wichtige Rolle spielten. Christel hatte in seiner Kindheit und Jugend manche Jahre nicht nur bei seinem Großvater in Galizien, sondern auch in Kärnten, der Heimat seiner Mutter, verbracht. Noch heute ist mir sein Bericht von der Mitarbeit als Bub auf dem Bauernhof in Birnbaum im wunderschönen Lesachtal in Erinnerung, insbesondere die Heumahd mit Sensen, bei der er mit den Alten trotz größter Mühe kaum Schritt halten konnte.

Was ich zu berichten hatte, braucht hier nicht im Einzelnen wiederholt zu werden: Der Soldatentod meines Bruders und die Bombennächte in Hanau mit dem schrecklichen Tod meiner Eltern, dass ich somit der einzige Überlebende einer vierköpfigen Familie war, dies stand bei mir im Vordergrund. Auch meine Pfadfinderzeit und die Auseinandersetzungen mit dem NS-Staat fanden bei Werner besonderes Interesse, da er am Kirchenkampf in Württemberg unter dem berühmten Bischof Wurm beteiligt war. Es dauerte nicht lange, dass wir unter uns eine brüderliche Verbundenheit im Glauben entdeckten, mit dem wir uns jetzt zu bewähren hatten.

Werner war nicht nur mein Mentor in Fragen, die mit meiner Tätigkeit als Obersani zusammenhingen. So manchen guten Rat konnte er mir geben und mich vor Fehlern im Umgang mit den Russen bewahren. Wie oft waren wir in heiße Diskussionen verstrickt, wenn es um Probleme unseres Glaubens ging. Wer kann sich eine so gründliche und sachkundige Beratung leisten, wie wir sie genossen haben? – und das in des Wortes wahrer Bedeutung. Es war wie ein kostenloser Privatunterricht, der

hier unter der Hand stattfand. Denn vieles in unserem Kinderglauben (und bei mir noch dazu in einer extrem pietistischen Form) war veränderungsbedürftig. Es gehört zu den Wundern meines Lebens, dass hier oft zur rechten Zeit das Notwendige geschah. Ob das Alte die auf uns zukommenden Belastungen ausgehalten hätte, wage ich zu bezweifeln.

Wir sind jedoch nicht immer tiefgründigen Fragen nachgegangen, wie man nach dem bis jetzt Gesagten vermuten könnte. Bei Christels Bobby-Witzen – im österreichischen Originalton vorgetragen – haben wir gelacht, als säßen wir nicht im Keller eines sowjetischen Kriegsgefangenen-Lazaretts, sondern daheim im Garten bei einem guten Glas Wein. Apropos Keller: Um eine Rückzugsmöglichkeit zu haben, richteten wir uns mit Ludwig Kluthe, dem Sekretär des Lazaretts, einen Kellergang als primitive Unterkunft ein. Wir lagen abends schon in unseren einstöckigen Metallbetten, als immer noch dieses und jenes zu berichten war. Manchmal schliefen wir ein, während der Erzähler in seiner Rede fortfuhr. Zur Kontrolle, ob wir noch wach waren, hatten wir die Gewohnheit eingeführt, dass derjenige, der gerade sprach, möglichst unauffällig das Wort „Knochen“ einfügte. Darauf mussten die Zuhörer sofort dieses Wort laut und deutlich wiederholen zum Zeichen, dass sie noch zuhörten. Das war an sich schon lustig. Es ist aber passiert, dass einmal mitten in der Nacht einer aufschrie „Knochen!“, obwohl schon längst die beiden anderen schliefen.

Eines Tages wurde Karl, ein Psychosekranker, eingeliefert. Er war von einem mehrere Meter hohen Baugerüst gestürzt. Es bestand eine leichte Lähmung beider Beine und eine viele Monate anhaltende Sprachstörung. Er schlurfte mehr als dass er lief, fast immer den Daumen im Mund. Wenn man ihn anzusprechen suchte, lallte er: „Papa, Mama – Hause fahren“. Maria Petrowna wusste offenbar zunächst nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollte und übergab ihn schließlich Dr. Gerstner als seinen Arzt und Christel als dem zuständigen Sanitäter. Fortan war Christel kaum noch ohne ihn zu sehen.

Karl lief ihm – so gut er eben konnte – oft wie ein Hündchen nach. Seine Pflege war äußerst problematisch. Essen nahm er nur von Christel an, wobei er immer wieder einmal die Büchse mit Suppe an die Wand schmiss. In unregelmäßigen Abständen bekam er Wutausbrüche, wobei er selbst seinen Pfleger mit großer Kraft angriff. So bemächtigte er sich einmal in der chirurgischen Ambulanz eines großen Amputationsmessers und ging auf Christel los. Der konnte sich seiner nur erwehren, indem er einen Stuhl ergriff, ihn in die Enge trieb und so das Messer abnehmen konnte. In einem anderen Fall ergriff Karl im Bad ein Beil, das auf einem Stapel Holz lag. Nur dem Tatbestand, dass er mit dem Beil in der Türfüllung hängen blieb, war es zu verdanken, dass nichts Schlimmeres passierte.

Mehrfach lief er nachts in den Stacheldrahtzaun oder versuchte durch die Pforte des Gefangenenlagers zu entfliehen. Die Wachposten alarmierten Christel, dem es dann gelang, Karl wieder ins Lazarett zurück zu bringen. Abends saß er meist bei uns in unserer Keller-Unterkunft. Gelegentlich lachte er sogar auch einmal und war recht friedlich. Bis in unser Gebet hinein verfolgte uns das Schicksal dieses armen Kerls, den man nach einer vorübergehenden Besserung nach Simferopol in ein ziviles Spezialkrankenhaus verbrachte. Wir haben ihn danach aus den Augen verloren. Er wird mit einem Krankentransport heimgefahren sein.

Im Sommer stellten wir unsere Betten auf dem Dachboden auf, zu dem man nur über eine Leiter durch das Loch einer Granate kommen konnte. Zunächst wusste nur der jeweilige Nachtdienst Bescheid und konnte vor allem mich herbeiholen, wenn es nötig war. Bei schönem Wetter zogen wir die Betten unter dem Dachrand auf einen Vorsprung, sodass wir unter freiem Himmel schlafen konnten. Das waren herrliche Nächte, über uns der Sternhimmel und der Mond – und um uns frische Luft. Dort oben saßen wir auch oft zusammen, Werner, Christel und ich. Jetzt besaßen wir sogar ein württembergisches evangelisches Gesangbuch, das uns ein Rückkehrer überlassen hatte, bevor er in seine Heimat, nach Leon-

berg, fuhr. Aus ihm lehrte uns Werner neue Lieder. Ihm gefiel unser Repertoire weniger, es war ihm zu individualistisch und pietistisch. Und auch uns sagten diese neuen, meist alten Lieder mehr zu. Das wurde dann auch gleich ausprobiert: Zu dritt schmetterten wir zum Beispiel das alte Lutherlied „Ach Gott vom Himmel sieh darein...“ mit seinem 3. Vers, der das, was wir im Dritten Reich erlebten und nun hier im Sowjetparadies erneut vor Augen hatten, deutlich machte:

„Gott wolle wehren allen gar,  
die falschen Schein uns lehren,  
dazu ihr Zung' stolz offenbar  
spricht: 'Trotz! wer will's uns wehren?  
Wir haben Recht und Macht allein,  
was wir setzen, das gilt allgemein;  
wer ist, der uns sollt meistern?'“

(eg 273, 3)

Es dauerte nicht lange, da wurde ich zur „Kirche“, dem sowjetischen Offizier der Geheimen Staatspolizei, bestellt. Was wollte der von mir? Ob wir etwa geheime Gottesdienste halten? Ich wusste gar nicht gleich, was er meinte und sagte ihm, unsere Gottesdienste seien doch alle angemeldet und von ihm selbst genehmigt. „Nein, oben auf dem Dach des Lazarets“, meinte er. Da musste ich aber doch lachen. Er wollte es kaum glauben, dass es sowas gibt: drei Plennis sitzen zusammen und singen Kirchenlieder. Leider kannte er nicht das Kriterium für den Begriff Gottesdienst und auch nicht den folgenden Vers aus „Die güldne Sonne“:

„Lasset uns singen,  
dem Schöpfer bringen  
Güter und Gaben,  
was wir nur haben,  
alles sei Gotte zum Opfer gesetzt.  
Die besten Güter  
sind unsre Gemüter;  
dankbare Lieder  
sind Weihrauch und Widder,  
an welchen er sich am meisten ergötzt“.

(eg 449, 3)

Er entließ mich mit erhobenem Zeigefinger. Dieses Verhör wurde übrigens in deutscher Sprache geführt, wenn man sein jiddisches Deutsch so nennen will.

Eine andere Zusammenkunft hätte ihn damals bestimmt mehr interessiert, von der

er aber erst viel später erfuhr, da sie logischerweise leiser ablief: Als Dr. Sibitewa herausbekam, dass oben auf dem Dach Betten standen, da verlegte sie ihr Schäferstündchen mit Robert, dem deutschen Heldentenor, dorthin. *Wir* hatten das gleich gespannt. Aber für uns Gefangene galt der Grundsatz der drei berühmten Affen: Nichts sehen, nichts hören und (vor allem) nichts sagen. Erst viele Monate später flog die *Affaire* auf. Das Pärchen wurde getrennt. Nein, Robert fuhr nicht nach Hause. Dr. Sibitewa verlor ihre Stelle im Lager. Was Liebe fertig bringt, das konnte die NKWD nicht ahnen. Robert ließ sich zu einer Arbeitsbrigade versetzen – und nun trafen sich beide irgendwo auf einer Baustelle. Da war es zwar sicher nicht so bequem wie bei uns auf dem Dach, es währte aber sehr lange, bis es herauskam. Robert wurde übrigens nicht bestraft; im Gegenteil: Er musste ins Lager zurück und wurde, damit er seine Stimme nicht verlor, zum Küchenpersonal befohlen. (Damit ist für meinen Bericht über diese Affäre noch nicht beendet. Fortsetzung folgt später)

Zu Christels Freude kam mit einem Krankentransport Thomas Schmidhofer, sein getreuer Kamerad bei den Gebirgsjägern, zu uns. Er hatte eine Phlegmone am Unterkiefer und wurde sogleich zum Speziallazarett weitergeleitet. Dort operierte ihn ein rumänischer Chirurg, der als Grobian, aber auch als großer Könnler bekannt war. Er soll in den ersten Tagen des Lazarets, als es noch an Allem fehlte, bei Kerzenlicht mit einem Rasiermesser – ohne Betäubung – gearbeitet haben. Thom war noch nicht ganz genesen, da kam er zu uns zurück und wurde zur OK entlassen. In dieser Zeit war er oft bei uns zu Gast. Das Wort Ökumene war uns damals noch nicht geläufig. Dennoch war die Tatsache, dass Thom katholisch war, keine Hinderung zur Teilnahme an den Lagergottesdiensten und am Abendmahl. Leider mussten wir uns bald wieder trennen, weil Thom in ein anderes Arbeitslager versetzt wurde.

Carl-Ernst Schulz war ein Kranker bei uns, mit dem mich bald eine feste Freundschaft verband. Warum, das weiß ich eigentlich nicht mehr richtig. Er hatte ein

Wesen, das ihn aus der Masse der oft stumpfen Gefangenen heraushob, und er war mir nicht nur deshalb sympatisch; man konnte auch gute Gespräche mit ihm führen. Er war Genesender und noch nicht entlassen, da setzte ich ihn als Sanitäter ein. Als er zur OK versetzt wurde, änderte sich nichts daran, und als er wieder arbeitsfähig war, hatte er bei meiner Chefin Maria Petrowna so viel Pluspunkte gesammelt, dass es ein leichtes war, ihn zur Obluga vorzuschlagen. Bei einer der immer wieder vorkommenden Razzien nach Arbeitskräften, bei der auch die Gruppe der Sanitäter nicht verschont wurde, konnte ich ihn gegenüber dienstälteren Sanitätern nicht halten, es wäre mir sonst als Vetternwirtschaft ausgelegt worden. Aber unsere Freundschaft hat bis heute gehalten und sich in manchen Schwierigkeiten bewährt. Obwohl er keine „christliche Vorgeschichte“ hatte, gehörte er bald zu dem engeren Kreis in der Lagergemeinde.

Die politische Beeinflussung hielt sich am Anfang in Grenzen, nahm aber allmählich zu. Sie hing sehr stark von der Person des Gefangenen-Politruks ab. Der gab sich gerne als alter Kommunist aus und wurde dadurch von den Russen bevorzugt, hatte aber gerade deswegen bei uns nur wenig Chancen. Später wurde der Begriff Kommunist durch Antifaschist ersetzt. Man hoffte, damit eher Anhänger zu gewinnen. Denn wer wollte wohl nach dem großen Debakel noch Faschist sein? Diese Bezeichnung, bei den Italienern seit Mussolini gang und gäbe, war bei uns sowieso nicht gebräuchlich. Der erhoffte Erfolg blieb daher aus. Hinzu kam, dass der Politruk gelegentlich auch eine Intelligenzbombe war. Einer von dieser Sorte - entweder war er ein kleiner Riese oder ein großer Zwerg - hatte es immer wieder mit „Höchstminimum“ zu tun. Er wunderte sich, wenn da gelacht wurde.

Die Oberschwester lag mir oft in den Ohren mit der Bemerkung: „In die Gottesdienste rennst du; warum besuchst du nicht auch einmal die politischen Versammlungen?“ – Es war nicht leicht, darauf zu antworten. Ich erklärte ihr, solange Stacheldraht um uns sei, gäbe es für mich keine Politik, dazu müsse man frei sein. Das ver-

stand sie nicht, wo wir doch durch sie vom Faschismus befreit worden waren. Sie begann dann regelmäßig, die Vorzüge des sowjetischen Systems anzupreisen.

Vor allem ging es ihr um das freie Leben der Frauen. Bei uns sei sie die Sklavin des Mannes, ohne einen Beruf hocke sie im Haus und habe nichts zu melden. In der Sowjetunion könne sie jeden Beruf wählen und sei in jeder Beziehung gleichberechtigt. Das mit der freien Berufswahl hatten unsere Leute, die in der Stadt eingesetzt waren, täglich vor Augen: Besonders schwere körperliche Arbeit mussten sie verrichten. Im Hafen verluden sie dicke Baumstämme aus den Schiffen über die halbhohe Bordwand der Güterwaggons. In der Autowerkstatt lagen sie unter den Wagen bei den schmutzigsten Reparaturen. „Das brauchen unsere Frauen nicht!“, war meine Antwort.

Als sie wieder einmal einen ihrer Vorträge bei mir beendet hatte, ohne bei mir einen Erfolg zu sehen, drehte sie sich um, von der Garderobe ihren schweren Militärmantel zu nehmen. Sonst hatte ich ihr bei dieser Gelegenheit immer in den Mantel geholfen; diesmal schaute ich gleichgültig zu. „Na, Knopp, ti mnje ne pomogajesch?“- „Na, Knopf, hilfst du mir nicht?“ Ich antwortete, sie habe mir doch gerade von der Gleichberechtigung der Sowjetfrau erzählt. Ich sei älter als sie. Ob sie *mir* in den Mantel helfen würde? – Da stampfte sie mit dem Fuß auf, spuckte aus und verschwand mit dem Schimpfwort „Faschist!“. Zu ihrer Ehre muss ich sagen, dass sie niemals nachtragend war. Ob sie in den „Knopp“ ein wenig verliebt war? Ich jedenfalls blieb stur – das hätte mir mein Mentor Werner garnicht zu raten brauchen.

Gelegentlich wurden zwischen uns auch weniger gefährliche Themen diskutiert. Als sie das deutsche Wort Schmuck vernommen hatte, war sie empört: „Wie kann man nur für etwas so Edles ein solch blödes Wort nehmen?“ Ganz verzückt nannte sie das russische Wort ukraschenije, oder für Schmucksachen dragozennosti. Da musste ich mich geschlagen geben. Und wir beide lachten ganz ausgelassen über ihren Sieg.

Liebe im Lazarett: Dazu hatten wir genügend Anschauungsmaterial. Unsere

rumänischen Ärzte schlichen eines Tages auffällig-unauffällig herum. Was war los? Sie verschwanden am Ende eines Ganges in einem Krankenzimmer, ein neuer, junger - Dr. Dumitrescu - war mit von der Partie, Dr. Manoliu fehlte. Wir dachten zuerst, sie hielten eine Beratung ab. Als aber auch zwei russische Schwestern dabei waren, wurde der Fall für uns klar. Was ging es uns an? Uns war die Angelegenheit nicht gleichgültig, weil das gewählte, zur Zeit freie Krankenzimmer für Gelbsucht Kranke vorgesehen war. Wir aber sagten uns: Zwei Ärzte und zwei Schwestern, die werden wohl wissen, was richtig und was falsch ist.

Eines Abends standen wir nach Feierabend mit ein paar Sanitätern zusammen und klönten. Da kamen die beiden Rumänen zurück und fragten, was wir hier herumzustehen hätten. Auf meine Frage, was ihn daran störe, antwortete er, ich solle nur nicht frech werden. Ein Wort ergab das andere. Da stürzte sich Dr. Dumitrescu auf mich und wollte mich schlagen. Ich wehrte ihn nur ab, bis die Sanitäter und auch Dr. Moisescu dazwischen traten und zur Ruhe mahnten. Damit war der Fall zunächst erledigt. Nach ein paar Tagen wurde ich zum NKWD-Offizier bestellt, der mich wegen der Schlägerei zur Rede stellte. Ich schilderte den Vorfall, vor allem die Tatsache, dass die Zusammenkünfte ausgerechnet im Isolierzimmer stattfanden, und dass ich nicht zurückgeschlagen hätte. Damit war der Fall für mich erledigt. Offenbar hatte einer der Sanitäter denselben Bericht abgegeben. Die Folge: Die zwei rumänischen Ärzte verschwanden aus unserem Lazarett und Lager. Auch die zwei Schwestern sahen wir danach nicht mehr.

Liebe im Lager: Auch das gab es – wenn man nach Gerüchten ging, sogar sehr oft. Russische Frauen sind keineswegs nur unförmige Matronen. Außer den Schwestern im Lazarett und in den Krankenrevieren gab es noch weibliches Personal in der Lagerverwaltung und in der Wachmannschaft. Der normale Plenni hatte dafür kaum ein Auge. Wie schon erwähnt, erregte ein Laib Brot, der durch das Lager getragen wurde, mehr Aufmerksamkeit als die kurvenreichste Blonde. Einige wenige Frauen gab es als

Kriegsgefangene. Wir erlebten sie, wenn sie als Kranke zu uns kamen. Ich weiß nicht, warum sie überhaupt im Status der Gefangenen waren. Sie waren im Allgemeinen körperlich gesund und wohlgenährt, gegen uns völlig abgeschirmt und isoliert. Unser rumänischer Lagerkommandant hat es geschafft, als Fassadenkletterer Zugang zum Zimmer seiner Angebeteten zu erlangen. Ob es sich gelohnt hat, weiß ich nicht. Es kostete ihn jedenfalls die Stellung, und er verschwand aus unserem Lager.

Damit war endlich die Möglichkeit gegeben, dass ein Deutscher Lagerführer wurde. Nach einem kurzen Zwischenspiel eines ungarischen Offiziers, der uns und offenbar auch den Russen nicht gefiel, wurde ein junger deutscher Offizier mit dieser Stelle beauftragt. Und – o Wunder – bei ihm war nicht Bedingung, dass er sich als Antifaschist bekannte. Wahrscheinlich sagte er dem russischen Natschalnik zu, denn er war zwar nicht von gleicher Gestalt, aber von ähnlichem Wesen. Beck, so hieß er, machte seine Sache sehr gut und fand auch viel Sympathie bei den Gefangenen. Mit ihm konnte auch ich sehr gut zusammenarbeiten. Es fehlte nur noch der deutsche Politruk, der nicht den Ehrgeiz zeigte, vor allem den Russen zu gefallen.

Da sah es zunächst noch finster aus. David, der sich als strammer Kommunist ausgab, errichtete wohl keine Schreckensherrschaft, dazu hatte er zu wenig Macht. Er war aber mit größter Vorsicht zu genießen. Er wollte unsere Lagerkapelle verändern, die mehr auf Klassik und auf gute Volksmusik setzte. So sammelte er im Lager Rubel, denn die konnte man ab Ende 1947 schon hier und da verdienen. Die Begeisterung dafür hielt sich in Grenzen. Eines Tages behauptete er, der gesammelte Betrag sei ihm gestohlen worden. Das nahm ihm keiner ab. Aber „wer hängt der Katze die Schelle an?“ Es war höchst gefährlich, gegen ihn vorzugehen, denn er hatte vollkommen das Vertrauen der russischen Geheimpolizei.

Unter der Mithilfe unseres Hypnotiseurs schmiedeten wir, das waren ein paar Leute um Beck, die genügend Vertrauen zueinander hatten, einen raffinierten Plan.

David hatte ein kleines Zimmer ganz für sich. Als Toilette konnte er nur unsere allgemeine Lagerlatrine benutzen. Als er eines Nachts schlaftrunken seine Bude verließ, um dahin zu gehen, wohin selbst ein Kaiser zu Fuß gehen muss, sprach ihn der Hypnotiseur an, versetzte ihn in Trancezustand und fragte gerade heraus: "David, wo hast du das Geld für die Ziehharmonika?" Der zeigte ihm bereitwillig sein Kopfkissen, in dessen Bezug er den Geldbetrag versteckt hatte. Das genügte zunächst. Denn am nächsten Tag gingen der Lagerführer und noch ein Gefangener zu ihm. Sie sagten ihm mit besorgter Miene, dass im Lager das Gerücht umginge, dass das Geld noch bei ihm sei. Diesem Verdacht müsse man unbedingt entgegentreten. Es würde nämlich behauptet, er habe das Geld in seinem Kopfkissen versteckt. Mit diesen Worten ergriff der Lagerführer beherzt das Kopfkissen und ließ das ganze Geld herausfallen. Damit war David erledigt. Es stellte sich sogar noch heraus, dass er überhaupt kein Kommunist gewesen war, im Gegenteil: er war im Krieg Mitglied der Waffen-SS. Das war ein Eklat!

Der Nachfolger, Jochen Molsen, ein Hochschullehrer aus Nordeutschland, war weder Kommunist noch ausgesprochener Antifaschist, sondern schlicht und einfach ein kluger, integrierter Mann. Die Polit-Versammlungen wurden nicht mehr von ihm geführt. Das machte ab sofort der russische Polit-Offizier selbst. Die Versammlungen waren besser besucht, vielleicht auch deswegen, weil das jiddische Deutsch viel Spaß machte.

Der 25-Worte-Verkehr der Rotkreuz-Karten stellte sich allmählich als der nicht einzig mögliche heraus. Hier und da kamen ganze Briefe an. Aus ihnen konnte man sich ein gutes Bild von der Entwicklung in beiden Zonen Deutschlands machen. Im Westteil ging es allmählich durch mancherlei internationale Hilfe, vor allem aus den USA, schon langsam bergauf; im Ostteil war zunächst Hoffnung, dass nun vielleicht doch gerechtere Verhältnisse, insbesondere für die einfache Bevölkerung, einsetzen würden. Bald aber war ein klarer Gegensatz zugunsten Westdeutschlands zu erkennen. In einer der

Versammlungen kamen diese Probleme zur Sprache, und der Offizier referierte aus Zeitungsberichten, es sei gerade umgekehrt. Es war gegen Abend und schon leicht duster. Da zeigte sich aus der Menge Widerspruch. Die Zeitungsberichte stimmten nicht, wurde gerufen. Woher wir wissen wollten, wie es daheim bei uns aussehe? „Aus den Briefen!“ war die vielfältige Antwort. Verärgert schrie er in den Saal: „Glövet ihr de Brief, oder glövet ihr de Zeitung?“ – Da brüllte der ganze Saal: „De Brief!, de Brief!“ – Damit war die Versammlung beendet.

Seine Sprache, eine Mischung zwischen schlechtem Deutsch und Frankfurter Jiddisch, hat uns oftmals erheitert. Einmal ging es um unsere Arbeitsleistung und das Essen, wo wir die Meinung vertraten, dass bei besserer Verpflegung wir auch mehr arbeiten könnten. Darauf antwortete er: „Die deutsche Leit‘ misse abeite mit der Händ und mit der Fiß!“

Werners Frau Agnes war eine der Mutigen, die sich mit den 25-Worte-Karten nicht zufrieden gab. Auch Christels Mutter schrieb munter Briefe, die auch ankamen. Das waren für uns natürlich äußerst wichtige Informationen, siehe oben. Aber auch viel Privates kam durch. In einem Brief von Agnes war ein Foto von einer Kindergarten-Gruppe beigefügt. Dorothee, Werners und Agnes' Töchterchen sei darunter, hieß es im Brief. Wer aber war in der Kinderschar Dorothee? Sie war im September 1945 geboren, und Werner war zu dieser Zeit schon in Gefangenschaft. Nicht nur er rätselte, die ganze Lagergemeinde war beteiligt, es wurden sogar Wetten abgeschlossen. Die Mehrzahl entschloss sich für Werners Tip – klar, wer sollte da überhaupt etwas Genaueres wissen? Schließlich entdeckten wir auf der Rückseite des Fotos kaum sichtbar mit Bleistift ein kleines, dünnes Kreuz an der Stelle, wo vorne der Kopf von Doro – wie sie später genannt wurde – zu sehen war.

Es muss fast zur selben Zeit gewesen sein, als ich keine Post mehr erhielt. Den Grund konnte ich mir kaum vorstellen, denn ich hatte mit dem traditionellen Zahlungsmittel Tabak bzw. Machorka – dem russi-

schen Tabakersatz – Karten „gekauft“ und losgeschickt. Ich wartete noch etwas, dann schrieb ich Karten mit dem Absender Günter Pfonk – mein Name rückwärts gelesen – und Günter Reuling, der Name meiner Verwandten in Hanau. Mit diesen Tricks hatte ich Erfolg: Es kam wieder Post, und zwar unter dem Namen Pfonk. Dies klappte aber nur deswegen, weil sämtliche unzustellbaren Karten über das Zentrallazarett gingen, damit sie evtl. krank Gewordene doch noch erreichten. Sie liefen damit durch meine Hand, und ich konnte meine Post heraus-sortieren. Ansonsten wäre dieses System natürlich aufgefallen, wenn laut die Namen Pfonk oder Reuling verlesen worden wären und ich mich dann gemeldet hätte. Damit war ziemlich klar, dass eine Zensur am Werk war, denn auf manchen Karten standen Dinge, die sicher dem Zensor nicht angenehm waren.

Christel war körperlich längst aus dem OK-Zustand heraus. Es bestand die Gefahr, dass er bei einer der nächsten Gesundheits-Kommissionen arbeitsfähig geschrieben würde und damit womöglich die Arbeit im Lazarett aufgeben musste. Auf das Wohlwollen von Maria Petrowka wollte ich mich nicht verlassen. Das hätte auch schief gehen können. Mit dem deutschen Sekretär der OK-Abteilung, Kurt Frech, verstand ich mich sehr gut. Er gehörte auch zu unserer Lagergemeinde. Mit ihm besprach ich mich. Er führte bei der Kommission die Kartei. Etwas zu ändern war zu gefährlich. Wir entschieden uns zu einem anderen Trick: Mit Christels Karteikarte ging ein Gefangener unseres Vertrauens, der garantiert „OK“ war, zum zweiten Mal durch die Kommission. Bei zweitausend Gefangenen fiel das bestimmt nicht auf, und so war es auch. Ein zweites Mal konnten wir auf diese Tour nicht „reisen“. Da verschafften wir uns mit einem Nachschlüssel Zugang zu dem Schrank, in dem die Karteikarten gelagert waren, bevor sie listenmäßig ausgewertet wurden. Wir änderten auf Christels Karte die I zu einer III. Diese Kategorie musste ja nicht unbedingt zur Arbeitsbrigade. Für Maria Petrowna war es in diesem Fall ein Leichtes, den Sanitäter im Lazarett zu behalten. Da ich dies bei ihr beantragen musste,

erkannte sie das Problem. Deshalb schrieb sie Christel schon vor der nächsten Kommission zur Obsluga<sup>26</sup>. Damit war endlich seine Daueranstellung gesichert.

Selbstverständlich wurde auch das Weihnachtsfest gefeiert. Einen Baum zu besorgen war nicht schwer. Kerzen gab es keine. Wir bastelten welche aus Gewehrpatronenhülsen, die wir mit Draht an den Zweigen befestigten und mit Petroleum füllten. Der Docht wurde durch ein Blechdeckelchen geführt, das verhinderte, dass die Weihnachtsbeleuchtung lichterloh brannte. Das Ganze wurde mit Kalk weiß gemacht, und fertig war die Kerze. Leider wurde der Tannenduft durch den Gestank des Petroleums übertroffen. Aber was machte das schon? Es vergaß so schon keiner, dass wir nicht daheim waren.

Auf unsere „geheimen Gottesdienste“ verzichteten wir natürlich nicht. Dies wäre ja womöglich als ein Eingeständnis verstanden worden. Wir lasen weiter in der Bibel und besprachen Probleme mit Werner. Außerdem lernten wir immer mehr Lieder, die wir dann auch sangen. Besonders in der Karfreitags- und Osterzeit gab es dazu Gelegenheit. Noch heute fehlt mir etwas Wesentliches an den Feiertagen, wenn diese Lieder nicht gesungen werden. Werner ließ sogar Feste aufleben, die daheim kaum noch beachtet wurden, um eine Gelegenheit zu haben, Gottesdienste beantragen zu können. Das Johannisfest zum Beispiel hatten wir früher nie als kirchliches Fest gefeiert. Jetzt aber entdeckten wir es neu.

Pfingsten 1947 nahm ich eine Gelegenheit wahr, das Lager vorübergehend zu verlassen. Es handelte sich um eine Besorgung in der Garnison vor dem Lagertor. Ich nahm Christel mit, und als wir den amtlichen Teil unseres Spaziergangs hinter uns hatten, gingen wir über eine Wiese bis zu einer Mauer, in der vom Krieg her noch ein Loch die Möglichkeit bot, dahinter zu verschwinden. Wir setzten uns in der warmen Sonne nieder, freuten uns zunächst über unsere kleine Freiheit und sangen die gerade gelernten Pfingstlieder. Zur Garnison hin waren wir gut abgeschirmt, sodass uns nie-

---

<sup>26</sup> fest angestelltes Personal

mand hören konnte. Diese halbe Stunde Pfingsten werde ich wohl nicht mehr vergessen.

Es gab noch eine andere Gelegenheit, das Lager zu verlassen. Ich hatte entdeckt, dass man über den Dachboden bis über den Teil des Riesengebäudes gehen konnte, wo bereits die Garnison begann. Zu zweit schnüffelten Christel und ich da oben herum und träumten von der Möglichkeit, auf diesem Weg eine Flucht zu wagen. Aber er hatte von seinem ersten Versuch noch genug, und es wäre auch Wahnsinn gewesen. Die gesamte Krim war ein einziges Gefangenenlager. Selbst das russische Personal soll dort strafweise eingesetzt worden sein. Über die schmale Landenge im Norden bei Perekop bestand die einzige Möglichkeit, auf dem Landweg die Krim zu verlassen – und die war bestens bewacht.

Die Unternehmung „Dachboden“ lohnte sich insofern, als wir eine Stelle im Dach fanden, wo ein zerstörtes Teil mit Brettern abgedeckt war. Es waren zwar Latschen, d. h. vom Baumstamm die äußeren Stücke, zum Teil noch mit Rindenresten. Aber für die Betten waren sie allemal gut. Unser Plan stand fest: Die Ritzen zwischen zwei Latschen waren immer durch eine dritte abgedeckt; Diese dritte konnte man entfernen, ohne dass es von unten im Hof des Lagers zu sehen gewesen wäre.

Wir machten uns bald an die Arbeit und hatten eine Mords-Freude an der Beute. Weitere Betten konnten modernisiert werden. Die Holzabfälle schenken wir der Lagerküche. Das hätten wir nicht machen sollen. Denn nun erfuhr der Küchenchef, woher wir das Holz hatten. Sein chronischer Bedarf an Heizmaterial brachte ihn dazu, da oben im Dach auch zu räubern. Er war aber nicht so vorsichtig wie wir und entnahm nicht nur die hintere Latsche, sondern ließ auch manche der vorderen mitgehen. Ja, sogar Sparren sägte er heraus nach dem Motto: was vier Sparren halten, das tun auch drei.

Geraume Zeit danach – wir hatten die ganze Angelegenheit längst vergessen – da wurde ich auf den Hof des Lagers gerufen. Da standen der Lagernatschalnik Mascharski, Ölkind und der diensthabende

Offizier. „Kto tibja rasreschil snimat doski?“, schrie er mich an. Er zeigte dabei auf die Bretterlücke oben im Dach. Hätte ich einen Dolmetscher erbeten, wäre alles vielleicht ganz anders verlaufen. So verstand ich: „Wer hat da oben Bretter abmontiert?“ Ich überlegte blitzschnell: Herumreden hat jetzt keinen Sinn. Ich wusste, dass ich nur noch eine Chance haben würde, wenn ich kurz und bündig die Wahrheit sagte. Ich erklärte also: „Ich!“ – Da bekam der Natschalnik fast einen Wutanfall, spuckte aus und schrie: „Faschist!“ Mein lieber Frankfurter Ölkind schüttelte fassungslos den Kopf. Ich musste dem Offizier meinen Gürtel und beide Schuhriemen abliefern, wurde zum Karzer geführt und dort eingesperrt. Erst viel später, als ich meine Russischkenntnisse weiter vervollkommen hatte, wurde mir klar, dass ich vor allem das Opfer eines Übersetzungsfehlers geworden war. Denn der Natschalnik hatte gefragt: „Wer hat dir *erlaubt*, Bretter abzumontieren?“ Meine Antwort „Ich!“ musste daher als eine glatte Frechheit verstanden werden.

Was nützte es mir? Ich saß auf der einfachen Pritsche meines kleinen Gefängnisses und sah die Tausende von Flöhen, die wie Mücken im Altweibersommer herumsprangen. „Das kann ja heiter werden!“, dachte ich. Vor allem bewegte mich die Frage, wie es danach weitergehen würde. Strafarbeitslager war das Mindeste, was mir blühte. Ich schaute mir meine neue Unterkunft näher an. Sie war unter einer großen Freitreppe untergebracht, ein vergittertes kleines Fenster erlaubte mir einen Ausblick auf den Hof des Spezial-Lazarets. Der Boden war blanke, schwarze Erde, leicht feucht, die Tür aus Brettern gezimmert, das mittlere Brett oben etwas kürzer als die anderen, wahrscheinlich zur Kontrolle des Gefangenen.

Es war mittlerweile Abend geworden und schon dunkel. Zu essen hatte ich noch nichts bekommen. Da klopfte es leise an die Tür. Durch die Brettlücke wurde meine Bibel hereingereicht und zu einer Wurst zusammengedreht eine Decke. Werner war das, der mich nicht vergessen hatte und auch Grüße überbrachte. Er musste schnell wieder verschwinden. Denn das, was er tat, war

ja streng verboten. Später kam noch jemand – ich war platt: Schmidt, der Küchenchef. Sein schlechtes Gewissen hatte ihn wohl getrieben oder die Angst, ich könnte ihn verraten. Zum Glück waren die fehlenden Sparren noch gar nicht entdeckt. Sie gingen ja auf sein Konto. Durch die Türücke wurde ein deutsches Kochgeschirr gereicht, voll mit süßem Kascha. So was gab es ja sonst nur als Diät im Lazarett.

Ein Löffel brauchte nicht mitgeliefert zu werden; denn ein richtiger Plenni trug ihn stets bei sich in einer Tasche am linken Hosenbein, wie ein Zimmermann seinen Zollstock. Dies geschah auch aus der Überlegung heraus, dass das Schlimmste, was ihm passieren könnte, der Fall wäre, dass er eine Suppe geschenkt bekommt und er dann keinen Löffel hat, um sie essen zu können. Nun fehlte mir eigentlich für die Nacht nichts mehr – nur die Freiheit. Was heißt hier Freiheit? Ich war ja jetzt in einer doppelten Gefangenschaft.

Um es kurz zu machen: In Bezug auf das Essen war es mir lange nicht so gut gegangen wie hier in meiner Klause. Tagsüber sah ich durch das Fenster Kranke des Speziallazarett, die bei dem schönen Wetter sich auf dem Hof ergingen, leicht bekleidet – wie üblich - mit einer Art weißer Unterhose und einem Hemd. Zu essen hatte ich so viel, dass ich nicht mehr wusste, wohin mit dem, was ich beim besten Willen nicht schaffen konnte. Da sah ich einen Gefangenen, der sich auf das Fensterbrett gesetzt hatte und mir den Rücken zuwandte. Der erschrak, als ich ihn kurz antippte: Ob er etwas zu essen haben wolle? Das war ja eigentlich eine überflüssige Frage. Er verdrückte sich in einen Winkel des Hofes und war voller Dank, als er das Kochgeschirr zurückbrachte. Ich musste an ein Erlebnis bei der Stuka-Staffel denken: Ein Kamerad hatte geschärften Arrest bekommen und war auch von der Küche gut versorgt worden. Nach seiner Entlassung begegnete ihm unser Kfz-Offizier und äußerte ganz erstaunt: "Ja Neu, Sie haben ja zugenommen!" Das wurde damals ein geflügeltes Wort.

Vielleicht denkt der Leser dieser Zeilen, dass dies ja ein lustiges Gefängnis für

mich war. Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Ich wusste nicht, wie lange ich „sitzen“ musste. Und was würde mit mir nach der Entlassung geschehen? Straflager im Steinbruch Jewpatoria! Was das bedeutete, sah man an den Kranken und Schwachen, die von dort zu uns kamen. Und auch Christel hatte nichts Gutes aus seiner Zeit dort zu berichten.

Doch es war wie ein Wunder – oder war es eins? Nach sieben Tagen wurde ich entlassen und kehrte in das Lazarett zurück. Die Russen, einschließlich Maria Petrowna, taten so, als sei gar nichts gewesen. Ich trat meinen Dienst an, als hätte ich Urlaub gehabt. Ich bin heute sicher, dass die Chefin bei Mascharski für mich gekämpft und durchgesetzt hat, dass ich in Ehren wieder mein Amt ausüben konnte. Der aber sah mich, wenn ich ihm in der Folgezeit begegnete, immer recht scheel an und war mir nicht freundlich gesonnen. Leider dauerte es noch eine lange Zeit, die ich mit ihm zu tun hatte. Ölkind aber hat mir die ganze Sache bestimmt verziehen. Womöglich war ich in seiner Achtung sogar noch gestiegen. Jedenfalls war er mir gegenüber nach der Brettergeschichte eigentlich noch freundlicher als zuvor.

Die Polit-Arbeit verlief unter dem neuen Kriegsgefangenen-Politruk Molsen recht gut. Bei ihm hätte ich mitmachen können. Aber ich wollte meiner Maxime: Solange Stacheldraht, solange keine Politik, treu bleiben. Das besprach ich mit ihm, und er respektierte es auch. Miteinander diskutiert haben wir trotzdem oft genug – aber nicht offiziell. Ein Thema, das uns erhitzte, war die Meldung, dass in Berlin von den Sowjets ein Denkmal mit einem Panzer errichtet worden sei. Heute würde ich diese Tatsache anders beurteilen. Aber damals ging uns diese Maßnahme doch gegen unsere Ehre. Irgend ein Teilnehmer muss dem russischen Politruk dieses Gespräch hinterbracht haben, denn Molsen wurde zu ihm bestellt. Der gab sich zunächst recht freundlich, fragte dies und das über die Arbeit im Lager, und M. wusste nicht recht, was man von ihm eigentlich wollte. Da rückte der NKWDist plötzlich mit der Frage heraus, was er eigentlich davon halte, dass

in Berlin ein sowjetisches Panzerdenkmal errichtet worden sei. Da fiel bei ihm der Groschen. Ja, sagte er, darüber hätte er mit einigen Leuten diskutiert. Er habe die Meinung vertreten, dass es eigentlich eine Schande für uns Deutsche sei, dass Russen uns von Hitler befreien mussten und wir das nicht selbst geschafft hätten. Damit war die Sache erledigt. M. meinte danach, dass es ihn zunächst ganz kalt und heiß überlaufen hätte.

Seit Molsens Tätigkeit waren auch unsere Gottesdienste problemloser. Sie gehörten allmählich zum festen Programm der Lagersonntage, wenn auch immer noch vorher die Predigt zur Genehmigung vorgelegt werden musste. Werner hatte nicht nur eine russische Grammatik verfasst; jetzt arbeitete er an einem Wörterbuch. Außerdem schrieb er unser Württembergisches Gesangbuch ab. Er war also immer sehr beschäftigt. Über seine Stellung als Offizier war man sich amtlicherseits nicht recht einig. Mal lief er im Range eines Majors und musste nicht zur Arbeit ausrücken, dann war er plötzlich nur im Range eines Hauptmannes und musste mit auf irgend eine Baustelle. Er war im Lager nicht nur wegen seiner Gottesdienste bekannt; man bewunderte seinen Fleiß, seine sportliche Betätigung und seine spartanische Lebensweise. Zum Gaudi der Wissenden stand er schon in aller Frühe auf und nahm unter dem kalten Strahl der Waschanlage so gut es ging ein Duschbad. Dann drehte er seine Runden auf dem Lagerhof, alles bevor überhaupt jemand wach war.

Wahrscheinlich die Tatsache, dass ich häufig mit ihm gesehen wurde, ergab den Anlass zu folgender Szene: In der Kanzlei kam die Rede auf die Zukunft der Gefangenen. Mama, die Frau des Feldschers, hörte aufmerksam zu. Ich wurde gefragt, ob ich eventuell auch Pfarrer – russisch Pope – werden wollte. Ich erklärte, das wisse ich noch nicht recht, aber ausgeschlossen sei das nicht. Als das Mama hörte, lief sie diagonal durch den Raum, mimte einen russischen Popen mit entsprechender Litanei und schwenkte ein imaginäres Weihrauchfass. Dann rief sie begeistert: „Der Knopp wird Pope, der Knopp wird Pope!“

Eines Tages verbot Maria Petrowna den Sanitätern, in ihrem jeweiligen Krankenzimmer zu schlafen. Auf der OK-Pritsche war es seither nicht möglich wegen der Ansteckungsgefahr. Jetzt stand ein besonderer Raum zur Verfügung, der natürlich auch bewacht und sauber gehalten werden musste. Dazu wurde ein Invalide abgestellt, das heißt ein Gefangener, der entweder wegen einer Verletzung oder einer Krankheit nicht arbeitsfähig war. Zunächst verrichtete diese Arbeit ein Epilepsie-Kranker. Aber die sich wiederholenden Anfälle, bei denen er sich ernstlich verletzte, zwangen ihn zur Aufgabe. Da wurde gerade ein Kranker als Invalide entlassen, Otto Harzer, ein evangelischer Pfarrer aus Württemberg. Der nahm natürlich die Stelle mit Freuden an. Über seine offizielle Tätigkeit hinaus beteiligte er sich, von Werner angeregt, ebenfalls an der Abschrift eines Gesangbuches. Für ihn trieben wir sogar einigermaßen gutes Papier auf. Leider konnte er sein Werk nicht vollenden, da er mit einem Krankentransport in die Heimat fahren durfte. Die Zeit seiner Anwesenheit bei uns reichte aber aus, eine Freundschaft zu begründen, die viele Jahre bis zu seinem Tod anhielt.

Im Mai 1948 kehrte Thom in unser Lazarett zurück. Leider war der Grund eine ernste Fußverletzung durch einen Felsbrocken im Steinbruch. Unser Chirurg Dr. Manoliu konnte die Operation durchführen, sodass er nicht noch einmal in das Speziallazarett verlegt werden musste. Es gelang ihm auch, ihn als Invalide zu entlassen. Damit war er ein willkommener Anwärter auf irgend einen Posten im Lazarett, den er gut ausfüllen konnte. Es gehört zu den Spezialitäten russischen Alltags, dass – so lästerten wir – an jedem Kartoffelsack ein Wachposten stehen muss. Diese Sitte griffen wir natürlich allzugerne auf, um einigermaßen sinnvolle Tätigkeiten denen zu vermitteln, die sonst tatenlos im Lager umhergeirrt wären. So bewachte Thom ab sofort den Eingang zum Lazarett. Unsere Lagergemeinde und unser kleiner Freundeskreis erhielten auf diese Weise immer wieder fruchtbare Neubelebung. Leider – aber zum Glück für Thom – konnte er bereits im Juni heimkehren.

Ein rumänischer Psychosekranker verunsicherte nicht nur das Lager; er tauchte auch im Lazarett auf. Jora (j wie j in Journal) schnappte sich irgendeinen Arztmantel und mimte Visite. Er war bärenstark, da er wegen seiner Erkrankung schon lange Zeit nicht mehr zur Arbeit ausrücken musste. Selbst die Russen wagten sich nicht an ihn. Er genoss so etwas wie eine Idiotenfreiheit. Am besten kam man mit ihm zurecht, wenn man ihm lustig begegnete, ihm auf die Schulter klopfte und ihn irgendwie lobte. Diese Taktik konnten sich zum Beispiel die Küche oder der Brotschneider erlauben. Im Lazarett funktionierte das nur eine kurze Zeit, denn Jora machte auch vor den Infektionsabteilungen nicht Halt. Die Oberschwester, die große Angst vor ihm hatte, verlangte schließlich von mir, ich solle diesen unmöglichen Zustand beenden. Ich versuchte es zunächst im Guten, machte zum Teil das Spiel mit. Aber er steuerte mit Beharrlichkeit in die Typhus-Abteilung, und da hörte eben der Spaß auf.

Ich besprach mich mit den Sanitätern, und wir schmiedeten folgenden Plan: Wenn er beim nächsten Mal auf gutes Zureden nicht reagiert, dann schlage ich ihm mit der Faust unter das Kinn in der Hoffnung, dass wir ihn dann wie beim Boxkampf auszählen können. Tritt diese Wirkung nicht ein, so wird er doch wenigstens wissen: wenn er zu uns kommt, dann tut es am Kinn weh. Natürlich kam er eines Tages wieder, und wir waren entschlossen, unser Vorhaben auszuführen, denn mit der Typhusabteilung wurde die Angelegenheit allgemeingefährlich. Freundlichkeit zog leider auch diesmal nicht, und ich setzte ihm meine Faust wie besprochen unter das Kinn. Die Wirkung war gleich Null. Er griff in die Hosentasche, holte ein Taschenmesser hervor, hatte es – ehe wir uns versahen – aufgeklappt und stürzte sich auf mich. Er stach mich in die rechte Schulter, und, als ich ihn zu Fall gebracht hatte, in den rechten Oberschenkel. Dabei brach das Messer ab. Christel hatte schnell eine Schaufel ergriffen, die herumstand, und schlug auf ihn ein. Da endlich zog er ab.

Es gelang der russischen Wachmannschaft nun doch, Jora festzunehmen und ihn

in einen karzerähnlichen Raum zu sperren. In dem tobte er furchtbar, demolierte die Tür und brach aus. Den russischen Wachoffizier sehe ich heute noch dastehen, die Militärmütze im Genick, unfähig etwas zu unternehmen. Jora stürzte in die Küche und holte ein Metzgermesser. Mit dem wollte er mich endgültig erledigen, dieses deutsche Schwein. Er wurde doch irgendwie überwältigt, gefesselt und nach Simferopol in die psychiatrische Spezialklinik gebracht. Von dort soll er nach einiger Zeit in seine Heimat entlassen worden sein.

Im Rückblick kann ich mich über diesen Zwischenfall nur wundern: Der Stich lag dicht an der Halsschlagader und hätte tödlich sein können. Wieso brach das Messer beim zweiten Zusteichen ab? Wäre dies nicht geschehen, wer weiß, wie oft Jora mich noch weiter hätte verwunden können. Was hat eine Schaufel im Vorraum der Chirurgie zu suchen? Wie kam sie da hin? Mit ihr konnte Jora endlich zum Abzug gezwungen werden.

Eine Gesundheitskommission beendete bald darauf das Zusammensein mit Christel. Er war längst wieder ein krepki tschelowek – ein kräftiger Mensch. Es gelang selbst Maria Petrowna nicht mehr, ihn zu halten. Denn das Lager musste eine größere Zahl von Gefangenen für einen Transport in die Ukraine abgeben. Es wurde für uns beide ein schwerer Abschied, waren wir doch in der Zeit der Zusammenarbeit im Lazarett zu Brüdern geworden: Christel, in seinem Elternhaus das „Brüderchen“, war für mich das „fratule“ (rumänisch für Brüderchen).

Eine neue Verkleinerung des Zentral-lazaretts ließ es fast zu einem Lager-Krankenrevier zusammenschrumpfen. Es war abzusehen, dass sein Ende nicht mehr fern sein würde. Wir waren nur noch zu zweit als Obsluga-Sanitäter: Erich Lehbrink in der Chirurgie und ich als Obersanitäter. Es begann der wohl schwierigste Abschnitt meiner Arbeit im Lazarett, denn ich musste eine kleine Abteilung mit acht Psychosekranken übernehmen. Ich hatte ja überhaupt keine Ahnung im Umgang mit dieser Krankheit; auch die Ärzte waren ratlos. Ein Rumäne warf fast jedes Mal bei der

Essensverteilung die gesamte Portion in die Gegend. Ein Deutscher versuchte immer wieder, nicht nur aus dem Lazarett, sondern aus dem Lager zu fliehen und wurde von den Wachen aus dem Stacheldraht herausgeholt. Wieder ein anderer griff die Kranken im Zimmer tötlich an. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn auf Anweisung der Chefärztin an das Bett zu fesseln. Kein Wunder, dass er den ganzen Tag über schrie und tobte. Ein junger Ungar lief wie in Trance umher, zeigte mit seinen Händen, ein wie großes Brot seine Eltern ihm geben würden, und wie stark er dann sein würde, um es den Russen einmal so richtig zu zeigen. Bei ihm gelang es mit Hilfe unseres Hypnotiseurs – sogar über einen Dolmetscher – ihn wieder zu bewegen, wenigstens Essen anzunehmen.

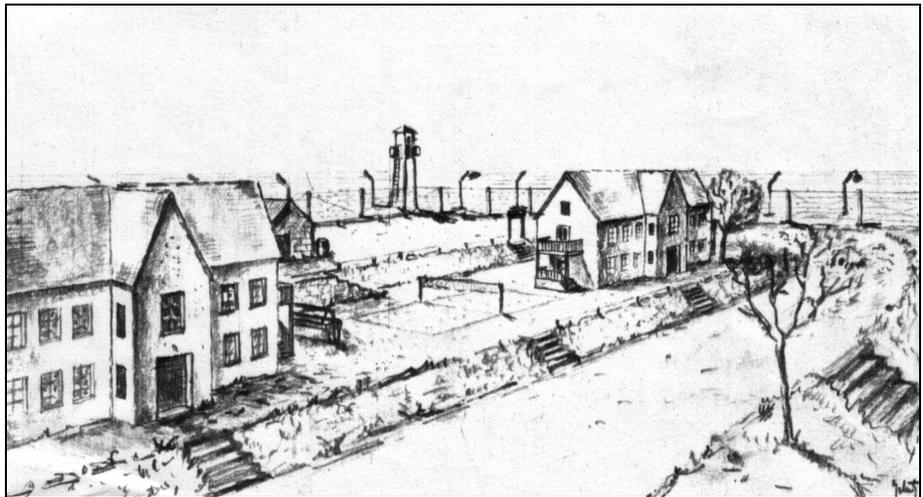
Zwei Heimkehrer-Transporte, einer für Rumänen und Ungarn und ein deutscher, machten dem Elend ein Ende.

Jetzt war kein Zweifel, dass auch für uns das Ende der Gefangenschaft nicht mehr fern sein konnte. So schnell, wie wir dachten, ging es aber nicht. Dass uns die Russen ständig Hoffnung machten: „skora damoj!“ –

bald daheim!, das waren wir von Anfang an gewohnt. Darauf gaben wir gar nichts. Ohne irgend eine Ankündigung – das war übrigens typisch für unsere Gewahrsamsmacht (in der Geheimhaltung war sie Meister) – traten wir eines Tages im Sommer 1948 im Hof des Lagers an, marschierten hinunter zum Ufer der Buchta Hollandija und wurden in ein Schiff verladen. Es war ein Kahn für Sandtransport, wir standen dicht bei dicht und konnten über den Schiffsrand nicht hinaussehen. Mascharski, der Lagerkommandant, war mit von der Partie mitten zwischen den Gefangenen. Von ihm war nichts zu erfahren. Von Maria Petrowna,

den Ärztinnen und Ärzten und den Schwestern hatten wir uns nicht verabschieden können. Das erschien uns als echt sowjetische Praxis.

Die Reise dauerte nicht lange; am Stadtteil Karabelnaja verließen wir den Kahn und marschierten zum Rumänen- und Ungarnlager Nr. 7299/8, das seine Bewohner vor kurzem zu ihrer Heimkehr verlassen hatten. Unsere Lagernummer 7299/16 hatten wir mitgenommen. Vielleicht war unser neues „Gefängnis“ einmal eine Kaserne. Es gab hier keine Massenunterkunft mehr, sondern Räume für bis zu etwa zwanzig Personen. Ich war nun wieder gewöhnlicher Plenni und wurde einer Arbeitsbrigade zugeteilt, die Wohnhäuser errichten sollte. Maurer oder Zimmermann war ich nicht,



*Lager im Stadtteil Karabelnaja*

also blieb für mich nichts anderes übrig als Erd- oder Hilfsarbeiten. Ich musste an einen Spruch denken, den ich als Lehrling zum Wochenmotto in mein Werkarbeitsheft geschrieben hatte: „Kannst du nicht Dombaumeister sein, behau' als Steinmetz deinen Stein. Hast du auch hierzu kein Geschick und Verstand, so trage Mörtel herbei und Sand!“ Mein Lehrgeselle Schleich hätte diese Erkenntnis in einfachere Worte gefasst: „Wer in seiner Jugend seinen Kopf nicht anstrengen will, der muss später seinen A... bewegen“.

Ich war also wieder bei einer Arbeit für Ungelernte gelandet und musste Erdarbei-

ten verrichten. Lange dauerte das nicht, denn eines Tages streikte der Elektromotor unseres kleinen Aufzugs. „Maschin kaputt“, rief der Bediener. Was tun? Ich ließ erkennen, dass ich vielleicht helfen könnte und nahm die Haube des Hauptschalters ab. Es war eine sogenannte Stern-/Dreieckschaltung. Ein Kabel hatte sich aus der Klemme gelöst, und als ich die Verbindung wieder hergestellt hatte, schnurrte der Motor zur Freude des russischen Meisters, der schon einen längeren Arbeitsausfall befürchtet hatte. „Du Spezialist?“, wandte er sich an mich. Ich sagte nicht ja und dachte an den Generator des Kraftfahrzeug-Werkstattzuges 1945 bei Krakau. Einen ähnlichen Reifall wollte ich vermeiden. Ich machte also nur ein Gesicht, als wollte ich bejahen, das er wohl als ein Zeichen meiner Bescheidenheit verstand. Jedenfalls betraute er mich ab sofort mit der Bedienung des Aufzugs – und ich war die Erdarbeit los.

In dieser Position hätte ich sogar einen kleinen Betrag Rubel verdient. Ich meldete mich aber zu einer Brigade, die über einhundert Fertighäuser aufstellen sollte. Sie wurden aus Jena angeliefert, und diese Arbeit versprach interessanter zu werden, als den ganzen Tag den Hebel eines Aufzugs zu bedienen. Als wir auf die Baustelle kamen, lagen die Bauteile dort in einem wilden Haufen herum. Es war nun meine Aufgabe, Ordnung zu schaffen, damit die Monteure nicht erst lange nach den erforderlichen Teilen suchen mussten. Ich war also zum Lagerverwalter aufgerückt. Anhand der Zeichnungen sortierte ich die einzelnen Elemente und konnte fortan das Gefragte ausliefern. Diese Arbeit machte mir Spaß und war nicht mit großer körperlicher Anstrengung verbunden. Hinter meiner Lagerhalle befanden sich ausgedehnte Gärten, in denen gerade die Tomaten reif waren. An einer langen Latte befestigte ich einen Nagel – und die Ernte konnte beginnen.

Wir beobachteten, dass unser russischer Brigadier immer wieder Bauteile gegen Rubel verscheuerte. So verschwanden vor allem Fenster und Türen, die als deutsche Qualitätsarbeit hoch begehrt waren. Was der konnte, das konnten eines

Tages auch wir. Unser Zahlungsmittel war Brot, das viel besser schmeckte als das des Lagers. Es wurde auf die Brigade verteilt. Wir nannten es Zubrot. Das dicke Ende kam bald: Ab Haus Nummer 103 begannen Einzelteile zu fehlen, hier ein Fenster, dort eine Tür. Wie der Brigadier dieses Problem löste, ist uns nicht bekannt geworden. Er war ein Fuchs und wird sicher jemand anderes bestochen haben. Wir wunderten uns über diese Verhältnisse längst nicht mehr. Betrug und Korruption waren an der Tagesordnung und gehörten zum sowjetischen Alltag. Hier und da mischten wir kräftig mit. Die Arbeitsnorm war in der Regel sowieso nicht zu erfüllen oder sogar „überzuerfüllen“, russisch perewipolnjat. Dieses Wort verfolgte uns auf Schritt und Tritt und war das Hauptwort in Ansprachen, in denen es um unsere Arbeitsmoral ging.

Im Lager, aber auch auf russischen Baustellen und in Firmen, befand sich an bevorzugter Stelle eine große Tafel, auf der die Rekordisten mit Bild geehrt wurden. Allmählich machten wir diesen Schwindel mit, vor allem, als wir merkten, dass es dem russischen Natschalnik ganz gleichgültig war, wie die hohen Prozentzahlen zustande kamen. Denn auch er profitierte in irgend einer Weise davon, wenn seine Gefangenen gut arbeiteten. Er belohnte sie mit mehr Essen oder auch mit einer besseren Bezahlung.

Das tollste Stück erlebte ich in diesem Lager, als einer unserer Offiziere über zweitausend Prozent erarbeitete. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Aber wen interessierte das? Auf der Baustelle dieses Rekordisten war eine amerikanische Maschine zum Verputzen von Wänden eingeführt worden. Diese Arbeit war im Normenbuch noch nicht verzeichnet. In einem solchen Fall durfte die Norm auf der Baustelle frei ausgehandelt und festgelegt werden, bis von höherer Stelle die neue Norm – hier „Verputzen mit Maschine“ – ausgegeben wurde. Die Maschine funktionierte und funktionierte nicht. Mal war die Düse verstopft, mal streikte der Kompressor. Es passte in die sowjetische Vorstellung, dass dieses verfluchte kapitalistische Zeug so schlecht war.

Nach einiger Zeit wurde also die neue Norm festgesetzt. Von da an klappte plötzlich das Verputzen einwandfrei – ja sagenhaft. Und so kam es zu dieser unglaublichen Übererfüllung. Der Offizier wurde im Lager gelobt, geehrt und uns als Vorbild hingestellt. Sein Foto stand ganz groß auf der Rekordistenta-  
fel – und er durfte schließlich beim nächsten Heimtransport mitfahren. Dass er im Krieg bei der 23. Panzerdivision war, die bei den Russen wie die SS eingeschätzt wurde, spielte nun keine Rolle mehr.

Ich traute meinen Augen nicht: Werner kam auch in unser Lager. Er war in der Zwischenzeit in einem Lager in Simferopol, weil drei Anklagen gegen ihn vorlagen. Er sei ein Spion der Amerikaner gewesen. Warum? Weil er nicht nur in Amerika studiert hätte, sondern auch mit einer Art Weltreise von dort nach Deutschland zurückgekehrt sei. Sie legten dabei ihre eigenen Gepflogenheiten zugrunde. Denn bei ihnen konnte nur jemand eine solche Reise unternehmen, wenn sie mit einem staatlichen Auftrag verbunden war. Die zweite Anklage warf ihm seine Tätigkeit als Divisionspfarrer bei der Deutschen Wehrmacht im Krieg gegen die Sowjetunion vor. Er habe die Soldaten moralisch im Kampf unterstützt. Der dritte Vorwurf betraf seine Arbeit im Lager, wo er nicht nur Gottesdienste veranstaltet, sondern auch Vorträge über seine Zeit seines Aufenthaltes in den USA gehalten habe. Das erfülle den Tatbestand der antisowjetischen Hetze. Auf alle drei Anklagepunkte standen je 25 Jahre Strafarbeitslager. Ab sofort war ihm verboten, sich als Pfarrer im Lager zu betätigen. Das konnte uns natürlich nicht daran hindern, dass wir uns öfter trafen und nicht nur die Lage besprachen.

Beim Ausmarsch zur Arbeit standen am Tor in der Regel der Natschalnik und ein Arzt. Ich war erschrocken, als mich Schotter Georgewitsch erblickte und aus der Kolonne herausrief: „Was, Knopp, du bist auch hier?“ An diesem Tag brauchte ich nicht mit auf die Baustelle. Er nahm mich mit in das Lagerrevier und erklärte: „Du bist jetzt hier der Star-sche Sanitar<sup>27</sup>!“ Die Situation war für mich peinlich, denn Obersanitäter war bereits ein

deutscher Gefangener aus Nürnberg. Franz musste an meiner Stelle zur Arbeitsbrigade, und ich wurde den Ärzten, Schwestern und Sanitätern als der neue Obersani vorgestellt. Es half mir nicht, dass ich erklärte, ich würde lieber zur Arbeitsbrigade gehen. Er wurde ärgerlich und meinte, ich solle gefälligst das tun, was er befehle. Was blieb mir übrig? Denn auch Mascharski hatte nichts dagegen. Begeistert war er nicht, das war ihm anzusehen.

Eine unangenehme Folge hatte die plötzliche „Inthronisation“: Die zwei Sanitäter und der deutsche Arzt, die mit dem seitherigen Obersani zusammengearbeitet hatten, waren mir gegenüber noch lange Zeit äußerst zurückhaltend, wenn nicht misstrauisch. Denn die Art, wie ich eingesetzt worden war, war eigentlich nur üblich bei einem Gefangenen, der als Spitzel mit der Geheimpolizei zusammenarbeitete. Und die Zahl dieser Typen in den Lagern soll sehr groß gewesen sein. Obwohl Dr. Kühnel, der mit mir vom anderen Lager gekommen war, sicher meine Integrität bezeugte, dauerte es Monate, bis mir der eine Sanitäter ihr Misstrauen gestand. Meine spätere Reise nach Simferopol zu einer Gerichtsverhandlung hatte mich nämlich zusätzlich ganz gehörig belastet.

Bei näherer Besichtigung des „Betriebes“ entdeckte ich so manches, was man besser tun konnte. Abends gab es nur im Ambulatorium eine Funzel als Beleuchtung. Die Krankenzimmer waren total dunkel. Schotter brachte Glühbirnen; sie waren aber nur für 110 Volt, und wir hatten 220 Volt. Die richtigen konnte er nicht besorgen. Da erinnerte ich mich an meinen Physik-Unterricht von Jottlieb Jräfe. Bei der Elektrolyse hatte ich beobachtet, dass, je tiefer die Elektrode in die Flüssigkeit eintauchte, umso höher die Voltzahl stieg. Ich organisierte eine Blechbüchse, hängte sie an den Türpfosten eines Krankenzimmers und verband sie mit einem Pol der Leitung aus der Verteilerdose. Ich füllte sie mit Wasser und tauchte die andere Leitung, also den zweiten Pol, ins Wasser. Das Experiment klappte! Die Glühbirne leuchtete heller, je tiefer der Draht im Wasser hing. Dieselbe Einrichtung baute ich für die anderen Krankenzimmer.

---

<sup>27</sup> Obersanitäter, wörtlich: Sanitäts-Ältester

Als am Abend Schotter Georgewitsch seinen Rundgang durch die Zimmer machte, strahlte überall helles Licht. Er war schlichtweg platt und staunte Bauklötze. Ich musste ihm das Patent vorführen, und er zeigte es stolz von da an jedem Besucher. Allerdings musste ich öfter Wasser nachfüllen, da es sich nach dem Gesetz der Elektrolyse chemisch verbrauchte. Nun brachte eines Tages Schotter zwei Glühbirnen zu je 110 Volt und 200 Watt und bat mich, sie in den beiden nebeneinander liegenden Zimmern der Ambulanz und seines Sprechzimmers zu installieren. Es war mir fraglich, ob der Wasser-Widerstand bei so hoher Wattzahl auch funktionieren würde. Ich entschloss mich daher zu folgender Lösung: Da die beiden Zimmer eine gemeinsame Verteilerdose hatten, war die Veränderung der Parallelschaltung zur Serienschaltung ziemlich leicht. Die beiden Lampen leuchteten daraufhin mit ihren je 200 Watt besonders hell, und ich benötigte auf diese Weise keinen Widerstand. Das Ganze basiert auf ganz einfachen elektrischen Gesetzen und erscheint nur Laien als kleine Zauberei. Von nun an erstrahlte das kleine Lagerlazarett abends in auffallend hellem Licht und Schotter konnte sich vor Stolz kaum fassen.

Zwei aufregende Ereignisse verdienen es, hier erwähnt zu werden. Es erschien bei mir ein Kriegsgefangener, der eine Zeit lang im OK-Lager als Sanitäter bei uns gearbeitet hatte. Er berichtete mir folgendes: Als Feldwebel einer Heeresinheit hatte er den Befehl auszuführen, bei drei angeblichen Partisanen, die zum Tode bestraft worden waren, die Exekution durchzuführen. Dies war dem NKWD des Lagers bekannt geworden, wie, das wusste er selbst nicht. Nun sollte eine Gerichtsverhandlung vor einem sowjetischen Gericht stattfinden, zu der Zeugen benötigt wurden. Diese konnte er verständlicherweise nicht benennen, da von seiner Einheit niemand bei uns im Lager war. Er bekam daher den Auftrag, irgend einem Kriegsgefangenen den Vorgang zu erzählen, damit der bei der Verhandlung entsprechende Aussagen machen konnte. Dazu hatte er mich ausersehen. Es gelang mir nicht, diesen Wunsch abzulehnen. Daraufhin besprachen wir genau seine Version

der Tat, damit vor Gericht nicht verschieden lautende Aussagen vorkommen konnten.

Die Verhandlung fand in Simferopol statt. Dorthin wurde ich als Zeuge verbracht und vernommen. Die ganze Szene kam mir sehr unrealistisch vor. So stellte ich mir einen Schauprozess vor. Was sollte eigentlich meine Zeugenaussage bewirken? Ich war ja gar kein echter Zeuge, und mir hatte der Angeklagte die Sache auch nicht vor der Entdeckung der Tat erzählt. Ich machte halt meine Aussage wie gefordert und war entlassen. Die Strafe, die auch angetreten werden musste, lautete auf fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeitslager. Er brauchte sie allerdings offenbar nicht zu verbüßen, denn er kehrte 1950 heim. Er bedankte sich damals bei mir. Danach aber habe ich die Verbindung mit ihm verloren.

Die zweite Begebenheit hing mit einer der Zählungen zusammen, die allsonntäglich im Lager stattfanden. Die Kranken brauchten dabei natürlich nicht zu erscheinen, auch das gesamte Lazarett-Personal nicht. Ich musste lediglich die Zahl der im Krankenrevier befindlichen Gefangenen melden, und damit war für uns die Angelegenheit erledigt. Sonntags arbeitete bei uns ein Friseur, der die Kranken rasierte und ihnen die Haare schnitt. Die Zählung dauerte unendlich lange. Es war schon eine Plage für alle Gefangenen, denn sie stimmte diesmal nicht. Ein Gefangener fehlte. Nach dem zweiten Durchgang entdeckte ich, dass meine Zahl falsch war. Ich hatte den Friseur vergessen. Bei der nächsten Prozedur sollte auch bei uns im Revier gezählt werden. Da wäre herausgekommen, dass die Schuld bei mir lag. Wir versteckten daher Viktor, den Friseur, im Dach des Hauses. Selbstverständlich stimmte auch dieses Mal die Gesamtzahl nicht, und die Lagerleitung dachte schon an die Möglichkeit, dass ein Gefangener geflohen sein könnte. Da auch andere Funktionen des Lager, wie zum Beispiel Küche, nicht erscheinen mussten, machte ich den Vorschlag, dass außer den Kranken alle zur Zählung erscheinen sollten. Nun ging Viktor zu seiner Brigade, und wir wurden wie auch das Küchenpersonal mitgezählt. Jetzt stimmte die Rechnung. Es wurde nicht weiter nach dem Warum

gefragt. Der Tatbestand, dass sich die russischen Bewacher bei den Zählungen oft äußerst ungeschickt anstellten und sich oft verzählten, hat wohl den Natschalnik veranlasst, nicht weiter zu forschen. Die ganze Sache war natürlich kein Ruhmesblatt für mich. Aber die Folge der Entdeckung der wahren Ursache hätte nicht nur eine Strafe für mich zur Folge gehabt, sondern auch noch bedeutet, dass womöglich in Zukunft das gesamte Lazarettpersonal zu den Zählappellen hätte erscheinen müssen.

Von den treuesten Besuchern unserer Gottesdienste im Lager 7299/16 kam nun auch Carl-Ernst zu uns. Er rückte mit einer Brigade aus, die im Hafen von Sevastopol Verladearbeiten verrichten musste. Das war eine kräfteaubende Arbeit, die dazu nicht oder schlecht bezahlt wurde. Ganz schlimm war es, wenn Schiffsladungen mit Zementsäcken kamen. Die Säcke platzten oft auf, und der gesamte Inhalt staubte besonders die im Schiffsbauch Arbeitenden so stark ein, dass sie abends ganz grau und mit verklebten Augen zurückkamen. Die sanitären Verhältnisse waren zwar besser als im vorigen Lager; aber es war doch sehr günstig, wenn Carl-Ernst im Revier ab und zu mal duschen konnte.

Ich hatte mir auch eine kleine Schlafkammer eingerichtet; es war eigentlich der Raum für Bettwäsche und ähnliches, aber ich konnte wenigstens – wenn ich wollte – für mich sein. Da trafen wir uns auch manchmal zu zweit oder zu dritt und waren ungestört. Das war für meine Besucher allein schon ein Geschenk, denn eine der größten Plagen für den Gefangenen war, dass er nie allein sein konnte.

Carl-Ernsts Stubengemeinschaft lud mich eines Tages zu einem Braten-Essen ein. Das war natürlich etwas ganz besonderes. Der gute Duft zog durch das ganze Haus, und es schmeckte ganz vorzüglich. Es hätte nur für jeden noch ein Glas Wein dazugehört, dann wäre es ein vollkommenes Festessen geworden. Die Ernüchterung kam am nächsten Tag, als sich herumsprach, dass der Hase ein Hund war. Es wurden sogar noch Witze gemacht: Kurzhaarige Hunde schmeckten besonders gut. „Nitschewo!“ würde ein Russe gesagt

haben. Hauptsache es hat gut geschmeckt. Und ich kann sagen, dass ich wenigstens einmal in meinem Leben Hundebraten gegessen habe. Das ist doch auch was! Oder?

Die Rekordisten erhielten hier und da auch als Belohnung eine Woche „Urlaub“. Nach Jalta? Badeurlaub? Von wegen – innerhalb des Stacheldrahtes, versteht sich! Immerhin, man brauchte eine Woche lang nicht zur Arbeit auszurücken und erhielt ein etwas besseres Essen. Mein Chef Schotter-Georgewitsch hatte die glänzende Idee, ein Haus hinter dem Revier, das leer stand, als Erholungsheim (dom otdycha) einzurichten. „Knopp“ sollte die Leitung übernehmen und das alles organisieren. Schotter hatte auch gewisse Vorstellungen, wie das aussehen sollte: Vernünftige Betten, Fenster und Türen neu streichen und das Haus innen weißeln (nada belit!) – das war ohnehin ein geflügeltes Wort, denn Kalk gab es billig, und schon im Zentrallazarett wurde er ständig verarbeitet. An den Fenstern schöne Vorhängelchen (sanawesitschki) würden sich doch gut ausmachen! Im Zentrallazarett hatte ich doch auch Liegestühle gebaut. Da könnten es sich die Kameraden so recht gemütlich machen.

Das wäre eine schöne Lebensstellung für mich geworden – daheim, aber nicht hier. Es sah aus, als hätte Schotter unsere Gespräche mitgekriegt: Werner, Christel und ich waren nämlich zu dem Ergebnis gekommen, ich solle nach der Heimkehr darauf verzichten, Ingenieur zu studieren. Hupen oder eine neue Türgriff-Form für den neuen Opel könnten ja wohl auch andere konstruieren. Aufgrund meiner Tätigkeit im Lazarett meinten sie, ich solle so etwas wie ein Heimleiter in einem Jugendheim werden. Umgang mit Menschen lägen mir näher als mit Maschinen. Der Gedanke war nicht schlecht. Und bei dem Auftrag Schotters wäre ja die Möglichkeit gegeben, es schon hier zu üben.

Aber unter den hiesigen Verhältnissen, wo ohne Korruption und Betrug nichts Vernünftiges zu erreichen war? Mir war ohnehin nicht ganz wohl bei den seitherigen Beschaffungsmethoden, als Zahlungsmittel Essenportionen zu nehmen oder sonstwas

zu tauschen. Seither geschah dies in relativ kleinem Rahmen. Jetzt aber sollte ein ganzes Haus neu eingerichtet werden. Wenn ich dies nach der alten Methode durchführen würde, könnte ich mich um Kopf und Kragen bringen. Denn in einem kommunistischen Wirtschaftssystem, wo alles, aber auch alles Staatseigentum ist, wiegt Diebstahl, Korruption und Betrug besonders schwer. Natürlich ist andererseits niemand persönlich betroffen. So lange alle Beteiligten einig sind, wird nicht nur *ein* Auge zuge drückt. Hier und da ist es sogar lustig. Wehe aber, wenn einer dem anderen ein Bein stellen will, dann gehört nicht viel dazu, ihn ans Messer zu liefern. Diebstahl an Staatseigentum ist ein unverzeihliches Verbrechen. Ein Gefangener hatte zum Beispiel sich aus einer Plane im Hafen eine Hose genäht. Er kam vor Gericht und wurde zu fünfundzwanzig Jahren Straf arbeitslager verurteilt. Als ich das damals hörte, erschrak

ich und musste an mein selbstgenähtes Hemd aus einem Strohsack denken.

Ich erklärte also kurz und bündig, dass ich mich nicht in der Lage sähe, den Auftrag zur Einrichtung eines Rekordistenheimes zu übernehmen. Ich ging sogar noch ein Stück weiter: Auch die Arbeit des Obersanitäters wolle ich in absehbarer Zeit abgeben. Damit stieß ich allenthalben auf großes Unverständnis. Aber mir wurde bei dieser Tätigkeit immer mulmiger. Die Verhältnisse auf den Baustellen waren inzwischen längst nicht mehr so katastrophal wie in den ersten beiden Jahren unserer Gefangenschaft. Es wurden sogar hier und da Rubel gezahlt. Das war nicht viel, aber immerhin ein Fortschritt. Außerdem traute ich mir jetzt auch zu, mir eine andere Arbeit zu versorgen als Erdarbeiten usw. Hinzu kam, dass die Heimkehr nun doch nicht mehr allzulange auf sich warten lassen würde.

# *Bratfisch in der Sani-Tasche*

## *Bratfisch in der Sani-Tasche*

Ich musste mehrmals meine Bitte vortragen, bis endlich Schotter-Georgewitsch nachgab. Er setzte sich sogar dafür ein, dass ich eine gute Stelle in einer Arbeitsbrigade erhielt. Ich kam als Brigaden-Sanitäter in eine Fischfabrik. Das war für mich fast das große Los. Da ich nicht zu arbeiten brauchte, machte ich mich in anderer Weise nützlich. Ich organisierte einen sogenannten OT-Ofen, einen Blechofen aus der Kriegszeit, den die Organisation Todt (daher OT) entwickelt hatte. Er diente im Krieg als Ersatz, wenn Öfen bei Luftangriffen o. ä. zerstört wurden. Seine Herdplatte maß ungefähr 60 mal 60 Zentimeter. Heizmaterial gab es in Massen, vor allem schadhafte Fischkästen. Damit waren alle Voraussetzungen für eine Fischbraterei gegeben, die ich sofort eröffnete. Vom Fabrik-Chef bekamen wir nichts, nicht einmal einen Fischschwanz. Er veranstaltete ein Riesen-Theater, als er einen Gefangenen dabei erwischte, wie er sich aus dem Fischölfass einen Löffel voll herausnahm. Da kam uns das Rekordistensystem zu Hilfe. Der Betrieb befand sich nämlich im Sozialistischen Wettbewerb mit anderen Fabriken in Sevastopol. „Konkurrenz belebt das Geschäft“ – dieser kluge kapitalistische Satz hat ja in einem kommunistischen Staatswesen keine Gültigkeit. Als Ersatz treten gleiche Firmen in einen Wettbewerb, wer zum Beispiel besser arbeitet, mehr produziert, in der Qualität der Produkte vorne ist oder schneller arbeitet.

Wir freundeten uns mit einem Fischer an, dem wir zum Rekordisten verhalfen. Und das ging so: Jeden Morgen kamen ja die Boote vom Fischfang zurück und landeten ihre Ladung an einem Laufsteg der Fabrik an. Ein Angestellter saß an einem Tisch an der Spitze des Steges, neben sich eine Dezimalwaage. Die Körbe wurden gewogen, das Ergebnis in eine Liste eingetragen, und dann mussten zwei Mann von uns den Korb in die Fabrik tragen. Dabei verhalfen sie unserem Fischer auf ganz einfache Weise

zum Sieg: Anstatt den Korb wegzutragen, gingen sie hinter dem Rücken des kurzsichtigen Schreibers herum, der als Zeichen seiner Würde und gegen sein Gebrechen einen Kneifer auf der Nase hatte. Sie setzten den Korb ein zweites Mal auf die Waage und trugen ihn erst dann weg. Dieses Kunststück vollbrachten sie gelegentlich mehrmals. Kein Wunder, dass unser Fischer ein Rekordfangergebnis erzielte. Sein Foto erschien auf der Rekordisten-Tafel der Fabrik, er erhielt eine Geldprämie – und uns schenkte er dafür ab und zu einen Korb Stavrit, eine Art Hering. Der Direktor wunderte sich über den Erfolg dieses einen Fischers; und das, obwohl er uns gegenüber so großzügig war.

Damit war für Nachschub in meiner Fischbraterei gesorgt. Sie funktionierte auch ohne sozialistischen Wettbewerb. Die erste Ration erhielt jeder unserer zwanzig Kopf starken Brigade beim Mittagessen, das mit einem Pferdewagen aus dem Lager geliefert wurde. Zum Feierabend gab es die zweite Portion, die mit ins Lager genommen wurde. Dort war sie nicht nur ein willkommenes Zubrot. Sie war auch ein allseits begehrtes Handelsprodukt. Unser Geschäftsgeheimnis verrietten wir selbstverständlich niemandem. Für mich war der Bratfischtransport ins Lager besonders leicht. Der Inhalt an Sanitätsmaterial meiner Rotkreuz-Umhängetasche passte bequem in meine Hosentasche. Dafür war in ihr genügend Platz für die Konterbande. Es war so viel, dass nicht nur Carl-Ernst davon abbekommen konnte.

Das Rekordisten-System war gelegentlich geradezu kontraproduktiv. Salz war knapp, und deswegen gab es einen Wettbewerb mit anderen Firmen im sparsamen Verbrauch beim Einpökeln. Klar – den Sieg errangen wir. Wir wunderten uns nur darüber, dass die Krafffahrer, die die Kisten abtransportierten, nichts sagten, wenn an dem Platz, wo sie aufgestapelt waren, zahllose Maden herumkrochen. Des Rätsels Lösung: Jeder von ihnen erhielt für den pri-

vaten Verbrauch ein beachtliches Paket frischer Fische mit auf die Reise. Was sie mit der verdorbenen Ladung machten, und wie sie dem Empfänger angedreht wurde, das wussten die sozialistischen Götter. Wir hatten dieses System nicht erfunden; anders konnte offenbar in diesem Land nicht gelebt werden.

Mit unserem Brigadier – es war übrigens Georg, der Bäckerei-Chef unseres letzten Lagers – machte ich gelegentlich kleine Ausflüge in die Stadt. Dabei lernten wir die Verkäuferin eines Magazins in der Nähe der Fabrik kennen, die öfters über Kopfschmerzen klagte. Ihr konnte geholfen werden: Im Revier war gerade eine größere Menge Aspirin angekommen. Davon erhielt ich gegen gebratene Fische so viel, dass die Verkäuferin ihre Beschwerden vertreiben konnte. Auch das ging nicht umsonst – wie eigentlich generell in diesem System.

Für den Leser scheint es vermutlich verwunderlich, dass auf einmal so viel Aspirin-tabletten vorhanden waren, um sie weitergeben zu können. Im Allgemeinen herrschte an allem große Knappheit. Wenn aber einmal etwas geliefert wurde, dann kam es oft in übergroßen Mengen. Unter uns kursierte der Witz: Im Hafen von Sevastopol sei ein Schiff mit Nähadeln angekommen. Daher würden sie überall angeboten. So hatten wir im Zentrallazarett einmal eine große Menge von Tabletten gegen Lungenentzündung. Davon tauschten wir im Marine-Hospital solche für andere Krankheiten. Der Transfer lief über Gefangene, die von unserem Lager dort als Maler oder Maurer arbeiteten. Die taten das – versteht sich – auch nicht umsonst. Und so blühte eine ganz bestimmte Sorte von Handel, den wir von Hause aus nicht kannten.

Einen weiteren großen Vorzug hatte diese Arbeitsstelle: Wir konnten im Meer baden. Das nutzten wir weidlich aus. Wir hatten zwar keine Badehose, aber es ging auch so: mit dem Handtuch bis ganz dicht ans Ufer und dann „husch“ so schnell wie möglich ins Wasser – und danach ebenso geschwind wieder heraus. Ich hatte zwar noch das Privileg, im Krankenrevier des Lagers hin und wieder duschen zu dürfen, konnte nun aber durch das Schwimmen

sparsamer mit dieser Bevorzugung umgehen. Und das war mir so lieber.

Wir bekamen in der Fischfabrik-Brigade nun auch Geld ausbezahlt – nicht viel, aber immerhin so viel, dass man sich ab und zu etwas leisten konnte. Im Lager gab es keine Möglichkeit, für Rubel etwas zu kaufen. Für uns in der Fischfabrik wurde dieses Problem so gelöst, dass ich mit dem Geld der Kameraden auf dem Basar einkaufen ging. Andere Brigaden werden das auf ähnliche Weise getan haben. Ich zog also von Zeit zu Zeit los und sah mich um, was da so angeboten wurde. Beliebte war Chalwa, eine Art Nussmarzipan. Dieser Ausflug in die Freiheit war für mich eine sehr beliebte Tätigkeit. Manche Zivilisten sahen mich verwundert an, denn durch das russische WP (Woina Plennie für Kriegsgefangener) auf dem Ärmel, waren wir gut genug gekennzeichnet. Die Leute waren im Gegensatz zu den ersten beiden Jahren unserer Kriegsgefangenschaft meist sehr freundlich, fragten, woher wir stammten, welchen Beruf wir ausübten und ähnliches.

Eines Tages stand plötzlich Dr. Sibitewa vor mir, die Ärztin, bei der ich als Dolmetscher und Sanitäter gearbeitet hatte. Die Freude auf beiden Seiten war sehr groß. Ich war erstaunt, wie gut sie auf einmal Deutsch sprechen konnte. Denn alles, was wir zu besprechen hatten, wurde ohne ein Wort Russisch erledigt. „Dieses Biest!“ dachte ich. Da konnte sie also zehnmal besser Deutsch als ich Russisch und hat mich nur beansprucht, um ihre Deutschkenntnisse zu kaschieren. Sie kam schnell zur Sache: „Ist Robert noch im Lager?“ Also war ihr Herz immer noch für unseren Helden in Liebe entbrannt. Als ich bejahte, fragte sie mich, ob ich bereit sei, einen Brief an ihn zu befördern. Warum sollte ich nicht? Wir machten also einen Treffpunkt zu einer bestimmten Zeit hier auf dem Basar aus. Georg ließ mich am nächsten Tag gerne gehen, denn auch er war neugierig, wie es um die Liebe der beiden stehe.

Als ich kam, stand sie schon an der verabredeten Stelle, übergab mir einen Brief, bat mich, in einer Woche wieder an diese Stelle zu kommen und verschwand ohne weitere Worte. An der Rückseite war

ein Rubelschein befestigt, der für mich bestimmt war. Robert arbeitete immer noch in der Lagerküche. Fortan erhielt ich, wenn er das Essen austeilte, einen Doppelschlag wie ein Bestarbeiter. Diese „Arbeit“ als postillon d’amour versprach recht einträglich zu werden. Der Auftrag wiederholte sich aber nur noch einmal. Denn „leider“ kam der Heimtransport dazwischen.

Die Glücklichen wurden eines Abends verlesen. Diesmal gab ich bei meinem Namen gut Acht und rief bei dem „Knopf, Gjunter Wilgelm“ hocheufreut „hier!“ Auch Carl-Ernst war dabei. Ein dunkler Schatten aber lag über dem Ganzen: Werner, unser verehrter „Pope“, wurde nicht aufgerufen. Welches Schicksal stand ihm bevor? Auf Anfrage wurde ihm eröffnet, dass er wegen eines bevorstehenden Prozesses nicht heimfahren könne. Das klang nicht gut. Wir besprachen, wie ich vor allem seine Ange-

hörigen informieren könnte. Natürlich erbot ich mich, einen Besuch in Heilbronn zu machen und dort genau zu berichten.

Werner schrieb ganz klein und eng auf dünnem Papier, das wir besorgen konnten, einen langen Brief an seine Frau Agnes. Den wollte ich durchschmuggeln – aber wie? Schwester Marusia, die außer Schotter-Georgewitsch als einzige vom Lazarettpersonal mit ins neue Lager gekommen war und zu der ich ein ausgezeichnetes Vertrauensverhältnis hatte, schenkte mir zum Abschied eine Kilo-Büchse Schweineschmalz. Die treue Seele hatte sie sich bestimmt vom Munde abgespart. Sie konnte nicht ahnen, zu welchem hinterhältigen Zweck ich dieses Geschenk verwendete. Denn jetzt stand mein Plan fest: Werners Brief, ganz eng zusammengepackt, wurde in ein winziges Medikamentenfläschchen gedrückt, gut verschlossen und dann im Fett versenkt.

*„...und wieder  
heraus“*

## „...und wieder heraus“

*(Der Herr führt in die Hölle und wieder heraus. 1. Samuel 2, 6)*

In den folgenden Tagen brauchten wir nicht mehr zur Arbeit auszurücken. Wer schlechte Klamotten hatte, konnte sie mit einigem Glück gegen bessere in der Kleiderkammer umtauschen, denn der „Kammerbulle“ war großzügig geworden, weil er mit heimfahren durfte. Es gab auch eine spezielle Heimkehrer-Uniform, eine Art dünner, blauer Drillich-Anzug. Merkwürdigerweise war die Stimmung im Lager keineswegs dem vor uns liegenden Ereignis gemäß. Zu oft hatte es schon geheißen: „Skora damoj!“ – und dann war doch nichts draus geworden. Schweren Herzens nahmen wir Abschied von Werner und den anderen unglücklichen Zurückbleibenden. Was ich an Wertvollem besaß – vor allem meine kleine Bibel und die Gesangbücher – übergab ich ihm, denn im Lager waren sie viel wichtiger als auf unserer Heimfahrt. Zuhause würden wir uns das alles ja bestimmt wieder beschaffen können.

Von besonderer Freude war nichts zu spüren, als wir Lkws bestiegen zur Fahrt zum Bahnhof Sevastopol. Dort stand ein Güterzug für uns bereit. Schotter holte mich noch einmal aus der Masse heraus und bestimmte mich zu seinem Transport-Sanitäter. Ich durfte mir sogar noch einen Hilfs-sanitäter aussuchen. Das war natürlich Carl-Ernst. So hatten wir eine relativ schöne und bequeme Reise vor uns: im Sanitätswagen, bei schönem Wetter mit offener Tür. Für eventuelle Kranke standen einige Betten da. In zwei von ihnen machten wir es uns so bequem wie möglich, denn verständlicherweise wurde keiner mehr krank. Schotter als Transport-Arzt hatte mit den Schwestern einen Personenwagen belegt.

Endlich dampfte der Zug ab, fuhr im großen Bogen um die Bucht herum, an Inkerman vorbei, wo so mancher Gefangene seine Gesundheit und womöglich auch sein Leben gelassen hatte, denn der weiße,

sandsteinähnliche Felsen war viel schwerer zu bearbeiten als der von Jewpatoria. Auch Simferopol sagten wir leichten Herzens „Auf Nimmer-Wiedersehen!“. Eigentlich wollte ich mir die Landenge von Perekop etwas näher ansehen, aber vielleicht war es Nacht, als wir durch dieses moorige Gebiet fuhren. Wir hatten auch keine Landkarte dabei, sodass wir die weitere Strecke nicht genauer verfolgen konnten. Uns stand eigentlich nur der Sinn danach, dieses Land so schnell wie möglich zu verlassen. Aber es dauerte schier endlos lang. Die Abfahrt von Sevastopol muss um den 10. Oktober herum geschehen sein. In Brest bekamen wir endlich unseren Entlassungschein, datiert: Tag unleserlich, November 1949, zugleich bestätigt „Entlaust“ und „aus der Quarantäne entlassen“ (russisch).

Natürlich war auf der spravka (Ausweis) nichts davon vermerkt, dass die letzte Filzung ohne Ergebnis stattgefunden hatte. Denn wenn der sowjetische Posten den Brief gefunden hätte, wäre ich ohne weiteres zurückgeschickt worden, wenn nicht Schlimmeres mit mir geschehen wäre. In Werners Brief stand ja schließlich nicht ein Loblied auf das Paradies der Arbeiter und Bauern. Der Kontrolleur feixte zunächst, dass ich dem „armen, amerikanischen Westen“ etwas Nahrhaftes mitbringen wollte. Dann kam in ihm wahrscheinlich doch ein kleiner Verdacht hoch. Er zückte sein Seitengewehr und wollte in das Fett stechen. Aber wahrscheinlich hielt ihn der Gedanke zurück, dass er diese Waffe anschließend vom Fett hätte reinigen müssen. Da fragte er mich, ob ich nicht ein Messer hätte. Gerne holte ich mein Messerchen hervor, das seither wegen seiner Kleinheit (die Schneide knapp vier Zentimeter „lang“) allen Kontrollen getrotzt hatte. Ich stieß es ins Fett. Da musste er doch lachen: „Tschorte!“ („Teufel!“), „Ittil!“ (Hau ab!). Mein

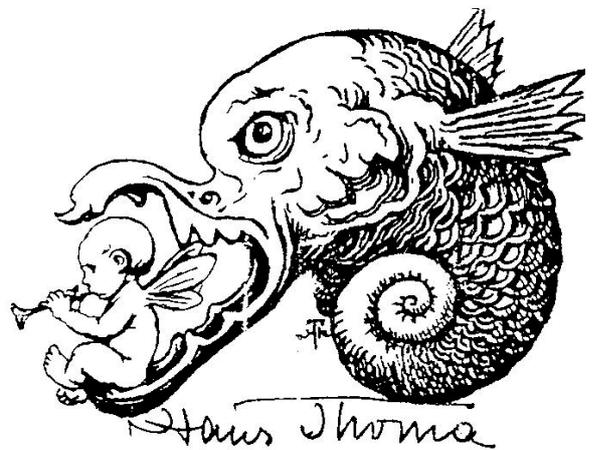
erschrecktes Herz kam wieder an seine angestammte Stelle zurück, und ich folgte schnell der Schlange, die durch meinen Aufenthalt etwas unterbrochen worden war.

Von Schotter-Georgewitsch und den Schwestern hätte ich mich gerne mit Dank verabschiedet. Aber das sowjetische Geheimhaltungsprinzip hatte dies unmöglich gemacht, denn ohne Ankündigung wurden wir von unserem Breitspurzug umquartiert in Waggons auf Normalspur. Wir befanden uns ja jetzt auf polnischem Boden. Die Trödelei war nun vorbei, auch mein Sanitärposten. Aber was machte das schon? Es ging ja unaufhaltsam heimwärts. Immer noch befanden wir uns im sowjetischen Einflussbereich. Zum Aufatmen war es also noch zu früh. Bald überquerten wir die polnisch-deutsche Grenze. Die Deutsche Reichsbahn der deutsch-sowjetischen Zone hatte die Verantwortung für unseren Weitertransport westwärts. Heute kann ich es kaum glauben, dass der Niederlausitzer Landrücken so viel Steigung für unseren Zug brachte, dass es die Lok mit ihrer Brikett-Heizung nicht mehr schaffte. Wir wollten doch heim! Also hieß es: Alles raus aus den Waggons – es waren schon Personenwagen – und schieben. Auch dieses Hindernis brachten wir hinter uns. Leipzig-Hauptbahnhof hieß es jetzt: Trennung von Carl-Ernst, der gerne in die Westzone weiter gefahren wäre; aber hier wohnte seine Familie – und sein Schwarm. Jetzt lautete der Abschiedsgruß: Auf Wiedersehen! Und den zu verwirklichen, hatten wir fest vor.

Nun waren es nur noch Stunden bis nach Eisenach, der letzten sowjetischen Kontrollstation. Dem Ansehen der Sowjetzone musste Genüge getan werden. Sie ließ es sich auch etwas kosten. Es wurde allen eine „Heimkehrerunterstützung“ gezahlt, laut Stempel von der „Deutschen Verwaltung in der Sowjetischen Besatzungszone“, „registriert im Übergangslager Eisenach am 7. 11. 49 von R-Zone nach A-Zone“. Nun noch wenige Kilometer bis in die A(merikanische)-Zone – und das Reich der Sowjets lag hinter uns! Das Heimkehrerlager „Waldschänke“ Hersfeld, einer der Sitze der Entlassungsbehörde für die Westzone, nahm uns auf. Wie viele mögen von hier aus die ersten

Schritte in die Freiheit gegangen sein? Und jetzt waren wir die Glücklichen!

Mein Gefangenschafts-Symbol kam mir plötzlich in den Sinn, die Hans Thoma-Vignette aus dem BK-Liederbuch: Ein nacktes Engelchen sitzt im Maul eines Untiers und bläst unbekümmert eine Melodie. Dem Drachen ist anzusehen, dass er gerne diese Flöte beenden möchte, indem er diesen Winzling zermalmt und verschlingt. Hans Thoma hat dazu die Verse gedichtet:



Vom Rätselrachen der Welt umfange  
sitzt die arme Menschenseel' in Fürchten und  
Bangen.

Das Ungeheuer kann sie ja spielend verschlingen,  
und möchte doch jede ihr fröhliches Lebenslied  
singen.

Fünfundsiebzig Jahre bin ich im Rätselrachen des  
Lebens gesessen,  
konnt's nicht ergründen, konnt's nicht ermessen.  
Bald fahr ich heim, drum will ich nicht klagen,  
bin ich zu Haus, wird's Gott selber mir sagen.

Im besonderen Rätselrachen der Kriegsgefangenschaft habe ich nur viereinhalb Jahre gesessen. Ich hoffe, ich kann an meinem Lebensende wie Hans Thoma sagen: „...wird's Gott mir selber sagen“. Aber schon jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, ist mir völlig klar: Diese Zeit in diesem „Rätselrachen“ ist für mein darauf folgendes Leben zu einem unglaublichen Segen geworden. Es ist geschehen, was der Gefangenensalm (126) verspricht:

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“ (Verse 5 und 6).

Es hat sich auch bewahrheitet, was zwei Psalmen davor von einem Menschen berichtet wird, der wohl Ähnliches erlebt hatte: „Wo der Herr nicht bei uns wäre, wenn die Menschen sich wider uns setzen: so verschlängen sie uns lebendig, wenn ihr Zorn über uns ergrimmte...“ Und „der Zorn über uns“ war ja nur zu verständlich nach all dem, was durch uns – besonders in der Sowjetunion – in diesem vergangenen Krieg geschehen war.

Hier in Hersfeld lief noch einmal die Maschine der Bürokratie an: Es wurde registriert, aber auch gesundheitlich untersucht. Vom 7. bis 9. November dauerte es, bis wir unseren „Durchgangs- und Entlassungsschein“ erhielten, darauf vermerkt nicht nur die Tatsache der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft, sondern auch die Ergebnisse der körperlichen Untersuchungen (unter anderem Körpergröße 181, Gewicht 80, Röntgen ohne Befund). Es gab eine einmalige Beihilfe von DM 50.— und eine Verpflegungsbescheinigung bis zum 9. November 1949. Auf der Rückseite standen diagonal: „Marschverpflegung“ und andere amtliche Vermerke. Wir waren (fast) daheim. Die Freude war groß, als wir einen Tag vor der letzten Etappe unserer Heimreise kostenlos ein Telegramm an unsere Angehörigen absetzen durften, um ihnen unsere Ankunft zu melden.

So brach also der für Deutschland geschichtsträchtige 9. November an: 1918 rief an diesem Datum Philipp Scheidemann vom Balkon des Reichstagsgebäudes die Republik aus, und in der darauffolgenden Nacht floh unser „ruhmreicher“ Kaiser Wilhelm II. nach Holland. 1923 brach in München Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle

im Feuer der Polizei zusammen. 1938 brannten in Deutschland die meisten Synagogen, und es begann die systematische Verfolgung der Juden. Schon deshalb werde ich dieses Datum nicht vergessen. Und an diesem Tag begann für mich nach vielen Jahren Nazi-Zeit, Krieg und Gefangenschaft ein neuer Lebensabschnitt.

Die Strecke Hersfeld/Hanau war mir schon als Bub durch die Fahrten in den Ferien nach Schmölln zu Onkel und Tante bestens bekannt. Sogar die einzelnen Stationen konnte ich auswendig hersagen. Auf originelle Weise hatte ich sie auf unserer Toilette gelernt, wo als Papier für hinterhältige Zwecke gebrauchte Kursbücher meines Vaters hingen. Noch einmal wurde mir das Elend unseres Gefangenendaseins in Erinnerung gerufen, als kurz hinter Hersfeld im Nachbarabteil ein Tumult entstand: Ein Gefangener, der als Spion im Lager bekannt geworden war, wurde gründlich verprügelt und erhielt damit die noch glimpfliche Strafe für sein verwerfliches Tun.

Als wir nach dem Distelrasen-Tunnel unser geliebtes Kinzigtal entlang fuhren, trat das nicht ein, was ich mir unendlich oft im Gefangenelager vorgestellt hatten: Helle Freude und großer Jubel. War ich so stumpf geworden, dass ich die Größe des Augenblicks nicht mehr erfassen konnte? Immer wieder haben wir uns doch dieses Ereignis so ausgemalt, wie es treffend *unser* 126. Psalm schildert:

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.

Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan.

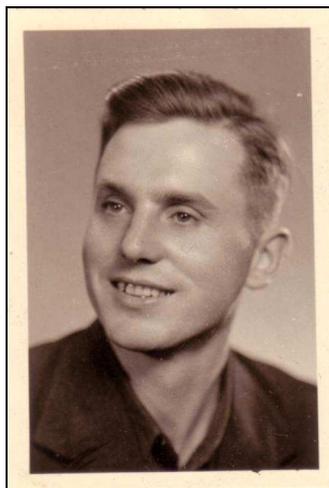
War ich so undankbar für das unbegreifliche Geschenk, endlich wieder ohne Stacheldraht und nicht mehr fremdbestimmt leben zu können?

*"...in der Heimat,  
in der Heimat,  
da gibt's ein  
Wiedersehen!"*

# *"...in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!"*

Wenn der Zug an größeren Stationen wie Fulda, Schlüchtern und Gelnhausen hielt, wurden die Aussteigenden mit großem Hallo verabschiedet. In Langenselbold standen auf dem Bahnsteig meine dorthin evakuierten und immer noch dort wohnenden Verwandten: Meine alten und geliebten Onkel Henri Knopf und Tante Mina mit ihren Töchtern Mathilde und Anni. Nur kurz war der Aufenthalt, der letzte vor Hanau. Dort erwartete mich Hans Reuling, mein Cousin und Pate, mit Frau und Tochter. Sie brachten mich zu ihrem Haus in der Freigerichtstraße, das zwar stark beschädigt, aber reparierbar die Bombennächte überstanden hatte. Hans' Mutter, Tante Anna, die Schwester meines Vaters, erwartete mich dort und hatten mir ein kleines Zimmer eingerichtet, in dem ich mich wohlfühlen konnte. Überall war die Freude groß über meine glückliche Heimkehr. Aber auch die Trauer packte uns über diejenigen aus unserer großen Familie, die Opfer des wahnsinnigen Krieges geworden waren.

Die Erinnerung kam hoch an die Brüder von Hans: Willy und Henri. Ersterer geriet in Stalingrad in Gefangenschaft, starb an Entkräftung und hinterließ Frau und drei Kinder. Henri überlebte gerade noch den Krieg, starb aber an einer Verwundung. Onkel Otto war während meiner Abwesenheit auch gestorben. Unser Onkel Karl Knopf mit Frau Kätha und Tochter Emmi waren ja zusammen mit meinen Eltern im selben Keller umgekommen. Annis Ehemann, Joseph Wurmer, war bald nach der Hochzeit gefallen. Und nicht zuletzt gedachten wir meines lieben Bruders Werner, den ich bei meiner



*erstes Foto nach der  
Heimkehr*

Heimkehr am schmerzlichsten vermisste.

Alle Kriegsgräber sind unbekannt. Wenn auch meine Eltern und die Familie meines Onkels Karl auf dem Ehrenfriedhof in Hanau bestattet worden sind, so weiß doch niemand, wo sie in dem Massengrab liegen. Auf einer großen Gedenktafel sind ihre Namen, in Stein gehauen, verzeichnet. Diesen Platz suchte ich auf und gedachte auf diese Weise insbesondere meiner Eltern. Wie groß wäre ihre Freude gewesen, wenn sie noch hätten erleben können, dass ich den Krieg und die Gefangenschaft überlebt habe! Die wunderbarsten Gedanken gingen mir durch den Kopf: Ob es nicht auch eine Gnade für sie war, dass ihnen die Zeit der Ungewissheit beim Kriegsende über mein Schicksal und dann das Warten auf meine Rückkehr erspart geblieben ist? Meine Mutter war physisch und vor allem psychisch ohnehin am Ende. Nicht nur, weil ich nichts Besseres wusste, übergab ich all diese Fragen meinem Gott.

In den ersten Tagen gab es allerlei Laufereien zu Ämtern, denn noch war alles mögliche bezugscheinpflichtig. Auch Erbprobleme mussten geklärt werden, vor allem meine Ansprüche als Erbe von Total-Bombengeschädigten. Einen mir angebotenen und zustehenden Aufenthalt in einem Erholungsheim für Spätheimkehrer nahm ich an und ging für vierzehn Tage nach Dornholzhausen bei Bad Homburg, am Fuß des Taunus. Mit Hilfe einer genauen Landkarte wanderte ich meist allein durch die

Wälder und suchte vor allem Quellen, die mir all die Jahre irgendwie zum Inbegriff von Heimat geworden waren. Leider entsprach die Wirklichkeit nicht mehr dem, was auf der Karte angegeben war. Wie ich später hörte, hatten die Orte am Südhang, vor allem Oberstedten, schon zu Kaiser Wilhelms Zeiten die Quellen an das Bad Homburger Schloss verhöckert, um sich beim Kaiser Liebkind zu machen. Davon hat später die Stadt Bad Homburg profitiert. Alle größeren Quellen waren gefasst, und von Bächlein, die still murmelnd zu Tale fließen, war nichts zu sehen.

Von hier aus machte ich auch einen Besuch in Haus Heliand, dem Wohnsitz von Paul Both, dem Leiter unserer Frankfurter (und Hanauer) Gemeinde-Jugendarbeit. In dessen Anwesen befand sich unser Jugendheim. Es war schon während des Krieges Usus, dass wir Mitarbeiter und Leiter während unseres Fronturlaubs mindestens *einen* Tag dort verbrachten, um beim Bau und Ausbau des Heimes zu helfen. Natürlich gab es da auch Gelegenheit zu Gesprächen mit Paul Both. Insbesondere ging es um den Fortgang unserer Jugendarbeit angesichts des Krieges und der Behinderungen durch den NS-Staat. So waren nicht nur die Gemeindejugendkreise ständiger Kontrolle durch die Gestapo unterworfen, sondern ganz besonders die Briefe, die in vervielfältigter Form in gewissen Zeitabständen an uns Soldaten und an Dienstverpflichtete gingen. Endlich konnte man da im Urlaub beim Besuch von „H“ (Haus Heliand) Genaueres, Unzensiertes erfahren. Paul Both musste ja wie viele unserer Mitarbeiter Verhöre über sich ergehen lassen, die bei ihm schließlich in einer Verhaftung endeten. Längere Zeit saß er zum Beispiel im Untersuchungsgefängnis mitten in Frankfurt, wo er die schweren Luftangriffe in seiner Zelle eingeschlossen über sich ergehen lassen musste. Politische Gefangene wurden auch im NS-Staat schlechter behandelt als Kriminelle. Man warf ihm Zersetzung der Wehrkraft vor, weil er in einem der Briefe den Empfängern in Erwägung zu ziehen empfahl, insbesondere im Hinblick auf die Zeit nach dem Krieg als

Beruf Theologie zu wählen und nicht den des Offiziers.

Das soldatische Element war zwar von Anfang an – schon zur Zeit von Boths Vorgänger Albert Hamel – Leitstern der Ordnung der Pfadfinderschaft und Jugendarbeit gewesen. Von ihrer Geschichte her durch ihren Gründer Baden-Powell und im deutschen Kaiserreich war eine andere Fundierung eigentlich kaum denkbar, es sei denn, man wagte eine gewisse Opposition zur damaligen Gesellschaft. Baden-Powell hatte seine Pfadfinderarbeit an der Schutztruppe in den Kolonien ausgerichtet, und auch die deutschen Pfadfinderbünde schwärmten für das Leben der deutschen Kolonialtruppen. Nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich diese Auffassung bei einem großen Teil der allgemeinen deutschen Jugend. Die Jugendbünde bestanden mehr aus freiheitlich gesonnenen Gruppierungen wie zum Beispiel dem Wandervogel, der seine Wurzeln durchaus in der Vorkriegszeit hatte. Aber nun, nach den schrecklichen Erlebnissen in den Materialschlachten des Ersten Weltkrieges, sahen sie im Soldatentum nicht mehr ihr Ideal. Außerdem war ihnen das Führerprinzip suspekt geworden, und sie neigten mehr zu demokratischen Formen.

Entsprechend der Entwicklung des deutschen Protestantismus, der zum großen Teil nicht den Weg zur Demokratie fand, sondern autoritären Staatsformen, sogar der Monarchie, nachtrauerte, verlief auch der Weg eines großen Teiles evangelischer Jugendarbeit in solchem Geist. Wenn ich heute sage: „Leider gehörte das Both'sche Werk nicht zu den fortschrittlichen Jugendorganisationen“, so bin ich ziemlich sicher, dass ich eine andere Form als Junge abgelehnt hätte und demgemäß wer weiß wo gelandet wäre. Denn die Unmenschlichkeit und Furchtbarkeit der Schlachten des Krieges, die ich selbst ja so nicht miterleben musste, verhinderten nicht, dass auch uns noch das Vorbild des gehorsamen, tapferen Grabenkämpfers und des Frontkämpfers (des „Frontschweines“) mehr zusagte als der friedliebende, schlichte Bürger, der mit Zivilcourage, vernunftbegründeten Argumenten und in einer demokratischen Gesellschaft seinen Weg gehen wollte.

Uns begeisterte eher ein Lied aus einem Film „Die letzte Kompanie“<sup>28</sup>, der 1930 uraufgeführt wurde. Er handelte von den Kämpfen im Napoleonischen Krieg. Wir sangen es immer wieder. Es überlebte sogar den ganzen Krieg und tauchte dann – und wenn es nur der Refrain war – in der Pfadfinderschaft wieder auf (!):

„Kennt ihr den alten Heldensang,  
der immer wieder neu erklang?  
Wenn wo gebräunt,  
von Wetter und Wind,  
Männer beisammen sind.

*Wir, die letzten, die geblieben,*  
von der Burgkschen Kompanie,  
grüßen heute alle die wir lieben,  
*Gott* beschirm und schütze sie.  
Seht der Tag graut im Gelände,  
*was befohlen, wird getan.*  
Und wir reichen uns die Hände,  
Kameraden bis ans Ende:  
Wir dreizehn Mann, wir dreizehn Mann.

Kennt ihr das alte Heldenlied,  
das immer wieder neu erblüht.  
Springt es uns an,  
so dann und wann,  
das Lied von den dreizehn Mann:

Von den dreizehn Grenadieren  
kennt jeder seine Pflicht,  
Keine Ruhmestafel wird uns zieren,  
kein Gedenkstein, kein Gedicht.  
Wirft das Schicksal seine Karten,  
wie es kommt, wir treten an.  
Unsre Waffen sind voll Scharten,  
und wir schweigen, und wir warten,  
wir dreizehn Mann, wir dreizehn Mann.“

Es enthielt die Elemente, die uns vor dem Krieg ansprachen: Gott (Schicksal), Befehl und Gehorsam. Dies galt für die Zeit vor 1933 gegenüber der Weimarer Republik, deren Demokratie uns suspekt war. Es galt vor allem nach 1933, als viele Pfadfinder einzeln zur Hitlerjugend überliefen. Wir waren „die letzten, die geblieben“, die abwarteten, bis im September die gesamte Pfadfinderschaft geordnet mit einem klaren Vertrag in die HJ eingegliedert wurde. Noch heute geistert mir diese Melodie durch Kopf und Hirn. Es ist nicht zu fassen!

<sup>28</sup> Buch: Ludwig von Wohl und Heinz Goldberg,  
Musik: Ralph Benatzky

Es war übrigens nicht das einzige Lied, das den (unbedingten!?) Gehorsam pries. Gerne sangen wir auch:

„Es gibt nur eine Parole, die allen im Herzen brennt,  
es gibt nur eine Parole, zu der sich jeder bekennt.

(Refrain:)

Gehorsam und Treue, Gehorsam und Treu',  
es gibt nur eine Parole, Gehorsam und Treu.

Und immer wieder nach allen Strophen: „Gehorsam und Treu, Gehorsam und Treu“. – War es da ein Wunder, dass wir an dem gotteslästerlichen Eid („bei Gott!“) nichts auszusetzen hatten, den Hitler uns abverlangte? Denn zu allen Zeiten, wo „bei Gott“ ein Eid geschworen wurde, war die Bedingung, dass Eidgeber und Eidnehmer sich in gleicher Weise unter Gottes Ordnung wussten. „Unser Führer“ war der erste, der beim Eid eine solche Bedingung nicht duldet, also einen unbedingten Eid schwören ließ. Wir aber verstanden unter unbedingt so viel, wie: ein besonders wichtiger Eid – und waren noch darüber stolz.

Bei dem Gespräch mit Paul Both spielte auch mein zukünftiger Weg eine Rolle. Er wusste von meiner Entscheidung, nicht mehr die Ingenieur-Laufbahn anzustreben, sondern eher einen Beruf, bei dem ich mit Menschen Kontakt haben konnte. Ich hatte – unabhängig davon – schon während des Krieges meine Bereitschaft erklärt, eine bestimmte Zeit hauptamtlich dem Werk zur Verfügung zu stehen, wie es eine Reihe meiner Freunde schon vor dem Krieg getan hatten. Zum Zeitpunkt unseres Gespräches war eine Anstellung in diesem Sinn nicht aktuell. So verfolgte ich einen anderen Plan, den Werner Reininghaus im Gefangenenlager empfohlen hatte: Ich bewarb mich als Erzieher am Schülerheim in Korntal bei Stuttgart, wo sein Bruder Robert Leiter und Studienrat am dortigen Gymnasium war. Werner hatte mich in seinem Brief an seine Frau entsprechend avisiert, sodass der Anstellung nichts im Wege stand. Wegen der Weihnachtsferien hatte es noch etwas Zeit, die Stelle anzutreten. Nur zur Vorstellung war ich kurz dort.

In der Zwischenzeit erledigte ich noch einige wichtige Unternehmungen. Natürlich fuhr ich zuerst nach Heilbronn, um nach der

Übersendung des „Schmalz-Briefes“ nun noch persönlich mich dort vorzustellen und mündlichen Bericht zu geben. Werners Frau war nach dem Verlust ihrer gesamten Habe bei den Fliegerangriffen auf Heilbronn im Dachstock des Gemeinde-Kindergartens untergekommen. Nun lernte ich auch ihre beiden Töchter Elisabeth und Dorothee kennen; letztere kannte ich ja schon von dem Foto, das uns im Lager zu dem Rätselraten veranlasst hatte. Da gab es natürlich ein schier endloses Erzählen. Leider konnte ich zu der Chance für Werner, baldigst entlassen zu werden, gar nichts sagen. Aber mein Bericht zeigte ihr, dass Werner sehr getrost in die Zukunft schaute, und das war auch für sie eine große Hilfe. Ich lernte dann noch Agnes' Eltern kennen, die nur ein paar Straßen weiter ein kleines Haus besaßen. Die Mutter war gerade von einem hartnäckigen Nasenbluten geplagt. Als Sani mit über vierjähriger Praxiserfahrung konnte ich ihr ziemlich schnell helfen, was mein Ansehen, durch Werners Brief schon genügend begründet, noch mehr anhub. Ich lernte auch die Geschwister von Agnes kennen: Walter, nach abgebrochenem Förster-Studium ein rundum versierter Naturfreak, Dora und Gudrun, letztere mit einem jungen Theologen verlobt.

Eine größere Reise führte nach Leipzig, wo ich Carl-Ernst Schulz in seinem Elternhaus besuchte. Das war ein frohes Wiedersehen, und ich wurde von seinen Angehörigen sehr freundlich aufgenommen. Für ihn sah die Zukunft nicht rosig aus. Er hätte gerne Architektur studiert. Aber unter den dort herrschenden politischen Verhältnissen musste er zunächst auf den Bau und als kleiner Arbeiter anfangen. Das war er zwar durch die Gefangenschaft gewohnt; aber er hatte sich den Anfang in der Heimat doch anders vorgestellt. Ich lernte das arg zerstörte Leipzig kennen, von dem nur wenig wieder aufgebaut war.

Die Rückreise wählte ich über Borna, eine Kleinstadt südlich Leipzig. In dessen Nähe, in Raupenhain, stand das Haus meines Großvaters, das ich durch dessen Tod und den Tod meiner Eltern geerbt hatte. Die Mieter waren nicht sonderlich freundlich zu mir und stellten allerlei Forderungen, den

Zustand des Hauses betreffend. Es war ihnen bekannt, dass im Gegensatz zu der sowjetisch besetzten Zone bei uns im Westen alles zu haben war und erwarteten von mir, ihnen alles mögliche (und unmögliche) zu schicken. Ich aber musste zunächst einmal erst mein Erbeantreten, das heißt ich hatte eine beachtliche Rennerei hinter mich zu bringen, bis ich die notwendigen Erbscheine erhielt, mit denen ich unter anderem auf der Bank die Konto-Auszüge einsehen konnte. Die aufgelaufenen Mietbeträge waren so lächerlich klein, dass sofort zu sehen war, dass mit ihnen eine Erhaltung des Hauses nicht möglich sein würde. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als die Erinnerungen aufzufrischen, die mit diesem Haus verbunden waren. Mit Wehmut gedachte ich der schönen Ferien bei meinen Großeltern, an Dina, den Ziehhund, den ich als Vierzehnjähriger so innigst geliebt hatte.

Bei der Rückfahrt machte ich einen Umweg über Schmölln – zwischen Altenburg und Gera –, wo meine Tante Marie und mein lieber Onkel Hermann Strobel wohnten. Der Ort war von Kriegsfolgen völlig verschont geblieben. Die Erinnerung aus meiner Kindheit dort und später noch als Bub und junger Mann waren daher besonders lebendig. Die Freude über meinen Besuch war riesig, war ich doch einer ihrer wenigen überlebenden Neffen und Nichten. Andererseits waren sie alt und hinfällig geworden. Meinem Onkel als Bürger der sowjetischen Zone hatte ich die Treuhänderschaft über das Haus in Raupenhain übertragen. Nun, nach dem Antritt des Erbes, war er froh, die Klagen der Mieter und die Streiterei mit den Ämtern los zu sein. Ich war den beiden sehr dankbar, vor allem dafür, dass sie mir Briefe, gewisse Nachlässe und Fotos von meinen Eltern aufgehoben hatten und mir nun übergeben konnten. Die Heimfahrt war nicht besonders erfreulich, denn Hanau war mir fremd geworden. Es wurde mir klar: hier würde ich mein neues Leben nicht beginnen können.

Weihnachten stand vor der Tür. Ich fuhr noch schnell zu Christels Eltern. Er war noch nicht zurückgekehrt, und seine Eltern und Schwester waren froh, von mir zu hören, wie gut es ihm besonders in der Zeit

bei uns im Lazarett in Sevastopol gegangen war. Wo er sich jetzt befand, war nicht bekannt. Der Gedanke, dass er ein weiteres Weihnachtsfest fern von daheim feiern musste, lag als schwere Sorge auf uns. Verwundert waren die Eltern Zöckler, dass ich immer von „Christel“ sprach. Für sie war er der Erasmus. Es war sein zweiter Vorname, und er hatte wohl beim Kommiss die Ableitung von Christian seinen Kameraden gegenüber dem weniger üblichen Erasmus vorgezogen.

Ich fuhr also schweren Herzens wieder zurück nach Hanau. Dort warteten zwar viele Freunde auf mich, und es war auch mancher Besuch bei Eltern von ehemaligen Freunden und Kameraden fällig. Und das war jedes Mal eine traurige und schwere Angelegenheit. Dazu gehörten vor allem das Elternhaus meines Freundes Horst Fortun und das von Helmuth Eifert. Der Stolz über die nächsträgliche Verleihung des Ritterkreuzes konnte die Eltern Fortun wenig trösten über den Verlust ihres so hoffnungsvollen Sohnes. Horsts Schwester beklagte den Verlust ihres Mannes. Die Wunden des Krieges waren allgegenwärtig.

Ein schwerer Gang war auch der Weg zur Hohen Tanne. Die Eltern Eifert wohnten zwar nicht mehr dort, aber Schwester Irene und Schwager Heiner Mohn. Bei ihm trafen sich immer wieder die alten Mitarbeiter. Helmuths Eltern bewohnten immer noch ihr altes Stammhaus in Enzheim, das sie zum Ferienhaus in der Nazizeit umgewandelt hatten. Sie konnte ich erst zu einem späteren Zeitpunkt sehen und dabei das Grab meines unvergesslichen Jugendleiters aus der Hitlerzeit besuchen.

Mit Kurt Friedgé erörtere ich bei einer Nachtwanderung an der Saalburg meine Zukunftspläne. Er war ja auch durch die Zugehörigkeit zum selben Truppenteil, den Eisenbahnpionieren, zu einer engeren Freundschaft mit meinem Bruder gekommen. Ihn interessierten besonders meine Gefangenschaftserlebnisse. Er war immer einer der Nüchternsten unter uns, und ich schätzte ihn schon aus diesem Grund ganz besonders. Nach allem, was ich an Wunderbarem erlebt hatte, sah ich eigentlich ohne besondere Sorge in die Zukunft. Viel-

leicht war er, der bald nach dem Krieg heimkehren durfte und die Verhältnisse im Nachkriegsdeutschland daher gut kannte, nicht so optimistisch. Als ich meinte, dass nach all dem, was ich hinter mir hatte, mich eigentlich nichts mehr erschüttern und es schlimmer nicht mehr kommen könne, da bremste er entschieden meine Zukunftsphantasien. Das war sicher sehr heilsam. Aber meinen Mut konnte (und wollte) er nicht bremsen.

Ein erfreulicher Besuch war der bei Günter Dietrich. Seine schwere Verwundung erlaubte ihm nicht mehr, Geige zu spielen. Das war ein hartes Schicksal für ihn. Er wusste, dass auch ich Geige gelernt hatte, und als er hörte, dass die meinige den Bomben zum Opfer gefallen war, übergab er mir sofort sein schönes altes Instrument. Ich habe zwar nicht mehr die alte Fertigkeit des Spiels erlangt, aber sie ist mir doch bis zum heutigen Tag eine treue Begleiterin geblieben. Die Freundschaft mit ihm ist bis zu seinem Tod und die mit seiner Frau bis heute geblieben.

Ein seltsames Wiedersehen erlebte ich mit der NSU-Quick meines Bruders. Hans Schlegel, mein alter Freund, Mitkämpfer in der „evangelischen Betriebsgruppe“ aus unserer gemeinsamen Lehrlingszeit bei der Degussa und Mitarbeiter in der Hanauer Jugendarbeit, hatte sie im Haus Friedrichstraße unter der Betontreppe zum Keller hervorgezogen und sichergestellt. Als leidenschaftlicher Motorradfahrer war sie ihm mit ihrer Tretkurbel zu mickrig. Darauf baute er sie zum Kleinmotorrad um und benutzte sie als fahrbaren Untersatz in Frankfurt, wo er als hauptamtlicher Jugendleiter tätig war. Es war mir nicht unrecht, dass die Maschine an meiner Statt als „Mitarbeiterin“ im Jugendwerk tätig war. Aber jetzt gab er sie mir zurück, wieder zum Tretmotorrad zurückgebaut. So wurde ich zum reichen Bürger: vom Gefangenen mit Aluminium-Löffel zum Hausbesitzer und Eigentümer einer Geige und eines Motorrades – eine beachtliche Karriere.

Beim Besuch eines Konzertes im Schloss Phillipsruhe stand ich plötzlich Heida gegenüber, meinem Weihnachtsengel von 1938. Wegen dem bevorstehenden

Arbeitsdienst hatten wir damals ausgemacht, zuerst einmal diese Zeit vorübergehen zu lassen, denn an einer Brieffreundschaft waren wir beide nicht interessiert. Als dann der Krieg ausbrach, waren wir erst recht davon überzeugt, besser zuerst einmal dessen Ende abzuwarten. Daran ist zu ersehen, dass da höchstens eine Freundschaft zu erwarten gewesen wäre, mehr nicht. Während des Krieges war ich doch etwas neidisch auf manche Kameraden, die zuhause eine Liebste hatten, und ich dachte oft an Heida und ob es richtig war, was wir ausgemacht hatten. Diese Meinung brauchte ich jetzt, wo wir uns gegenüberstanden, nicht zu ändern. Meine Gedanken und Interessen waren auch viel zu sehr auf das gerichtet, was beruflich vor mir lag. Und da sah ich es als einen Vorteil an, in keiner Weise gebunden zu sein. Denn wenn zum Beispiel meine Eltern und mein Bruder überlebt hätten, wäre eine Entscheidung über meine Zukunft ungleich schwerer gewesen, als es jetzt der Fall war. Es ist aus der „Liaison“ also nur eine Freundschaft geblieben, die bis in die Gegenwart gehalten hat.

Heute ist mir klar, dass meine neue Zukunftsplanung sicher ein gewisser Affront gegenüber meinen Hanauer Verwandten gewesen sein musste, die ohnehin von meinem zukünftigen Berufsweg nicht begeistert waren. Lediglich bei Hans Reuling konnte ich mit Verständnis rechnen. Er war, wohl vor allem durch seine Kriegserlebnisse, unserer Wallonischen Gemeinde innerlich näher gekommen. Bei Kriegsbeginn Angestellter bei der Stadt Hanau, erhielt er den Auftrag, den Leichenbergungszug zu leiten. Das war bestimmt bei den vielen Bombenangriffen auf Hanau eine furchtbare Aufgabe. Er ließ sich nicht nur in das Konsistorium der Gemeinde wählen, sondern arbeitete dort ehrenamtlich bei mancherlei Veranstaltungen mit. Sicher hatte er gehofft, dass ich nach meiner glücklichen Heimkehr meine Aufgabe mehr

im heimatlichen Bereich sähe und für ihn eine Stütze sein könnte. Obwohl es darüber – leider – nie zur einer Aussprache kam, wurde mir der Abschied von meinen verwandtschaftlichen Bindungen gerade seinetwegen besonders schwer. Als mein Pate hat er schon in meiner Kindheit rührend für mich gesorgt und sich für mich nach dem Tod meiner Eltern ganz besonders verantwortlich gesehen. Es war nicht Reulings oder Knopfs Art, über solche Probleme zu sprechen, und so kann ich nur hoffen, dass er und seine Familie schließlich doch noch meinen Entschluss verstanden und gebilligt haben.

Mitten in diese Überlegungen und das Anknüpfen an alte Freundschaften und Bekanntschaften platzte die Nachricht, dass Christel heimgekehrt sei und sich im Entlassungslager Hof-Moschendorf befinde.



*Bei Familie Zöckler, Weihnachten 1949*

Christian Erasmus Zöckler saß also dort, und die Formalitäten würden bestimmt noch mindestens zwei Tage dauern. Das hätte bedeutet, dass er frühestens am 1. oder gar erst am 2. Weihnachtsfeiertag daheim

angekommen wäre. Dieser Bürokratismus war für Atti, seinen Vater, unannehmbar. Mit einem Mietauto fuhr er los, versprach der Lagerleitung, dass sein Sohn ganz bestimmt zur Erledigung der Formalitäten nach dem Fest noch einmal zurück kommen würde, und bekam ihn auf diese Weise „ausgehändigt“. Nach langen Jahren der Trennung konnte nun die wieder vollzählige Familie den Heiligabend gemeinsam feiern.

Wo ich zum Weihnachtsfest war, weiß ich heute leider nicht mehr. Dies hängt wohl damit zusammen, dass ich in Gedanken in Wiesentheid war, wo ich mir nach den Schilderungen von Erasmus in Sevastopol das Weihnachtszimmer genau vorstellen konnte. Nach den Feiertagen fuhr ich mit der Bahn nun wirklich dorthin, wo es ein bewegendes Wiedersehen gab. Auch Thom war von Augsburg aus angereist. Und nun konnte es für mich eigentlich erst richtig Weihnachten werden: Die Weihnatskrippe brauchten wir uns nun nicht mehr vorzustellen. Wir bestaunten die kunstvoll geschnitzten Figuren: Maria, Joseph und das Kind in der Krippe, die Hirten mit ihren Schafen, Ochs und Esel, und was man sonst noch auf der liebevoll aufgebauten Szene bewundern konnte. Darüber prangte der Baum im schönsten Weihnatschmuck. Und immer wieder die freudig-dankbare Erwähnung von Mutter Zöckler, dass das schönste Weihnatsgeschenk ja ihr Erasmus sei und seine wunder-same Heimkehr genau zum Weihnatsfest. Wir sangen all die alten Lieder, die wir auch zum Teil in der Gefangenschaft gesungen hatten. Wir hörten die Geburtsgeschichte Jesu nach dem Lukas-Evangelium – welcher ein Unterschied zu Weihnachten in Sevastopol.

Natürlich wurde auch die Weihnatsgeschichte von dem Krüppel Sebastian „Am Meilenstein“ gelesen, die Mutter Zöckler zum Christfest 1947 für uns verfasst und uns zugeschickt hatte. Ja, sie hatte es damals geschafft, in der Zeit der Fünfundzwanzig-Worte-Rot-Kreuz-Karten diese über acht DIN-A4-Seiten umfassende

Geschichte durchzuschuggeln. In ihr wird erzählt, wie der von seinem hartherzigen Dienstherrn vor dem Fest fortgejagte alte, bucklige Knecht hilflos durch die kalte Winterlandschaft irrt, ein verletztes Hündchen aufliest und es notdürftig verbindet. Mit ihm wird er schließlich doch noch bei der Familie aufgenommen, deren Töchterchen das Tier gehörte, und so konnten sie jetzt erst frohe Weihnachten feiern. Selbstverständlich wurde auch Sebastian hier jetzt nicht mehr fortgeschickt.

In Hof-Moschendorf muss wohl die Bürokratie besonders schnell gearbeitet haben, denn Vater Zöckler und Sohn kamen noch am selben Tag zurück. Mit Thom bewohnte ich ein schönes Zimmer im Schloss, dessen Besitzer als bekannter Pianist nebenan auf seinem Flügel übte. Es muss bei uns, besonders wenn wir zu dritt zusammen waren, sehr lustig und vor allem laut zugegangen sein, denn „der Herr Graf äußerten sich“ bei Erasmus' Eltern wohlwollend über seine fröhlichen Zimmernachbarn.



*Die "fröhlichen Zimmernachbarn"*

Wir allerdings hatten ihn in Verdacht, dass dies nur die adlige Ausdrucksform einer Beschwerde über uns war.

Vater Zöckler war über meine beruflichen Pläne nicht begeistert. Er hätte es lieber gesehen, wenn ich jetzt erst einmal mein Abitur nachgeholt und ein ordentliches Studium begonnen hätte, seinethalben auch Theologie. Ich kann ihn heute sehr gut verstehen. Unsere pietistische Art zu reden war ihm, der eher ein Freigeist war, bestimmt suspekt. Mutter Zöckler, der mein Schicksal als einziger Überlebender einer ganzen Familie sehr zu Herzen ging, bot sich mir als Mutter-Ersatz an, und ich wäre sicherlich nicht schlecht gefahren, wenn ich diese Ratschläge und Angebote angenommen hätte. Es war nicht zufällig, dass Rose Planner-Petelin, wie ihr Schriftstellernamen lautete, mir das Buch Witiko von Adalbert Stifter schenkte. Ihr gefiel in dieser Dichtung die Redlichkeit des darin geschilderten Ritters in einer in ihrer Ganzheit und Harmonie geordneten Welt. Ich habe ihr Angebot als eine große Ehre empfunden. Aber in mir bohrte der Satz aus 1. Mose 24, 56: „Haltet mich nicht auf!“. Es ist die Geschichte, in der der Knecht Abrahams bei der Brautwerbung für seinen Sohn gebeten wurde, doch noch einige Tage die Braut bei ihren Eltern bleiben zu lassen und erst dann in seine Heimat zurück zu ziehen.

Ein nicht leichter Gang stand mir noch bevor. Von Luise Langsdorf, der Rotkreuz-Schwester in Krakau, hatte ich mich ja Anfang 1945 vor meiner Versetzung zum Kfz-Werkstattzug verabschiedet. Von ihr hatte ich verständlicherweise durch die Wirren der letzten Kriegsmonate nichts mehr gehört – und sie von mir natürlich auch nicht. Sie hatte es nach Kriegsende verstanden, meine Heimatadresse in Erfahrung zu bringen. Da meine Eltern nicht mehr lebten, hatte man ihre Post an meinen Cousin Hans Reuling weitergereicht. Er musste annehmen, dass zwischen ihr und mir mehr als nur eine kurze Freundschaft bestand und hielt die Verbindung mit ihr aufrecht. Erst etwa im Jahr 1947 konnte ich ihn wissen lassen, dass dem nicht so war. Ich hatte eine Rotkreuz-Karte auch an Luise gesandt und ihr für ihre Grüße gedankt, die sie mir über Hans hatte bestellen lassen. Vielleicht habe ich dabei nur einen Ton zu herzlich und erfreut geschrieben, vielleicht auch mit

„Dein Günter“ geendet. Luise schrieb daraufhin wohl ziemlich begeistert an meine Verwandten in Hanau, sodass Hans mich darauf aufmerksam machen musste, doch ja etwas vorsichtiger zu sein. Ein ausführlicher Briefwechsel hätte das Missverständnis schnell aufgeklärt. So aber sah sie meiner Heimkehr mit Erwartungen entgegen, die ich nicht erwidern konnte.

Mitte Januar 1950 trafen wir uns in Frankfurt, und noch heute wird mir das Herz schwer, wenn ich an dieses Zusammensein denke. Keine Frage: Sie war eine phantastische Frau. Es waren auch nicht nur die acht Jahre, die sie älter war als ich, die den Funken nicht überspringen ließen. Auch der Tatbestand, dass ich wie bei Heida noch ungebunden sein wollte, war es nicht, dass ich nein sagen musste. Sie hätte gerne noch eine Verbindung mit mir auf freundschaftlicher Basis gehabt. Ich aber war noch der Meinung, die uns in der Jugendarbeit gepredigt worden war, dass es eine Freundschaft zwischen den Geschlechtern nicht gibt. Ich weiß heute, dass ich ihr durch meinen Entschluss sehr weh getan habe. Aber ich wollte auch keine ewige Quälerei, und so trennten wir uns nach einem zweimaligen Briefwechsel für immer – nicht zornig, aber sehr, sehr traurig.

Wie ich an die Heimatanschrift von Albrecht Sproedt kam, weiß ich nicht mehr. Er war ja der, der mir am ersten Tag in sowjetischem Gewahrsam dazu verhalf, von einer Flucht abzusehen und den vor uns liegenden Weg als von Gott für uns so vorgesehen anzunehmen. Genau genommen, hat er damit eine Weichenstellung verursacht, die zwar in zunächst furchtbares Dunkel führte, aber dann doch für mich eine wunderbare Wendung brachte. Das hätte ich ihm zu gerne gesagt und ihm gedankt für die damals richtige Entscheidung. Leider durfte er nicht heimkehren. Seine Mutter, der ich die Umstände unserer inneren Verbindung berichtet hatte, konnte mir nur noch seinen Tod mitteilen. Er ist schon 1945, kurz nach seiner Ankunft in einem Gefangenenlager bei Krasnodar im südlichen Kaukasusvorland an schwerem Typhus erkrankt und gestorben.

Ihre Briefe, die sie mir geschrieben hat, bestätigen das, was Albrecht mir bei unserem Bekanntwerden von seinen Eltern erzählt hat. Es muss eine glückliche Familie gewesen sein. Vier Kinder hatte die Pfarrersfamilie, drei Buben, eine Tochter. Albrecht und sein jüngerer Bruder sind Opfer des Krieges geworden. Letzterer fiel in den letzten Kriegstagen in Berlin. Dem Ältesten gelang es noch, als Feldarzt mit einem Verwundeten-Transport auf abenteuerliche Weise der sowjetischen Kriegsgefangenschaft bei Franzensbad zu entkommen. Während seines letzten Urlaubs konnte Albrecht seine Schwester mit ihren drei Kindern aus der Leipziger Gegend in das ungefährdete Gebiet um Marburg bringen. Sie war vorher vor der vorrückenden russischen Front aus Schlesien geflüchtet. Albrechts Verlobte arbeitete Anfang der 50er Jahre als Fachärztin an der Nervenklinik der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth. Sie hatten sich während ihres Studiums an der Uni Marburg kennengelernt. Albrechts Vater war kurz vor Kriegsende verstorben. Welch ein Schicksal spricht aus den in akkuraten Sütterlin-Buchstaben geschriebenen Briefen der Pfarrwitwe, aber zugleich auch eine bewunderswerte Getrostheit und ein tief gegründeter Glaube.

Den Gefangenen-Psalm habe ich ja schon als *unseren Psalm* bezeichnet. Er sprach die meisten von uns Gefangenen an, ob sie „gläubig“ waren oder nicht. In allem Elend der Stacheldraht-Misere redet er von dem, was uns im Tiefsten bewegte: Die Hoffnung auf eine Erlösung, wie sie auch aussehen mag. „Der Herr hat Großes an ihnen getan“ (Vers 2). Worin besteht das Große? *Ich* habe ja heimkehren dürfen. Wie aber sieht es mit dem „Großen“ bei Albrecht Sproedt, bei meinem Bruder Werner aus? Wo war da der Herr? Albrecht war ja bewusst und mit voller Absicht im Vertrauen auf unseren Gott den Schritt in die sowjetische Gefangenschaft gegangen. Damals, 1945, als die letzte Möglichkeit zur Flucht bestand und ich ihn bestürmte, das Wagnis mit mir zu teilen, da sagte er nein. Dabei hielt er es durchaus für möglich, dass dieser Weg auch in den Tod führen könnte. Warum

durfte er nicht zu seiner geliebten Braut, zu seiner Familie zurückkehren und musste einen schlimmen Tod als Typhuskranker sterben?

Mein Bruder Werner war ein aufrechter und ehrlicher Mensch – gerade auch in den Auseinandersetzungen mit mir, dem Jüngeren. Den furchtbaren Schwindel des Dritten Reiches hat er viel früher als ich erkannt und die Konsequenz nicht gescheut, aus der SS wieder auszutreten. Er tat das mit dem klaren Hinweis, dass er die Mitgliedschaft mit seiner Überzeugung nicht mehr vereinbaren konnte. Es ist ihm damals übrigens nichts geschehen, ebenso wie bei meinem Vater, der aus der Partei ganz offen seinen Austritt erklärt hat. „Der Herr läßt's den Aufrichtigen gelingen.“ – heißt es im Wort Gottes (Sprüche 2, 2) Warum musste mein Bruder einen so schrecklichen Tod erleiden?

Und wie sah es mit mir aus? Noch im letzten halben Jahr des Krieges versuchte ich, zu einer kämpfenden Truppe versetzt zu werden, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass wir diesen Krieg gegen den atheistischen Kommunismus verlieren könnten. Meine Sorge war: Bei einem Sieg würde ich dann als „Etappenhengst“ heimkehren und müsste mich in der bestimmt zu erwartenden Auseinandersetzung zwischen Christenglaube und Nationalsozialismus fragen lassen: „Wo bist du denn im Krieg gewesen?“ Und ausgerechnet ich erlebte – außer einigen geringen Ausnahmen – eine erträgliche Gefangenschaft mit einer sinnvollen Aufgabe als Leiter eines Lazaretts. Und noch heute darf ich mich als fast 84-Jähriger meines Lebens erfreuen.

Bewahrt Gott die Seinen überhaupt vor Krankheit und Unfall? Nirgends in der Bibel ist Christen ein sorgloses und leidfreies Leben versprochen. Auch ihnen bleiben die Lasten des Lebens nicht erspart. Er verheißt in seiner Nachfolge eher das Kreuz (Matth. 10, 38 u. 16,24). Wenn er aber vor etwas ganz bestimmt bewahrt, so ist es die Verzweiflung an ihm. Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, dass es wohl Gott war, der oft die Hand zwischen irgend einem Unfall oder Unheil und mir gehalten hat. Für

mich hat grundsätzlich alles, was geschieht, einen Sinn, auch wenn er im Augenblick des Geschehens noch verborgen ist. Und so verdanke ich ihm den roten Faden, der sich auch über manche Irrwege – von heute aus betrachtet – durch mein Leben zieht.

Glauben heißt ja nicht nur, vertrauensvoll in die Zukunft blicken zu können, und sei sie noch so dunkel. Wir können auch aus der Erinnerung heraus leben, wenn wir bedenken, dass wir in der Vergangenheit oft auch nichts von seiner Gegenwart gespürt haben. Und erst hinterher hat es sich herausgestellt, dass ER dennoch da war. Und so wird es auch in alle Zukunft sein: „Wenn ich auch gleich nichts fühle / von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele / auch durch die Nacht“ (eg 376, 3). Ganz sicher hat er in diesem Sinn auch meinen Bruder im Sterben bewahrt, so dass

er so etwas wie seine tröstende Nähe hat spüren können.

Wenn es um die *Garben* geht, die wir gemäß dem Gefangenen-Psalm bringen sollen, so muss ich an eine Aussage von Günter Eich über den Erfolg seiner Schriftstellerei denken: „In Saloniki weiß ich einen, der mich liest, und in Bad Nauheim. Das sind schon zwei“. In dieser Weise darf ich doch auch sagen: „In Frankfurt weiß ich einen, der behauptet, er habe mit meiner Hilfe ‚innerlich eine rechte Wandlung durchgemacht‘ und sei ‚jetzt zu diesem Glauben gekommen‘. Und bei München weiß ich auch so einen. Das sind schon zwei“.

Es ist nicht Stolz oder gar Angabe, die mich zu diesen letzten Sätzen veranlassen. Es ist vielmehr ein ganz großes Verwundern und ein unendlicher Dank dem, der mich erhält, *wie es mir selber gefällt*.

**„Hast du nicht (auch schon mal) dieses verspüret?“**



## Epilog

Häufig bin ich gefragt worden – zuletzt von einer sehr aufgeschlossenen Konfirmandengruppe in der Nähe meines neuen Heimatortes Simmertal – wieso ich schwere Zeiten im Leben als „wunderbar“ bezeichne. Ohne dem zweiten Teil meiner Erinnerungen vorgreifen zu wollen, möchte ich hier abschließend nur einige wenige segensreichen Folgen des Krieges und meiner Gefangenschaft nennen:

Ich habe aus dieser Zeit vier besonders tiefe Freundschaften behalten. Außerdem habe ich – neben einigem anderen – einen ganz neuen Aufgabenbereich in der Jugendarbeit und in der Berufsschule gefunden. Mit der Schwägerin Dora meines Freundes Werner Reininghaus fand ich

meine geliebte Ehegefährtin und Mutter meiner drei Kinder.

Im neuen Beruf traf ich einen früheren Mitarbeiter aus dem Frankfurter Jugendwerk wieder und lernte auch dessen Frau kennen. Durch eine gütige Fügung wurde sie nach dem Tod meiner ersten Frau meine zweite Lebensgefährtin. Wir haben inzwischen auch geheiratet. Selbst Werner, mein ältester Sohn, verdankt sein Eheglück noch indirekt meiner Kriegsgefangenschaft. Doch das gehört endgültig in Teil II.

Ist das nicht alles wunderbar?

Simmertal, Oktober 2003

---

Der hier vorliegende Bericht ist ein richtiges Familienunternehmen geworden:

Mein Sohn Werner gab den Anstoß, half mir geduldig beim Umgang mit dem Computer und brachte vor allem den Bericht in seine äußere Form.

Unsere Frauen Lore und Heike haben durch manchen guten Rat und ein engagiertes Lektorat zum Gelingen beigetragen.

Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank.

# Bildnachweis

Seite	Titel, Inhalt	Autor, Quelle	Art	Jahr
1 und Titel	„Im Rätselrachen der Welt“	Hans Thoma	Radierung	1908
6	Günter Knopf	gewerblich	Foto	1920
8	Familie Knopf v.l.n.r.: Wilhelm, Günter, Else, Werner	Werner Knopf	Foto	1928
10 links	Niederländisch-Wallonische Kirche, Hanau	Wilhelm Reuling, Hanau „Unsere schöne Kirche“	Zeichnung	um 1930
10 rechts	Niederländisch-Wallonische Kirche, Hanau Dachstuhl	Wilhelm Reuling, Hanau „Unsere schöne Kirche“	Zeichnung	um 1930
11	Familie Knopf v.l.n.r.:Günter, Wilhelm, Else, Tante Marie Strobel, Werner	Werner Knopf	Foto	1928
18	Spiel-Eisenbahn Spur 00	Günter Knopf	Foto	1931
20	Günter Knopf, mit Werners selbstgebauter Lochkamera aufgenommen	Werner Knopf	Foto	1927
25	STS-Abzeichen		Grafik	1933
39	Günter Knopf in der Lehrwerkstatt	Günter Knopf	Foto	1938
43	Günter Knopf, NSKK-Uniform	gewerblich	Foto	1938
46	Günter Knopf, Uniform des Reichsarbeitsdienstes	Günter Knopf	Foto	1939
52	Werner Knopf, SS-Uniform	gewerblich	Foto	1938
59	Günter Knopf, Soldat in Frankreich, bei Feuguerolles	Günter Knopf	Foto	1940
68	Werner und Günter Knopf, Charkov Rogany	Günter Knopf	Foto	1942

Seite	Titel, Inhalt	Autor, Quelle	Art	Jahr
70	Werner und Günter Knopf, Flugplatz Charkov Nord	Günter Knopf	Foto	1943
78	Günter Knopf, als Soldat auf Heimaturlaub	Foto Klein, Hanau	Foto	1944
110	Halbinsel Krim	Dumont- Reiseführer Krim	Karte	1995
112	Sevastopol, Lagergebäude in der Buchta Hollandija (großer Komplex, über gesamte Bildbreite)	Werner Knopf	Standbild aus Videofilm	2002
124	Sevastopol, Hafeneinfahrt	Werner Knopf	Standbild aus Videofilm	2002
125	Kirche bei Foros, Halbinsel Krim	Christoph Püschner Dumont- Reiseführer Krim	Foto	1995
145	Lager Karabelnaja	Carl-Ernst Schulz	Zeichnung	1948
157	„Im Rätselrachen der Welt“	Hans Thoma	Grafik	1908 (?)
160	Günter Knopf direkt nach der Heimkehr	gewerblich	Foto	1949
165	Bei Familie Zöckler v.l.n.r.: Sekretärin von Dr. Paul Zöckler, Haushaltshilfe, Dr. Paul Zöckler (Atti), Thomas Schmidhofer, darunter Christian Erasmus Zöckler („Christel“), Mutter Zöckler, G. K.	Günter Knopf (Selbstausröser)	Foto	1949
166	Die „fröhlichen Zimmernachbarn“ v.l.n.r.: Erasmus Zöckler, Thom (Thomas Schmidhofer), G. K.	Günter Knopf (Selbstausröser)	Foto	1949

Titelbild und Bilder auf den Seiten

110, 112, 124 und 125:

Sammlung Werner Knopf, Oppenheim

Bild Seite 145:

Sammlung Carl-Ernst Schulz, Frankfurt

Alle andere Bilder:

Sammlung Günter Knopf, Simmertal